erm. g. 423c / 1 Schlenkert

Lin…

1) F…
2) …
3 …

Es … en, … ausge- … und An merkunge … deßwegen gezwunge … ß … , welcher ein Buch … ige … verdorben zurück- brin … Vergütung desselben verpflichtet ist, w… …falls er es sich selbst zuschreiben muß, wenn ihm keines weiter verabfolgt wird.

Den ordnungsliebenden Lesern empfiehlt sich bestens und verspricht die prompteste Bedienung

*Jos. Lindauer.*

Anmerkung. Die Leihbibliothek befindet sich in der Kauffinger Gasse Nro. 26. rückwärts über 1 Stiege, und ist von Morgens 8 — 12 Uhr, und Nachmittags von 2 — 6 Uhr … er, so wie an Sonn- … ssen.

~~3704~~
3435.

# Deutschland

ein

historisches Gemälde

von

F. C. Schlenkert.

Erster Abschnitt.

Zweite verbesserte Auflage.

Frankfurt und Leipzig,
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wer wagt es, in das schauerliche Dunkel
des heil'gen Eichenhaines einzudringen?
Wer, die Altäre deutscher Freiheit mit
dem Flitterprunke fremder Thorheit
und mit den Greueln fremder Lastersitte
vermessen zu entweihen? Wer — wer wagt es,
dem Sohne deutscher Freiheit, deutscher Kraft:
„sey Sklav und beuge deinen stolzen Nacken
„der unbeschränkten Willkühr meiner Uebermacht"!
mit frecher Stirne zu gebieten? — Hu! ich kenne dich —
ich kenne dich an deinem Herrschertritte,
an deiner Donnerstimm' und an dem wilden Rasseln
der Ketten, die du für den ganzen Erdkreis
geschmiedet hast — ich kenne dich, Blutdürstige!
Dich, unersättliche! dich, Welttirannin Rom! —
Allherrscherin! die Nationen, die
dein Blick erspäht, dein Arm erreicht, sie liegen
gefesselt dir zu Füßen und gehorchen,
demüthig-huldigend,
dem Allmachts-Winke deiner Willkühr; nur
der heil'ge Hain Germanien ist dir
noch fremd und unzugänglich — nur der stolze Wipfel
der tausendjähr'gen Eiche beugt sich nicht
auf dein Geheis — der Sohn
der deutschen Freiheit trägt und küßt noch nicht
die Fessel schnöder Sklaverei! — „Er soll,
„er muß sie tragen, muß sie küssen
„und stolz seyn, der Elende, daß
„er Römer-Fesseln tragen darf!" — so wähnst,
so rufst du, siegestrunkne

vom Herrscherglück bethörte Welttirannin!
und schreitest übermüthig, dreist und keck
mit deinen Legionen Söldnern,
mit deinen scharfen Beilen in den Eichenhain,
wo teutsche Freiheit herrscht — — O weile — weile,
daß nicht des teutschen Rheines blauer Spiegel
vom Blute der erschlagnen Römer,
vom Blute der erwürgten Söldner
in Dunkelroth sich wandle — das die Sklavenkette, die
dem freien Teutschen du entgegen schleppst,
dir selbst nicht noch die freche Mörderfaust
zusammenfessle! Flieh, Tirannin flieh
mit deinen Adlern, deinen Legionen,
bevor des teutschen Mannes Falkenblick dich trift;
bevor die teutsche Streitart dir den Schädel
zerschmettert! — Ach! zu spät — zu spät —
schon schallt das Kriegeshorn durch alle Forsten;
schon ruft zum Kampf für Vaterland und Freiheit
der Barde; schon beginnt zum Hörnerdonner
der fürchterliche Schlachtgesang — — Ha! sieh:
die teutsche Heereskraft — sie stürmt,
wild wie die Windsbraut, wie der Leue grimmig,
und muthig, wie das ungezähmte Roß, hervor,
zerbricht die dichten Reihen deiner Söldner,
zerschläget deine Adler, deine Beile,
vernichtet deine Legionen,
zertrümmert deine Vesten
und schleift an Wodans Altar, Stolze! dich,
gebunden mit den Sklavenfesseln, die
für teutsche Männer du geschmiedet hattest —
Da, Welttirannin! sollst der teutschen Freiheit du
zum Siegesopfer fallen!

# Erste Periode.

Die Urgeschichte der Teutschen verliert sich in undringliches Dunkel. Vergebens ermüdet der Fleiß des Alterthumsforschers in dem undankbaren Geschäfte, die Sagen und Dichtungen der grauen Vorzeit zu enthüllen und zu deuten; der Mangel an Urkunden und Denkmälern aus dem Kindesalter unsers Vaterlandes macht es ihm unmöglich, über dessen älteste Geschichte Licht zu verbreiten. Die ganze Ausbeute seines mühsamen Forschens schränkt sich auf die wenigen muthmaßlichen Behauptungen ein, daß Teutschland an siebenhundert Jahre vor unsrer christlichen Zeitrechnung schon bewohnt gewesen; daß es zuerst von Kimmeriern und Kelten bevölkert worden sei, und daß das uralte teutsche Volkslied den Teut und seinen Sohn Mann, als die gemeinschaftlichen Stammväter dieser Völkerschaften, besungen habe. Nähere Auskunft vermag er uns über den Ursprung und über die Schiksale der germanischen Nation nicht zu geben. Was verlieren wir aber auch dabei? die Geschichte eines wilden Stammes, einer herumschweifenden rohen Horde, einer durchaus ungebildeten Völkerschaft, kann für uns nichts Anziehendes und Lehrreiches enthalten. Immerhin

mag also der Schleier der Vergangenheit auf ihr ruhen: denn er verbirgt uns nicht etwann eine arkadische Natur, sondern den Greuel wilder Barbarei, vor dessen unverhülltem Anblikke wir unser Auge mit Abscheu wegwenden würden.

Erst im siebenten Jahrhundert ihrer Wanderungen klärt sich die Geschichte teutscher Völkerschaften allmälig auf, und im Blutkampfe der teutschen Freiheit mit der römischen Herrschsucht werden die Züge zu den izt noch vorhandenen Sittengemälden unsrer Urältervāter gesammelt. Laßt uns diese ehrwürdigen Denkmäler des Alterthums mit einem Blick überschauen!

Groß und stark ist der Körper des alten Teutschen, sein Auge blau, sein Haar goldgelb, seine Haut weiß. Edel ist seine Gestalt, offen und bieder sein Blick, rüstig sein ganzes Wesen. Dem Feind' ist sein Ansehen schrecklich, seine Stimme fürchterlich; der abgehärtete römische Krieger sogar hält sich anfangs in weiter Entfernung von ihm, gewöhnt erst sein Aug' an den Anblick des Riesen, sein Ohr an den rauhen Gesang des Barden, bevor er ihn anzugreifen wagt.

Eine Wolfs- oder Bärenhaut, je zuweilen mit Zobel oder Hermelinstreifen verbrämt, hängt über seine Schultern herab und läßt den übrigen Theil des Körpers unbedeckt. Späterhin kleidet er sich in ein enges dem Körper scharf anliegendes Gewand, über welches er in der rauhen Jahrs-

zeit noch einen über die Brust zusammengehefteten Mantel wirft. Sein Weib schlingt ein mit Purpurstreifen geschmücktes leinenes Gewand nachläßig um ihre Hüften; das lange, starke, von einer verschönernden Salbe glänzende Haupthaar läßt sie ungebunden über ihre nackte Schulter, über ihren unverhüllten keuschen Busen, herabfallen.

Einfach zwar, aber gut gewählt ist die Wohnung des alten Teutschen; seine aus übereinandergelegten Stämmen erbauete und mit einer glänzenden Erdfarbe übestrichene Hütte, liegt entweder im Mittelpunkte seiner Wiesen und Äcker, oder im schauerlichen Dunkel des Waldes. Statt der Vorrathskammern und Fruchtböden bedient er sich zur Aufbewahrung seiner Früchte einer unterirdischen Höhle, die ihm zugleich gegen die Anfälle reissender Thiere und gegen die Strenge des Winters den bequemsten und sichersten Zufluchtsort gewähret.

Nicht minder einfach und gedeihlich ist seine gewöhnliche Lebensart; die Kunst hat seine Bedürfnisse noch nicht übernatürlich vervielfältiget, hat seinen Geschmack noch nicht verwöhnt, seinen Gaumen noch nicht abgestumpft, seinen Körper noch nicht verzärtelt, seine Begierden noch nicht überspannt. Erquickt und gestärkt vom langen Schlafe springt er mit Tagesanbruch von seiner Bärenhaut auf und wirft sich sogleich, mag auch die Jahrszeit noch so rauh seyn, in ein

kaltes Bad. Dann setzt er sich, allein und abgesondert von seinen Haußgenossen, an den Tisch, den sein Weib mit wildem Obst und frischem Wildpret, mit Hafermehlbrei und Käse reichlich beschickt hat. Er hält eine gute derbe Mahlzeit; er löscht seinen Durst mit Bier oder auch nur mit reinem Quellwasser; Wein achtet er nicht, er verabscheuet ihn als ein entnervendes Getränke. Nun durchstreift er den ganzen Tag hindurch die Wälder und kehrt am Abend, mit schwerer Jagdbeute beladen, in seine Hütte zurück.

Dem Jüngling ist kein weiblicher Reiz, der Jungfrau keine männliche Schönheit verborgen; nackend und bloß, wie sie aus dem Schooße der schaffenden Natur hervorgegangen sind, sehen sie einander täglich im Bad und in der Hütte. Und dennoch wird die Rosenknospe der Unschuld nicht gebrochen, der Keuschheit schöne Blüthe von der wilden Begierde nicht entblättert. Rein und unbefleckt empfängt der, von keiner Ausschweifung entmannte Jüngling, die Jungfrau, die er sich zum Weib erkohren hat, aus den Händen ihrer Mutter. Er bringt ihr ein gezäumtes Roß, Schwert, Schild und Spieß und einige Stücke Rindvieh zur Morgengabe und deutet damit auf ihre künftige Bestimmung, im Frieden der Wirthschaft vorzustehen und im Kriege ihrem Mann gerüstet zu folgen. Wenn das Band der Ehe einmal geknüpft ist, so wird es

für heilig und unauflöslich gehalten; nur Untreue kann es zerreissen — und Wehe der Elenden, die sich dieses Verbrechens schuldig macht und ihre, der keuschen Umarmung geheiligte Lagerstätte, ehebrecherisch beflecket! Des Mannes geschändete Ehre schreiet um Rache; vergebens ist das Flehen der Ehebrecherin um Mitleiden und Verzeihung — er kann ihr nicht verzeihen; er schneidet ihr die Haare ab, er stößt die Ehrlose in Gegenwart ihrer Verwandten aus seiner Hütte, und jagt sie nakt und unter anhaltenden Schlägen durch's ganze Dorf. — Das entehrte Mädchen aber, sey es noch so schön und reizend, kann nie eines Mannes Weib werden. Den unkeuschen Jüngling, sey er auch noch so mannhaft und so tapfer, stößt die züchtige Jungfrau mit Schmach und Verachtung von sich zurück. Die Verworfenen, die ihre feilen Körper der Unzucht Preis geben, werden ersäuft, oder im Morast erstickt.

Freiheit ist des deutschen Mannes höchstes Gut. Freiheit ist der Grundpfeiler seiner politischen und religiösen Verfassung. Alle seine Neigungen, Meinungen, Handlungen, Sitten und Gebräuche, sein ganzer Karakter trägt das unverkennbare Gepräge der vollkommensten Freiheit und Unabhängigkeit.

Diese Freiheit, dieses höchste Gut zu erhalten und gegen männiglich zu vertheidigen und zu behaupten — dies ist sein einziges eifrigstes

Bestreben; dies macht ihn kriegerisch, tapfer, unüberwindlich! der Geist, der ihn beseelt, ist kriegerisch; das Geschäft, das er treibt, ist kriegerisch; die Freude, die er genießt, ist kriegerisch; die Tugend, die er verehrt, ist kriegerisch; die Religion, die er glaubt, ist kriegerisch; der Himmel, den er hoffet, ist kriegerisch. Was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist, das hat keinen Werth für ihn; was nicht für Mannhaftigkeit, Muth, Stärke und Tapferkeit spricht, dafür hat er keinen Sinn.

Nicht Reichthum und Geburt, sondern lediglich Wehr und Waffen machen den Mann. Der Edle und Freigebohrne, wär' er auch eines Oberhauptes, eines Herzogs, oder gar eines Fürsten Sohn, gilt nur dann erst für einen Mann, wird nur dann erst für ein Mitglied des Staats angesehen, kann nur dann erst den allgemeinen Volksversammlungen beiwohnen, wenn ihm das Volk das Recht ertheilt, die Waffen zu führen — wenn er für würdig erklärt wird, wehrhaft gemacht zu werden. Der Tag, an welchem dies geschiehet, ist der wichtigste und feierlichste seines Lebens; sein Vater, oder ein naher Verwandter, oder irgend ein Edler, gürtet ihm das Schwert um die Lenden, reicht ihm Schild und Lanze, und ertheilt ihm damit im Beiseyn und unter der lauten Zustimmung des ganzen Volks alle Freiheiten und Gerechtsame des Mannes.

Der freigebohrne und edle, aber noch nicht wehrhaft gemachte Jüngling, muß dem Befehle des Mannes gehorchen; der Mann unterwirft sich keinem Befehle. In seinen und seiner Familie Angelegenheiten ist er befugt, sich selbst Recht zu verschaffen; in seinem Hause, über sein Weib, über seine Kinder, über seine leibeignen Knechte, ist er allein gebietender, unumschränter Herr; er herrschet allein über sie, er bürgt auch allein für sie. In Sachen des Volks aber hat er nichts ausschliessend zu gebieten; hier hat er nur das Recht, seine Meinung frei zu eröffnen. Wenn es das Wohl und Wehe der ganzen Völkerschaft gilt; wenn über Krieg und Frieden, über die Bestätigung alter oder über die Errichtung neuer Bündnisse, über die Wahl eines Oberhauptes oder Heerführers entschieden werden soll: so wird das ganze Volk zusammen berufen. Es wird ein feierliches Mahl gehalten, es wird wacker dabei gezecht, die Harfe der Barden ertönet zum Heldengesange, die edlen und freigebohrnen Jünglinge tanzen den Waffentanz unter den Lanzen, der Priester gebietet Stillschweigen, — und nur dieser darf es im Namen der Gottheit — er trägt den entscheidenden Fall vor; Jeder erklärt sich ohne Rückhalt darüber, oder äussert sein Misfallen durch lautes Murren, seine Zustimmung durch das Zusammenschlagen der Waffen. Der endliche Beschluß wird auf den

folgenden Tag ausgesetzt, und nüchternen Sinnes einmüthig gefaßt und ausgeführt.

Zum Richter eines Dorfbezirks, oder eines ganzen Gaues, wird der Edelste erkohren. Des Richters Ansehen unterstützen hundert ihm zugegebene rechtliche Männer. Er schlichtet die Händel der Gemeindeglieder und bestrafet die Schuldigen an Haab' und Gut. Mit Leibesstrafen kann der freie Mann nie belegt werden; er ist überhaupt für seine Handlungen nur dann verantwortlich, wenn sie das Wohl der ganzen Völkerschaft beeinträchtigen. Die Todesstrafe wird lediglich durch Heeresflucht und Schändung des Körpers verwürkt — der Priester vollzieht sie an dem Verbrecher im Grauen des heiligen Haines.

Zum Anführer des Heeres, zum Herzog, wird der Tapferste erkohren; seine Würde schränket sich lediglich auf die Dauer des Krieges ein — ist dieser geendigt, so ist auch jene erloschen; er erhält keine Auszeichnung, kein Vorrecht vor seinen Kriegsgefährten. Wenn er den Feind geschlagen und den Sieg erkämpft hat, so verkündiget der Barde den Ruhm seiner Thaten im Siegesliede; dies ist seine einzige und größte Belohnung.

Nur der Edle und Freigebohrne hat das Recht in den Krieg zu ziehen; der Freigelaßne ist, gleich dem leibeignen Knecht, unfähig die Waffen zu tragen. Des Kriegers ganze Familie,

seine Mutter, sein Weib, seine Kinder und Schwestern, folgen ihm in den Streit; sie ermuntern ihn zur Tapferkeit, sie stärken ihn mit Speis und Trank, sie saugen ihm die Wunden aus, sie treiben die Fliehenden mit ihren vorgehaltenen Dolchen wieder gegen die Feinde, sie helfen den Sieg mit erkämpfen. Zunächst den Weibern und Kindern stehen die Priester und Barden; ihr anfangs säuselnd ertönender, dann fürchterlich heulender und donnernder Schlachtgesang erschüttert das Herz des Feigen, und entflammt den Muth des Tapfern.

Der freie Mann ist lediglich Jäger und Krieger; jede andere Art von Beschäftigung und Arbeit hält er unter seiner Würde. Er überläßt die Besorgung des Hauswesens seinem Weibe, die Wartung seiner Heerden, die Bestellung seiner Aecker und Wiesen seinen leibeignen Knechten. Die für ihn daher entstehende Geschäftslosigkeit führt ihn zu öftern Gelagen, verleitet ihn zur Trunkenheit und zum Spiel. Für beide Arten von Ausschweifungen muß er oft hart büßen; die Trunkenheit reizt ihn zum Zorn und Rache, und lohnt ihn mit Beulen und Wunden — das Spiel bringt ihn um sein höchstes Gut. Wenn er Alles verloren, wenn er seine Rosse, sein Hornvieh, seine Knechte, seine Waffen sogar verspielt hat, so wagt er am Ende noch Alles — seine Freiheit, seine Person. Verliert er auch diese, so läßt er sich von dem Gewinner ohne

Widerstand binden und an den Ausländer verkaufen.

Seine Untergebenen behandelt er menschlich. Der leibeigne Knecht ist nichts weniger als Sklav; ist er auch kein freier Mann, so ist er doch ein freier Mensch. Er hat seine eigne Wohnung, seine eigne Haushaltung, seine Aecker und Wiesen, die ihm nach dem Verhältniß seiner grössern oder kleinern Familie jährlich zugetheilt werden. Seine ganze Dienstbarkeit bestehet darinnen, daß er seinem Herrn die nöthigen genau bestimmten Bedürfnisse an Getraide, Vieh und Kleidungsstücken liefern muß.

Einfach, wie die Verfassung und Sitte des alten Teutschen, ist auch seine Religion. Er verehret die Natur in ihren Elementen und Wirkungen — die Sonne, den Mond, das Feuer und die Erde, als wohlthätige sichtbare Wesen, die ihm Licht, Wärme, Nahrung und Wohlsein verschaffen.

Er wirft sich vor dem Donnergott Thor anbetend in den Staub; er huldiget der zarten Pflegerinn des Naturtriebes, der sanften für die Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts sorgenden Göttin Freia; er ruft zu Wodan, dem Gott des Krieges, wenn er in den Streit zieht.

Heilig ist ihm der den Göttern geweihete Hain, unverletzlich die alte ehrwürdige Eiche, unter deren Zweigen das Opferthier, je zuweilen

auch der Kriegsgefangne zur Sühne geschlachtet wird.

Abergläubisch und unwissend, wie jeglicher rohe Sohn der Natur, hält er das Geschrei der weissagenden Alrunen und das Wiehern der geheiligten schneeweissen Rosse für Göttersprüche.

Er ehret und fürchtet das Ansehen des Priesters; denn wahrlich! es ist sehr groß, seine Macht sehr furchtbar. Wenn der Priester im Namen der Gottheit redet, so herrscht ehrerbietiges Schweigen in der Versammlung — wenn der Priester im Namen der Gottheit entscheidet, so gilt die Entscheidung ohne Widerspruch — Wenn der Priester einem Verbrecher den Zutritt zum Opfer untersagt, so macht er ihn ehrlos und belastet ihn mit dem schrecklichsten Fluche und unterwirft ihn der Rache der Gottheit — wenn der Priester das Todesurtheil ausspricht, so rettet keine Macht den Verurtheilten; der Priester führt selbst den tödtlichen Streich.

Der teutsche Mann zittert nicht vor dem Tode; er sieht ihm mit kalter Verachtung ins Auge, denn er glaubt ein zukünftiges Leben. Sein Himmel ist mit lauter teutschen Helden bevölkert; sie belustigen sich unter einander mit Gefechten und trinken mit Wodan und Wallhalla köstliches Bier aus großen Hörnern und aus den Hirnschädeln ihrer erschlagenen Feinde.

Freiheit und Unabhängigkeit, Muth und Tapferket, Keuschheit und Treue, Großmuth und

Menschlichkeit — diese Tugenden sind es also, die den Karakter des alten teutschen Biedermanns bezeichnen. Seine Neigung zum Spiel, seinen Hang zur Trunkenheit, seine Grausamkeit gegen die Feinde, seine tiefe Unwissenheit, seinen finstern Aberglauben abgerechnet, erscheint uns dieser Karakter in einer Reinigkeit und Würde, deren sich seine gebildeten Enkel kaum rühmen mögen.

Laßt uns nun mit der Fackel der Wahrheit in der Hand, und geleitet von der Geschichte, in das Dunkel der Vorzeit eindringen, und die Thaten und Schicksale unsrer freien und tapfern Ahnherrn in kleinen Gemählden, der Zeitfolge nach, getreu und anschaulich darstellen!

## Marius Teutobach.

Das älteste zuverläßige Denkmahl von der Tapferkeit der Teutschen reichet hundert Jahre über unsre Zeitrechnung hinaus. War es Sehnsucht nach bessern fruchtbaren Gegenden, oder Begierde nach Raub, oder was war es sonst, das den Wanderungsgeist in Teutschlands nördlichsten Bewohnern erweckte; die Cimbern und Teutonen erscheinen auf einmal, von ihren zeitherigen rauhen Wohnsitzen weit verschlagen, an den Ufern der Donau, in Norikum,

in Illirien, in Gallien, in Spanien, zulezt sogar mit den helvetischen Tigurinern und Ambronen vereiniget, an den Grenzen Italiens, und im Begrif, die Herren der Welt im Mittelpunkt' ihrer Allgewalt anzugreifen. Bange Furcht und starkes Entsetzen ergreift den stolzen sieggewohnten Römer, der Senat ist bestürzt, der üppige Weichling erzittert; denn solche große starke übermenschliche Körper, solche wilde grimmige Krieger, hatte noch kein Römerauge gesehen, solche rauhe fürchterliche Stimmen hatte noch kein Römerohr gehört, solch ein Gefühl von Ohnmacht gegen die Heldenkraft dieser Barbaren hatte noch kein Römerherz empfunden. Papirius Carpo wirft sich dem andringenden Feinde mit seiner ganzen Macht bei Norea entgegen und wird geschlagen. Silanus widersetzt sich der weitern Ausbreitung desselben und wird geschlagen. Siaurus raft ein neues Heer zusammen, kämpft mit Heldenmuth und wird gefangen; der Anführer der siegenden Teutschen, ein rascher Jüngling, ergrimmt über den römischen Feldherrn, daß er ihm die Römer als unüberwindlich, den Uebergang über die Alpen als unmöglich vorstellt, und stößt ihm das Schwert in die Brust. Kassius sammelt ein neues Heer und liefert den Barbaren ein blutiges Treffen; ihn und seine Legionen trift ein gleich schreckliches Schicksal.

Jzt trennen sich die Teutonen von den Cimbern, um von zwei verschiedenen Seiten zugleich in Italien einzubrechen — und Marius, der Ueberwinder des Jugurtha, der glücklichste und unglücklichste Mann, der weiseste und größte Held seiner Zeit, entschließt sich, das Vaterland vom nahen Untergange zu retten, und die Ehre des römischen Namen in ihrer ganzen Herrlichkeit wieder herzustellen. Er sezt sich an die Spitze eines furchtbaren Heeres, er trift die Teutonen an der Rhone, er lagert sich ihnen gegen über, er schlägt die Aufforderung zum Kampf aus, er gewöhnt erst seine Krieger an den Grauenerweckenden Anblick der Teutschen, und sucht ihre Streitbegierde aufs höchste zu spannen. Der Teutone hält das kluge Zaudern des Römers für ein Merkzeichen der Furchtsamkeit; er bricht auf, zieht bei dem römischen Lager vorbei und bittet spöttisch um Aufträge an die römischen Frauen. Der Römer ergrimmt und Marius benutzt diese günstige Stimmung; er giebt die Zeichen und der Kampf beginnet — die Weisheit des Feldherrn und die Ueberlegenheit der römischen Kriegskunst, strafen die Unbesonnenheit der Teutonen mit der gänzlichen Vertilgung ihres Heeres. Das Schwert der Rache würget entsetzlich; Viele werden gefangen und in Fesseln geschlagen, Wenige entrinnen!

Marius verfolgt seinen glänzenden Sieg; er eilt den Cimbern entgegen. Die Tollküh-

nen haben im strengsten Winter die Alpen erstiegen, und den Konsul Katulus über die Etsch getrieben; sie stehen schon auf italischem Grund und Boden. Aber sie kennen ihren Vortheil nicht, sie benutzen die Schwäche der Geschlagenen nicht, sie zaudern, das zitternde Rom zu überfallen. Das schöne italische Brod, das gekochte Fleisch, der trefliche Wein, halten die Thoren, denen diese Dinge noch zu neu und zu reizend sind, an das venedische Gebiet gefesselt — und Marius gewinnet dadurch Zeit, seinem Mitfeldherrn zu Hülfe zu eilen. Die Vereinigung beider Heere läßt den Teutschen ihre üppige Ruhe mit Schrecken bereuen; sie erbieten sich zum Frieden und zur Freundschaft, wenn man ihnen und ihren Brüdern einen Strich Landes einräumen wolle. Wer sind eure Brüder? fragt Marius die Gesandten; sie antworten: „die Teutonen!„ Für diese hab' ich schon gesorgt; ich hab' ihnen ein Land angewiesen, das sie nie wieder verlassen werden! erwiedert der Teutonen Bekämpfer mit Stolz und Hohn, und läßt ihren Heerführer Teutobach, nebst mehrern Gefangenen, in Fesseln vorführen. Die Cimbern staunen betroffen, lassen aber den Muth nicht sinken; ihr Heerführer Bojorich bietet dem römischen Feldherrn eine Schlacht an und überläßt die Bestimmung der Zeit und des Orts seiner eignen Wahl. Unbesonnener!

du kennst des Römers kluge Bedachtsamkeit, kennest seine schlaue List noch nicht; du trotzest lediglich auf deinen Muth und auf deine Stärke, und weißt es noch nicht, daß auch der Minderstarke, wenn Vernunft und Weisheit seine Schritte leiten, den Stärksten zu überwältigen vermag. Unglücklicher roher Sohn der Natur! du wirst die Wahrhaftigkeit dieser Warnung an deinem eignen Verderben erfahren. — Und siehe: der Erfolg bestättiget diese Vorhersage. Klüglich benutzet Marius die ihm unvorsichtig dargebotene Freiheit, Zeit und Ort des Blutkampfes selbst zu bestimmen; er läßt seine Krieger drei Tage rasten, er führt sie am Morgen des vierten Tages in die Ebene von Verona, er stellt sie so vortheilhaft, daß sie Sonne und Wind im Rücken haben, die Cimbern aber der Sonne, dem Wind und dem Staub entgegenfechten müssen — und so gelingt es ihm, die dichten mit großen eisernen Ketten an einander geschlossenen Reihen der teutschen Krieger zu zersprengen und sie gänzlich aufs Haupt zu schlagen. Rom hebt sein Herrscherhaupt nun wieder stolz empor; der tapferste und schrecklichste seiner Feinde, der es in den Staub niederzutreten drohete, ist vertilgt. Der dankbare Senat bewilliget seinem unsterblichen Retter die hohe göttliche Ehre des Triumphs. Der gefesselte Teutobach, dessen Haupt über die emporgehobenen Siegeszeichen hervorragt, wird nebst

seinen gefangenen Kriegsgefährten hergeführt; der Anblick dieser ungeheuern Gestalten erschüttert das Herz der Römerinn und macht die mannhafteste Unerschrockenheit selbst erbeben. Des Siegers gerechter Stolz findet sich dadurch geschmeichelt; das Erstaunen, der Schrecken, das Entsetzen des römischen Bürgers erheben seine Thaten auf den höchsten Gipfel des Verdienstes fürs Vaterland. Aber vergebens, o Triumphator! vergebens suchet dein Auge die reizendere Zierde deines Triumphs, die gefangenen teutschen Weiber und Jungfrauen, Kinder und Greise — sie sind nicht mehr unter den Lebendigen! das heisse glühende Gefühl der Freiheit hat die Edlen zu einer That hingerissen, die sie der Schande, dein Siegesgepränge in Ketten zu verherrlichen, überhoben hat — sie haben sich und ihre Kinder erwürgt!

Von nun an verschwinden die Cimbern und Teutonen von dem Schauplatze der Welt. Aber noch lange erhält sich das Andenken an diese unholden Gäste bei den Römern, unvergeßlich und grausend bleibt ihnen das cimbrische Geheul und das cimbrische Schrecken.

# Ariovist Cäsar.

Ein halbes Jahrhundert hindurch schweiget die Geschichte von den Thaten der Teutschen, dann führt sie uns über den Rhein und zeigt uns in Galliens Mitte mehrere Schaaren streitbarer Männer, die wir auf den ersten Blick für unsre Brüder — Teutsche erkennen. Es sind Markomannen, Tribocher, Vangionen, Nemeter, Sedusier und Sueven, allesamt teutsche Völkerschaften, die unter der Anführung Ariovists, eines der tapfersten Sueven, für die von den Aeduern hart bedrängten Seguaner und Arvenner fechten. Die teutschen Waffen sind siegreich; Ariovist schlägt die Aeduer aufs Haupt und macht sie zinßbar; dankbar dafür räumen ihm die Seguaner den dritten Theil ihres Gebiets, einen der gesegnetesten Landstriche, Galliens ein. Das milde Klima und der fruchtbare Boden, der den geringsten Fleiß seines Bebauers so überschwenglich belohnet, locken von Zeit zu Zeit mehrere Teutsche nach Gallien. Schon ist die Volksmenge der Teutschen auf hundert und zwanzig tausend Köpfe angewachsen, schon greifen die Fremdlinge immer weiter und weiter um sich, schon werden die Eingebohrnen von ihnen immer

enger und enger zusammengedrängt, schon hat der suevische Held das glänzende Ziel seiner stolzen Wünsche fast ganz erreicht: als er auf einmal und plötzlich von einem an Ehrgeiz und Heldenmuth ihm ganz gleichen, an Verstand, Geschicklichkeit und Glück aber ihm sehr überlegenen Manne, weit — weit davon wieder zurück geworfen wird. Und dieser ehrgeizig, glückliche, grosse Mann — ist Cäsar.

Dem eroberungssüchtigen Rom ist es nicht genug, Karthago, seine mächtigste furchtbarste Nebenbuhlerinn, zerstöhrt, Asien zur Zinßbarkeit gezwungen, die griechischen Freistaaten, und selbst das stolze Macedonien, in Fesseln geschlagen zu haben — in seinem Herrscher-Entwurfe liegt nichts geringeres, als die Unterjochung aller dem römischen Adler erreichbaren Völker. Was mehrere große Römer, diesem Entwurfe gemäß, angefangen und vorgearbeitet haben, das gedenket Cäsar zu vollenden — aber nicht um Rom allein groß zu machen, sondern um sich selbst über Rom zu erheben, und der Alleinherrschaft über den ganzen Erdboden sich zu bemächtigen.

Die in Gallien immer weiter sich ausbreitende und tiefer wurzelnde Macht der Deutschen drohet des Römers stolze Entwürfe zu vereiteln, wenn es ihm nicht gelinget, die so tapfern gefährlichen Fremdlinge wieder in ihre Wälder

zurück zu jagen und Gallien selbst in eine römische Provinz zu verwandeln.

Beides gelingt dem Glücklichen nach Wunsch! Er führt seine sieggewohnten Legionen dem suevischen Helden entgegen; sie zittern vor diesen fürchterlichen Männern. Er läßt sich, um zur Ermannung seiner erschrockenen Krieger Zeit zu gewinnen, mit Ariovists Gesandten in gütliche Unterhandlungen ein; sie sind fruchtlos, sein Zweck aber ist erreicht. Er fodert die Teutschen zum Kampf auf und der tapfre unerschrockne Ariovist wagt es diesmal nicht, die Ausfoderung anzunehmen; seine Wahrsagereien haben den Abergläubischen Unglück verkündet, wenn er vor dem Neumond schlagen werde. Der römische Feldherr erforscht und benutzt das armselige Vorurtheil des Teutschen, und zwingt ihn zum Treffen; ungern zwar, aber doch gefaßt und herzhaft bestehet der edle Sueve den Kampf. Cäsar siegt. Die Teutschen erliegen und fliehen, oder unterwerfen sich dem Sieger. Ariovist rettet sich noch über den Rhein. Gallien beugt seinen freien Nacken unter das Joch des Römers.

Nun soll auch Teutschland die Kraft des römischen Armes fühlen und in Fesseln geworfen werden. Cäsar überfällt die Usivier und Tenkterer, zwei mächtige deutsche Völkerschaften, nicht weit vom Zusammenflusse der Maas und des Rheines, überwindet sie, schlägt eine Brücke über den Rhein und erscheinet auf

einmal, mit allen Schrecken der römischen Macht und Hoheit umgeben, auf deutschem Grund und Boden. Alles fliehet und verbirgt sich in den Wäldern; die Sueven, die er besonders zu züchtigen gedenket, ziehen ihre ganze Macht zusammen und erwarten ihn in der Mitte ihres waldigten Gebietes — aber er wagt es nicht, in das Grauen der Wälder einzudringen, und geht nach einem Aufenthalt von achtzehn Tagen wieder über den Rhein zurück. Er erscheint noch einmal an den dißseitigen Ufern des Grenzstromes und verläßt sie eben so bald wieder. Wichtigere Unternehmungen rufen ihn nach Italien. Die von ihm errichteten Kohorten der Teutschen erkämpfen ihm auf den pharsalischen Feldern den glänzendsten Sieg — sie entscheiden das Schicksal der Römer. Der Dolch des Brutus befreiet Teutschland von einer nochmaligen Heimsuchung des Welteroberers.

## August Drusus.

Von Cäsars herrschsüchtigem Geiste beseelt verfolgt August die glänzende Laufbahn des Ermordeten, unterwirft sich die an der gallischen Seite des Rheins wohnenden teutschen Völkerschaften, belegt die ganze jenseitige Rheingegend

mit dem Namen Germanien, ohne noch eine Fußbreite Landes von dem eigentlichen Germanien selbst zu besitzen, und überläßt die Unterjochung des übrigen Teutschlands seinem Stiefsohne, Drusus, den er mit der Würde eines Statthalters von Gallien und Germanien bekleidet. Von nun an erhalten beide Provinzen eine ganz andere Gestalt, die Einwohner derselben werden gezwungen, die Verfassung, die Gesetze, die Sitten ihrer Oberherren anzunehmen. Am längsten und hartnäckigsten widersetzten sich die belgischen Völkerschaften den Gewaltthaten der Römer; sie bieten alle ihre Kräfte auf, das Joch des Eroberers abzuwerfen und zu zerbrechen. Unterstützt von den Sueven, Sicambrern, Usipetern und Tenkterern wagen sie manchen kühnen Einfall in die römischen Provinzen; sie verwüsten das römische Niedergermanien, schlagen zwanzig Centurionen, die ihnen auf Befehl des habsüchtigen Lollius große Geldsummen abgepreßt haben, ans Kreuz, erbeuten den Adler der fünften Legion, jagen die Reuterei, die ihnen Lollius aus seinem verschanzten Lager entgegen schickt, mit großem Verluste, zurück, berennen und erobern das Lager selbst, und zwingen den römischen Heerführer die Flucht zu ergreifen. Nun faßt Drusus, ein feuriger, ehrgeiziger, und heldenmüthiger Jüngling, den Entschluß, den Streifereien der unruhigen Teutschen auf Einmal und auf immer ein Ende zu machen;

er züchtiget die Widerspenstigen mit der Schärfe des Schwerdts und setzt mit großer Heeresmacht über den Rhein. Was selbst Cäsar nicht gewagt hat, das wagt izt Drusus, der junge römische Held, mit einer Herzhaftigkeit, Vorsicht und Standhaftigkeit, die den überraschten Teutschen in Furcht, den unerfahrnen Römer in Erstaunen setzen — er wagt es, in das Innere von Teutschland einzudringen! Vier Jahre lang verfolgt er die neugebrochene rauhe Heldenbahn, durchstreift die von den Bructerern, Sicambrern, Usipetern, Tenkterern, Sueven, Cheruskern, Chatten und Markomannen bewohnten Gegenden, bricht durch den hercinischen Wald, erreicht die Ufer der Elbe bei Barbi, zieht durch Thüringen und Hessen nach dem Rhein zurück, legt am Rhein, an der Mosel, an der Weser, und an der Elbe, auf funfzig Kastelle an, und stirbt an den Folgen eines Beinbruchs in der Blüthe seines zwar kurzen aber ruhmvollen Lebens. Seine Legionen errichten ihm bei Mainz ein Denkmal, um welches zur Feier seines Andenkens jährlich ein Wettrennen gehalten werden soll.

War die deutsche Freiheit jemals in Gefahr gewesen, von der römischen Herrschsucht bezwungen und unterjocht zn werden, so war sie es unter der Statthalterschafe des tapfern und glücklichen Drusus. Nichts hätte sie von ihren gänzlichen Untergange retten können, wenn der Jüng-

ling sein wildes Heldenfeuer zu dämpfen gewußt, wenn er seinen großen Plan nicht übereilt hätte. Rasch und herzhaft dringt er in Teutschland ein, und erobert es im Fluge. — Kaum wendet er den Rücken, so ist es auch eben so rasch wieder verloren, so hat er es seinem Glück und der unzeitigen Plünderungsgierde der Teutschen zu verdanken, daß sie ihn samt seinen ermatteten, von allen Seiten hart beängstigten Legionen, nicht ganz aufreiben. Alle seine Arbeiten und Gefahren, alle seine Kämpfe und Siege sind fruchtlos; das unerbittliche Schicksal gönnt seiner brennenden Ehrbegierde nicht einmal die ihm erwartende Wonne des Triumphs!

## Tiber Marbod.

Tiber, des Drusus Bruder, übernimmt' nun die Statthalterschaft von Gallien und Germanien — ein einschmeichelnder, schlauer, hinterstelliger, tirannischer Bube, dessen Künsten es gar bald gelingt, den Koloß der teutschen Freiheit zu untergraben und die nervigte Faust des Mannes zu fesseln. Der glattzüngige Römer gewinnt den größern Theil der zwischen dem Rhein und der Elbe wohnenden Völkerschaften, daß sie sich ihm freiwillig ergeben; aber kaum hat er den

Arglosen die Schlinge über den Hals geworfen, so müssen sie seine Macht aufs schmerzlichste empfinden. Er läßt die edlen Männer, von deren noch immer nicht erstorbenen Freiheitsgefühl er am meisten zu fürchten hat, von ihren väterlichen Heerden hinwegreißen und in Gegenden schleppen, wo seine größere Gewalt jeden Ausbruch von Empörung augenblicklich niederzuschlagen vermag — ein schändliches barbarisches Mittel, freie Menschen dem Despotism zu unterwerfen! Vierzig tausend Sicambrer sollen an das gallische Rheinufer verpflanzt werden — die Oberhäupter derselben ergrimmen darüber, und ermorden sich selbst, ehe sie ihr Vaterland auf solch eine schimpfliche Art verlassen. Andere teutsche Völkerschaften werden mit Gewalt fortgetrieben. Schwer liegt nun der Arm der Römer auf deinem gebeugten Nacken, unglückliches Vaterland! ihre feilen Waffenknechte durchwühlen dein Inneres mit barbarischer Grausamkeit — deine Edlen sind in Fesseln geschlagen; deine tapfersten Männer — die Sueven, Benkterer, Cherusker, Chaucen, Chatten und Longobarden sind zu Boden geworfen. Aber verzweifle nicht und ermanne dich wieder, mein Vaterland! und jauchze du, stolzes übermüthiges Rom nicht zu früh, und verschwende nicht deine Reichthümer in eitlen Triumphen! der Kampf der Freiheit und des Despotism ist noch nicht ausgekämpft — sein Ausgang kann des Römers stolze

Triumphe noch schändlich und schrecklich Lügen strafen!

Geschreckt von den traurigen Schicksalen ihrer weit weggeführten verbannten Brüder und wohlberathen von ihrem Heerführer und Oberhaupte Marbod, verlassen die Markomannen, eine der mächtigsten teutschen Völkerschaften, ihre väterlichen Wohnsitze freiwillig, und ziehen sich nach Osten zu immer tiefer und tiefer ins Land, bis ins Herz von Böhmen zurück. Marbod war in seinen Jugendjahren als Geisel nach Rom geführet worden und hatte sich während seines Aufenthalts daselbst eine genaue Kenntniß von der politischen nnd kriegerischen Verfassung der Römer erworben. Jzt benutzt der edle Markomanne den Reichthum seiner Beobachtungen aufs vortheilhafteste; er bildet seinen neuen Staat nach römischen Grundsätzen, er übt seine Krieger nach der römischen Kunstweise in den Waffen, er errichtet ein stehendes Heer von achtzigtausend Mann, und unterwirft die Lemovier, die Gutoner, die Burgundionen, und andere benachbarte Völker, entweder durch das Recht des Stärkern oder durch freiwillige Verträge, seiner Oberherrschaft. Marbods Macht ist schon zu einer furchtbaren Höhe angewachsen, als sie erst die Aufmerksamkeit des in den nördlichen Theilen Deutschlands zeither beschäftigt gewesenen römischen Statthalters erregt. Den gefährlichen Nachbar mit Gewalt anzugreifen, dies kann und mag Tiber

nicht wagen — und läßt er ihn seinen Vergrößerungsplan ungestört verfolgen, so ist es um die so blutig und so theuer errungene römische Hoheit in Teutschland geschehen. Er schlägt also lieber den Weg der gütlichen Unterhandlungen ein, und läßt dem mächtigen König der Markomannen Freundschaft und Verbrüderung anbieten. Aber vergebens hat der Arglistige sein feines Netz ausgeworfen — Marbod kennt die Römersprache und läßt sich nicht fangen, auch fühlt sich der Edle zu stark, als daß er es verschweigen sollte, wie gleichgültig ihm die Freundschaft der Römer und wie er auf alle Fälle gefaßt und gerüstet sey, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dieser trutzige Bescheid empört des Römers ganzen Stolz — er gilt ihm für Lästerung der römischen Majestät. Sie soll schrecklich gerochen werden! so erschallt es nun von der Elbe bis an den Rhein, und vom Rhein bis an die Tiber — und zwölf frische Legionen erheben sich, das Urtheil des Verderbens, das Cäsar August in seinem Pallast über Marbod, den Hochverräther, ausgesprochen hat, mit Feuer und Schwerdt zu vollstrecken! Sie brechen von zwei verschiedenen Seiten in Teutschland ein; Sanctius Saturninus soll durch das Land der Chatten, Tiber durch Pannonien dem Gebiete der Markomannen sich nähern — und schon nähern sie sich demselben von beiden Seiten, schon wollen sich beide Feldherren vereinigen, und mit gesammter Hee-

resmacht über den Verbrecher an der römischen Majestät herfallen; als die Schreckensbotschaft, „daß in Pannonien, Dalmazien und allen benachbarten Gegenden eine allgemeine fürchterliche Empörung ausgebrochen, und daß Italien und Rom selbst in Gefahr sey,“ den schwarzen Entwurf der Römer-Rache mit einmal vernichtet! Tiber eilt nothgedrungen mit seinen Legionen zurück, um die ferne Empörung zu dämpfen und Italiens Ruhe zu sichern.

---

## Herrmann Varus.

Das Kriegsgewitter hat sich verzogen, der Himmel lacht endlich einmal wieder heiter und freundlich — es herrscht Ruh' und Frieden in allen größern und kleinern Provinzen Teutschlands. Aber nicht lange, so werden die verhaltenen Stürme sich losreissen und schreckliche Verwüstungen anrichten, und Wehe dem Unglücklichen, den sie ergreifen — Wehe dem Unglücklichen, der sich von dieser ungewöhnlichen sanften Stille im weichen Schoose der Ruhe hat einschläfern lassen! — er wird mit Entsetzen erwachen und dem Verderben ins vorgehaltene Schwerdt fallen.

Quintilius Varus kommt izt aus dem weichlichen und reichen Sirinen in unser rauhes und armes Vaterland, und übernimmt in Tibers Abwesenheit die Statthalterschaft von Germanien. Wie erstaunt nicht der Mann, als er die Deutschen, die man ihm so wild und schrecklich geschildert hat, so zahm, so friedlich und folgsam findet! Die Dürftigkeit dieser Menschen verspricht seiner Habsucht frelich keine sirische fette Ausbeute — aber es ist ja kein Boden so ganz schlecht, daß sich nicht einiger Gewinn sollte aus ihm herausziehen lassen, wenn man nur die Kunst versteht, ihn gehörig zu behandeln. Auf diese Hofnung hin beruhiget Varus den stürmischen Mahner in seinem Busen — den Geiz — und fängt nun an, den dürren teutschen Boden nach seiner Kunstweise zu behandeln. Ein ganzer Heuschrecken-Schwarm römischer Rechtsverdreher, Advokaten genannt, sammelt sich um ihn her und macht es sich zum angelegentlichsten Geschäft, jeden Zweig und jede Blüthe und jeden Keim, der ohnedies geringhaltigen teutschen Wohlhabenheit, rein auszusaugen und abzufressen — das lose räuberische Gesindel verwickelt den schlichten, biederherzigen, rechts-unkundigen Teutschen in tausenderlei kostspielige Rechtshändel; Varus sitzt als Prätor dabei zu Gericht und fället die Urtheile, und verschlingt mit seinen unersättlichen Raubgesellen alles Gut und

Geld der armen Bethörten. Das Wenige, was Einer oder der Andere noch übrig behält, wird unter dem Namen einer Abgabe eingefodert, und wer nicht gutwillig giebt, der wird mit Gewalt, mit römischen Ruthen und Beilen, dazu gezwungen. Dies ist des Römers feine Kunst, mittelst deren er den dürftigsten Boden tragbar und ergiebig zu machen weiß.

Folgsam den Anordnungen und Befehlen des Römers, trägt der sonst so widerspenstige, so freie Deutsche das neue drückende Joch ohne Murren, unterwirft sich jedem seiner richterlichen Aussprüche mit stiller Ergebenheit, läßt sich ohne Weigerung die letzte Bärenhaut sogar von seiner Lagerstätte wegnehmen, wenn er die gefoderte Gebühr an Zinsen und Gerichtskosten nicht zu entrichten vermag, und bleibt sogar kalt und gelassen beim drohenden Anblick der Ruthen und Beile, worüber er sonst ergrimmte — so scheint es und so wähnt Varus und sein verblendetes Gesinde! Aber wenn es euch vergönnt wäre, nur einen Blick in das Dunkel des heiligen Haines zu thun, nur einen Laut von den an Wodans Altar geschwornen Gelübden zu vernehmen — es würd euch ein schreckliches Licht aufgehen — das Blut würd' euch in den Adern erstarren — ihr würdet euern Gerichtsstuhl zerbrechen, eure Beile zerschlagen, euern Raub mit beiden Händen wieder hinwerfen und all' eure Götter um Rettung, Hülf' und Beistand zur Flucht anflehen.

Dort an Wodans Altar steht Herrmann, Sohn des Cheruskischen Fürsten Siegmar, ein edler königlicher Jüngling! — sein freies stolzes Haupt ragt über die ihn umgebenden Fürsten und Edlen empor; ein Wetterstral ist sein Blick, ein zermalmender Donner seine Rede — seine Linke ist auf den Altar gesteift, in seiner Rechten blitzt das nach Römerblut lechzende Schlachtschwerdt. Er hat den Häuptern der Völker die schreckliche, schändliche Lage des gemeinsamen Vaterlandes unter die Augen gerückt, er hat ihre Herzen erschüteert, ihre Wangen schamroth gemacht, ihre Wuth entflammt — izt soll's Entscheidung gelten! — Entscheidet Fürsten und Edle! so schließt Herrmann seine mächtige Rede: entscheidet über Teutschlands Wohl und Wehe, über unser und unserer Kinder und Kindeskinder Schicksal — Freiheit oder Knechtschaft, Ehr' oder Schande, Tod für's Vaterland oder Schimpf und Schmach unter Fremdlingen! — Freiheit und Tod für's Vaterland! rufen die Versammelten und schlagen ihre Waffen zusammen — So sei Freiheit und Rache unser Bund, und unser Schwur: bei Wodan dem Rächer, und kein Bundbrüchiger sterb' in der Schlacht! schwört Herrmann, und die Fürsten und Edlen schwörens ihm nach. Die Versammlung zerstreuet sich.

Nicht lange, so jagt ein Eilbote den andern — mit Staub und Blut bedeckt stürzen sie in des Römers Kastell und scheuchen den Weichling mit dem Schreckensruf: Verrätherei und Empörung an der Weser! aus der Ruhe. Varus erbebt, und das stolze Römerherz zittert; aber bald faßt und ermannt er sich wieder und schmeichelt sich mit der beruhigenden Hofnung, die Empörung gar bald zu dämpfen, und die Verräther zu züchtigen. — Die teutschen Fürsten bestärken ihn in diesem Wahn und verheissen ihm ihren besten kräftigsten Beistand. — Varus! Varus! traue den Teutschen nicht — sie bethören dich und locken dich ins Verderben! raunt' ihm selbst ein Teutscher, der Cherusker Fürst, Segest, warnend ins Ohr. Aber der schändliche, treulose Warner findet keinen Glauben; Varus kennt seinen alten Groll gegen Siegmar, kennt seinen unauslöschlichen Haß gegen Herrmann, der ihm seine Tochter, die schöne Thusnelde, wider seinen Willen entführt hat. Drei Legionen erhalten Befehl zum schleunigen Aufbruch; der Statthalter will sie selbst gegen die Empörer führen. Am Abende vor dem Auszuge giebt er den Fürsten und Edlen noch ein köstliches Mahl; da wiederholen sie ihre Verheissungen, all' ihre streitbaren Männer eiligst aufzubieten und ihm zu folgen. — Da wiederholt auch Segest seine Warnung; und abermals fruchtlos. Varus fürchtet kein Arges, setzt sich an

die Spitze seiner Legionen und eilt den Empörern entgegen. Die Fürsten und Edlen zerstreuen sich. Aber kaum ist das römische Heer einige Tagereisen weit entfernt, so kehren die Teutschen bei Tausenden zurück, fallen über die zurückgebliebenen römischen Soldaten her, und schlagen sie zu Boden, ergreifen die römischen Sachwalter, die schändlichen Rechtsverdreher, die raubsüchtigen Justizmörder, hauen ihnen die Hände ab, reissen dem Einen die Augen, schneiden dem Andern die Zunge aus, und schreien, schäumend vor Wuth und Rache: Höre nun auf zu zischen, Natter! Nun eilen sie dem Varus und seinen Legionen nach und erreichen sie im teutoburger Walde; dort zerstreuen sie sich und greifen die Römer in kleinern Haufen von allen Seiten an. Der Himmel scheint sich mit den Rächern der teutschen Freiheit verbunden zu haben; den während des mörderischen Gefechts fallen häufige starke Regengüsse, die den ohnedies sumpfigen Boden noch mehr erweichen; es ist dem schwer gerüsteten und mit vielem Gepäcke belasteten Legionsoldaten unmöglich, festen Fuß zu fassen — er stürzt, er vermag keinen Widerstand zu thun, er läßt sich wie das Schlachtvieh hinmorden. Varus ist in Gefahr gefangen zu werden; er stößt sich das Schwerdt selbst in die Brust. Die Verwirrung, das Gemetzel, die Niederlage wird allgemein — alle Wege sind mit Erschlagenen bedeckt, alle drei Legionen vernichtet. Vollkom-

men ist der Sieg der Teutschen, entsetzlich ihre Rache! Einige der vornehmsten Gefangenen werden den Göttern zu Ehren geschlachtet, ihre Köpfe auf die um die Altäre herumstehenden Bäume aufgesteckt. Das Haupt des Varus wird dem Könige der Markomannen, Marbod, und von diesem dem Tiber zugeschickt. Viele der gefangenen Edlen verschont zwar das Opferbeil, aber ihr Schicksal ist trauriger als das ihrer ermordeten Brüder; sie werden als elende Knechte zu den härtesten, niedrigsten, und schmutzigsten Arbeiten gebraucht. Selbst die, von ihren Verwandten nach der Zeit losgekauften Edlen, dürfen sich in Italien nie wieder betreten lassen.

So hat doch endlich einmal die teutsche Freiheit den schönsten, herrlichsten Sieg über die römische Herrschsucht davon getragen; So schrecklich du auch unter deinen Brüdern dich auszeichnest, Tag der Rache! — denn fürchterlich rollt dein Auge, fürchterlich schallt deine Stimme, und dein Schwerdt und dein wildfliegendes Haupthaar und dein aufgelöstes Gewand raucht noch vom Blute der erschlagenen Legionen — so bist du uns dennoch willkommen, bist nur schrecklich den Unterdrückern und Tirannen, aber nicht den ächten Söhnen der von dir erkämpften teutschen Freiheit. Wir zittern nicht vor deinem grimmigen Blick, wir ehren deinen feierlichen Ernst, wir küssen dein hellblitzendes Schwerdt, wir huldigen dir dankbar und fühlen es lebhaft, daß wir nur

durch dich noch Teutsche sind. O mögte doch der späteste Enkel von Herrmanns Söhnen sich deiner mit eben der glühenden Dankbarkeit, mit eben der männlichen Wonne erinnern, mit welcher wir heute dein Andenken feiern; möcht' er es in jedem Augenblicke seines Lebens recht lebhaft fühlen, daß er ohne dich entweder gar nicht, oder ein elender Knecht eines noch elendern Fremdlings wäre! Sollt' er es aber je vergessen können, was du, Tag der Rache! für das Vaterland gethan hast: so erschein' ihm in deinem Blutgewandte, und erschüttere sein ausgeartetes Herz mit dem donnernden Zuruf: Glück und Ehre dem Freien! Elend und Schande dem Knechte! des Varus und seiner Legionen Schicksal dem Tirannen!

Ueber den Rhein herüber, und bis in Teutschlands fernste Gegenden, erschallet die Wehklage Augusts über seine vertilgten Legionen, und das Geheul der Wittwen, und das Wimmern der Waisen, über ihre ermordeten Gatten und Väter — Tiefe Trauer, finstre Schwermuth, und wilde Verzweiflung herrschen in Roms Palästen, und in den Tempeln liegt der entnervte Römerling auf seinen Knien, und schreiet um Rache zu seinen Göttern. Aber deine Götter sind taub, oder ohnmächtig wie du selbst; eure Gatten und Väter sind den wilden Thieren zur Speise gefallen; deine Legionen, verjagter August! kehren

verzagter

nie wieder aus dem Schattenreiche zurück, wenn du dir Bart und Haare auch noch mehrere Monden lang wachsen liessest. Tiber wagt es zwar noch einmal, mit einem, durch die härtesten Zwangsmittel zusammen gebrachten Heere, in Teutschland einzubrechen, und die zürnenden Manen der Gefallenen zu versöhnen; aber sein Zug ist nichts mehr, als eine wilde abentheuerliche Streiferei — er verwüstet die verlassenen Hütten am diesseitigen Rheinufer; tiefer ins Land einzudringen, und den furchtbaren Teutschen selbst unter die Augen zu treten, hält er diesmal nicht für rathsam, und eilt, wie ein schüchterner Räuber, plötzlich wieder nach Italien zurück. Itzt würd' es dem Teutschen wenig Mühe kosten, sich der ihm nahe gelegenen römischen Provinzen zu bemächtigen, und selbst der Hauptstadt der Welt seine Macht fühlen zu lassen, wenn er die Bestürzung und Muthlosigkeit der Römer benutzen wollte; aber er kämpft nicht um zu erobern, sondern lediglich um seine Freiheit zu behaupten. Laß ihn die Früchte derselben in Ruhe geniessen, unersättliches Rom! und reiz' ihn nicht noch einmal zur Gegenwehr, und mach' ihn nicht lüstern nach deinen gesegneteren Provinzen, daß er dir nicht Gleiches mit Gleichem vergelte, und am Ende dich selbst verschlinge!

## Herrmann Germanicus.

Die prächtigen Sieges-Denkmäler des Drusus sind zerstöhrt; Germanicus, sein Sohn, Galliens und Germaniens Statthalter, faßt den kühnen Entschluß, ihm ein bleibenderes, der Zeit und der Vernichtung trotzendes Denkmal, durch Teutschlands gänzliche Unterjochung und Umschaffung in eine römische Provinz, zu errichten. Von den kühnen, stolzen, und ehrsüchtigen Geiste seines Vaters beseelt, verläßt er Italien an der Spitze eines starken, treflich gerüsteten Heeres, stillet mit großer Klugheit eine unter den römischen Legionen am Nieder- und Ober-Rhein ausgebrochene fürchterliche Empörung, bricht sich, durch Aushauung wild erwachsener Wälder, eine neue Bahn in das Innerste Teutschlands, überfällt die Marsen bei einem ihrer feierlichsten Feste, verwüstet das Land an zwölf Meilen im Umkreise, schlägt die Chatten und kommt, so sehr ihm auch der Rückzug durch die heftigen Anfälle der Teutschen erschweret wird, glücklich wieder über den Rhein zurück.

Unter den Cheruskern sind die unseligsten Spaltungen eingerissen; die eine Parthei hält es mit dem Verräther Segest, die andere

mit dem Retter der teutschen Freiheit, Herrmann. Um Jenen für seine treulosen Warnungen zu züchtigen, belagert ihn dieser in seinem eigenen Wohnsitze; der bedrängte Segest schreiet um Hülfe; und Germanicus eilt herbei, entsetzt den verrätherischen Römerfreund, und nimmt Herrmanns schwangere Gemahlin gefangen. Thusnelde wird nach Rom gebracht und im Triumph aufgeführt; die Edle zeigt sich den Römern als das größte Weib des größten teutschen Mannes — und Herrmann verbündet sich mit allen benachbarten Völkern, die Niederträchtigkeit der Römer, die an wehrlosen Weibern Rache nehmen, aufs schrecklichste zu ahnden. Germanicus sucht dieses furchtbare Bündniß schnell zu unterdrücken, und geht von zwei verschiedenen Seiten auf die Teutschen los. Im teutoburger Walde stößt er auf die traurigen schauderhaften Ueberbleibsel der varianischen Legionen, und läßt ihnen, nach römischer Weise, die letzte Pflicht erzeigen. Hier auf diesem Schauplatze des Entsetzens entflammt der Feldherr den Soldaten zur grimmigsten Rache, und führt ihn dann rasch gegen den Feind. Es beginnt ein fürchterlicher Kampf, der Sieg bleibt unentschieden. Germanicus vermag sich nicht länger zu halten; er muß bald darauf den Rückzug nach der See nehmen, und seine Soldaten einschiffen. Nur die Unbesonnenheit und Raubbegierde rettet die, unter der Anführung des Cäcinna

zu Lande zurückeilenden Legionen, von dem fürchterlichen Schicksale des Varus.

Noch einmal wagt Galliens und Germaniens Statthalter den gefährlichen Versuch, die teutsche Macht ganz zu Grunde zu richten, und die Freiheit dieser muthigen, tapfern, und standhaften Nation in Fesseln zu werfen. Mit tausend Schiffen dringt er auf der Ems in das nördliche Teutschland ein, und nähert sich dann der Weser, um in das Gebiet der Cherusker einzufallen. Dort erwartet ihn Herrmann mit seinem Heere — dort kämpft der Edle seinen letzten Kampf mit den Römern und wird geschlagen. Aber bald ermannt er sich wieder, und beginnt den wilden blutigen Streit von neuem. Der größere Vortheil bleibt auch diesmal wieder auf des Römers Seite, aber er kann ihn nicht verfolgen — er wirft sich schnell wieder in seine Schiffe; und siehe: der Himmel streitet auch diesmal wieder für Teutschlands Freiheit, Es erhebt sich ein fürchterlicher Orkan; die Flotte wird auseinander geschlagen, Tausende finden ihren Tod in den Wellen, Wenige werden gerettet. Germanicus will sich aus Verzweiflung das Leben nehmen, denn er weiß, was er sich nun von der Rache seines eifersüchtigen Oheim zu versprechen hat. Aber der schadenfrohe Tiber weidet sein Herz an dem unglücklichen Ausgange dieses Feldzuges, weil er den Hochgepriesenen in den Augen des Volks

all' seines vorerworbenen Ruhms beraubt; belohnt ihn dafür mit neuen glänzenden Ehrenstellen, und erklärt die Ehre der Römer für gerettet.

Von nun an zieht der arglistige Cäsar alle römische Besazungen über den Rhein zurück, und arbeitet lediglich durch Aufregung innerer Unruhen an Teutschlands Entkräftung.

---

## Herrmann Marbod.

Mit unumschränkter Gewalt beherrscht Marbod, König der Markomannen, die östlichen Provinzen Teutschlands. Er hat den Römern die Kunst abgelernt, auf ganz freie, wild aufgeschoßene Völkerstämme, den Kern der monarchischen Verfassung zu propfen und die jungen Schößlinge so zu ziehen, wie er es seinen Absichten gemäß erachtet. Wenn eine ganz freigeborne Nation schon dahin gebracht worden ist, daß sie sich in ihren wichtigsten Angelegenheiten lediglich nach dem Winke eines Einzigen richtet, daß sie diesem Einzigen, ohne weitere Prüfung und Untersuchung, die hochgepriesene Vortreflichkeit seiner Anordnungen und Befehle aufs Wort glaubt, daß sie die drückende Last stehender Heere ohne Murren erträgt, zu diesem stehenden Heere

ihre junge Mannschaft um Sold dahin giebt, zur Aufbringung dieses Soldes das Mark des Landes und den Erwerb des Fleißes steuert: dann kann man wohl mit Zuverlässigkeit behaupten, daß es um ihre natürliche Freiheit geschehen ist. Und dahin hat Marbod seine Markomanuen und alle übrigen ihm unterworfenen Völker gebracht; es ist ihm durch Anwendung der römischen Kunstgriffe gelungen, das edle teutsche Roß zu bändigen, und den Lenkzügel allein nach Willkühr zu führen. Aber nicht zufrieden mit seiner auf das östliche Teutschland eingeschränkten Oberherrschaft, strebt sein Ehrgeiz nach der Alleingewalt über ganz Germanien, empört es seine Eifersucht, daß es ausser ihm noch mehrere angesehene Fürsten und Edle giebt, sucht er alle teutsche Völker in eine große, einzig von ihm abhängende teutsche Monarchie mit schlauem Glimpf zu vereinigen, oder mit Gewalt zu zwingen. Sei wachsam und wacker, mein Vaterland! du nährst itzt den furchtbarsten Feind deiner Freiheit in deinem eignen Busen.

Groß ist die Achtung, in welcher Herrmann, der Stifter des Bundes für Freiheit und Rache, nicht allein bei den Cheruskern, sondern auch bei allen teutschen Völkern stehet, und groß ist seine Gewalt, die er sich lediglich durch sein Ansehen, durch seine Heldentugenden erworben hat. Auch ihm sind die Sitten, Grundsätze und Künste des Römers nicht fremd, er ist

vielleicht vertrauter mit demselben, als Marbod; er lebte einst lang in Rom, er lernte zugleich mit seinem, dem Vaterlande ungetreu gewesenen Bruder Flavius, die römische Kriegskunst als Legionsoldat kennen, er war seiner ausgezeichneten Thaten halber sogar mit dem römischen Bürgerrechte und der Ritterwürde beehrt worden; aber er mißraucht seine erworbenen Kenntnisse nicht zur Unterdrückung seiner Brüder, sondern benutzt sie zu edlen Zwecken — zur Rettung und Aufrechthaltung der teutschen Freiheit. Herrmann wirft sich nicht zum alleingebietenden Herrscher über die seiner Führung sich überlassenen Cherusker, über die von dem markomannischen Bunde sich losgerissenen Semnonen und Longobarden auf, maßt sich keine willkührliche Gewalt an, hält keine stehenden Heere, erpreßt keine Steuern und Abgaben. Der Wiederhersteller der teutschen Freiheit will nicht selbst zum Verräther an ihr werden! Er will und kann es aber auch nicht dulden, daß es ein Anderer werde; daß ein Anderer das Vaterland um den blutig errungenen Preis seiner Siege beraube. Ihm kann Marbods immer furchtbarer werdende Macht, ihm können Marbods despotische Entwürfe nicht gleichgültig bleiben; er muß jene zu schwächen, diese zu vereitlen suchen. Und sie gelingt ihm, die schöne, große, preiswürdige That! der Mann voll teutscher Kraft, der die römischen Sklavenketten zerbrach, zerbricht auch

itzt die von dem Beherrscher der Markomannen für das ganze freie Teutschland geschmiedeten Ketten, und rettet das Vaterland noch einmal von seinem gefährlichern Feinde. — Marbod wird von ihm aufs Haupt geschlagen; der gestürzte Tirann sucht sein Heil in der Flucht — und wirft sich den Römern, deren furchtbarster Gegner er so lange gewesen war, nun selbst in die Arme.

Aber nicht lange genießt der edle Cherusker der Früchte seiner heroischen Thaten; in der Mitte seiner patriotischen Laufbahn überfällt ihn die Bosheit seiner Feinde, und raubt dem Vaterlande seinen erhabensten Wohlthäter, der Freiheit ihren mächtigsten Schuzengel. Herrmanns Sieg über den markomannischen Tirannen muß den von der römischen Arglist und von der Tücke des Verräthers Segest schon lang' entworfenen verruchten Mordplan begünstigen, und den ausgestreuten Saamen des schwärzesten Argwohns schnell zur Reife bringen. Der Retter und Rächer der teutschen Freiheit wird der Tirannei beschuldiget und schändlich ermordet! aber kaum ist sein reines edles Blut geflossen, so ruft das Vaterlandt ein entsetzliches Wehe! über die Mörder, so schaudert selbst Rom vor dieser Unthat, und fürchtet schwere blutige Rache, und der Gesang des Barden verkündiget den Namen und die Thaten des Unsterblichen der spätesten Nachwelt.

O Vaterland, Vaterland! wenn wird dir wieder ein Herrmann, ein Retter und Rächer der teutschen Freiheit geboren werden?

## Claudius Civilis.

Rom ist itzt bei weitem das nicht mehr, was es funfzig Jahre vor unserer Zeitrechnung war. Die Söhne der Helden sind in entnervende Wollüste versunken; die asiatische Ueppigkeit hat den stolzen mächtigen Geist des Republikaners in entehrende Banden verstrickt; der männliche ehrwürdige Senat hat sich in eine Versammlung feiler schmeichlerischer Knaben verwandelt und auf dem Throne, den Cäsar über dem Grabe der Republik errichtete, wechseln elende, feige, tiranische, knabenschänderische Buben, und Ungeheuer; Freigelassene, Gauklel, Tänzer, Flötenspieler, Mordbrenner, Blutschänder; am Fuße des Thrones kriechen die weiland Edlen, ekelhafte giftige Insekten! und den Leichnam des bepurpurten Scheusals bewachen teutsche, gallische, und britannische Söldner. Kein Römer spricht mehr für Freiheit und Vaterland, keiner widmet sich mehr dem Waffendienst; die Schwerdter der Brutus und Catonen sind vom Rost zerfressen,

und die entnervte Faust des Römerlings vermag kaum noch den Thirsusstab zu schwingen. Rom hält zwar noch ungeheure Heere, aber sie sind aus seinen Provinzen zusammen geworben: Rom führt zwar noch ununterbrochene Kriege, aber der Friede wird immer schändlich erkauft — seine großen stolzen Eroberungs-Entwürfe sind zu kleinlichen, ängstlichen Vertheidigungs-Entwürfen zusammengeschwunden; seine Triumphe sind die lächerlichsten Gaukelspiele, die jemals der grobe Betrug mit der eitlen Narrheit ersonnen hat. Wenn Calligula, und späterhin Domitian, das römische Volk mit seinem Sieges-Einzuge belustigen will, so werden, in Ermanglung wirklich Gefangener, mehrere Haufen teutscher Männer gedungen, die den Triumphator für schweres Geld gefesselt vertreten müssen; oder man hebt die längsten und stärksten Gallier aus, giebt ihnen teutsche Namen, lehrt sie ein paar teutsche Worte, färbt ihr Haar feuerroth, hüllt sie in wilde Thierhäute, und läßt sie so als gefangene Teutsche den Siegeszug verherrlichen.

In welcher armseligen Kleinlichkeit erscheint uns das stolze Rom itzt gegen seine sonstige Größe — in welcher kindischen Schwächlichkeit gegen seine sonstige männliche Kraft und Stärke — in welcher verächtlichen Niedrigkeit gegen seine sonstige Hoheit und Würde! O es ist tief gesunken; es wird; es muß noch tiefer sinken; es muß un-

ausbleiblich ganz gestürzt, zerbrochen und zertrümmert werden!

Und dennoch denkt und handelt der herrschsüchtige Römer, so sehr er sich auch seiner Ohnmacht bewußt ist, so sehr ihn auch das Vorgefühl seines endlichen Falles beunruhiget, noch immer ganz so, wie er in der glänzendsten Periode seiner Macht und Herrlichkeit gedacht und gehandelt hat — er verachtet Alles, was nicht römisch ist und schilt es barbarisch; er dünkt sich allein frei und edel und allein zur Herrschaft über den Erdkreis berechtigt; er hält alle fremde Nationen für seine gebohrnen Sklaven; er erklärt alles fremde Gut für sein rechtmäßiges Eigenthum; er fodert von seinem mächtigen Bundesgenossen schweren Tribut, und bedrückt seine eroberten Provinzen mit unmenschlicher Härte. Grausamer unbesonnener Tirann! welch ein entsetzliches Schicksal würde dich treffen, wenn allen dir unterworfenen, vor dem Schatten deiner sonstigen Riesengröße itzt nur noch erzitternden Völkern die Binde vom Auge fallen, wenn sie dich dann in deiner Blöße erblicken, wenn sie dann deine Fesseln zerbrechen, und ihre von dir vorenthaltenen natürlichen Rechte, ihre von dir erpreßten Reichthümer, ihre von dir weggeführten Väter und Söhne, Mütter und Bräute, aus deinen Räuberhänden mit der Stimme der Rache zurückfodern sollten!

Und siehe: schon erhebt sich am äussersten Ende Germaniens ein tapferes Volk zum Kampf für Freiheit und Recht; die Bataver sind die ersten unter allen der römischen Herrschaft ganz unterworfenen teutschen Völkerschaften, die den heldenmüthigen Endschluß fassen, das drückende, schimpfliche Joch der Knechtschaft abzuwerfen, und ihrer Tirannen mit der Schärfe des Schwerdts sich zu entledigen. Was Herrman allen dißseits des Rheins gelegenen teutschen Völkern gewesen war, das will Claudius Civilis itzt den Teutschen am jenseitigen Rheinufer werden; der Wiederhersteller und Rächer, der seit einem Jahrhundert ihnen entrissenen Freiheit! „Ist es nicht schändlich, so ruft der batavische Held den versammelten Edlen zu: ist es nicht schändlich, daß kraftvolle Männer schwächlichen weibischen Buben gehorchen? daß wir unsre mannhaften Söhne zu Mördern unsrer eigenen Freiheit ausliefern? daß wir unsre ohnmächtigen Greise zu römischen Soldaten werben lassen, um sie mit theuerm Lösegelde wieder zurück zu kaufen? daß wir unsre Jungfrauen, unsre Knaben sogar, den scheußlichen Begierden der römischen Statthalter preisgegeben? daß wir unsre Weiber von ihnen schänden, daß wir uns von ihrer Raubsucht plündern, daß wir uns zur Sättigung ihrer unnatürlichen Wollüste, zur Bestreitung ihrer unsinnigen Ausschweifungen bis aufs Blut aussaugen lassen? —

Bataver! ich dulde diesen gräulichen Unfug nicht länger; ich kann ihn nicht länger dulden — das brausende Blut würde meine Adern zersprengen, die Glut der Rache würde mein Herz verzehren. Ich will das Vaterland retten, ich will Tod und Verderben in die Palläste der Tirannen tragen, die freche, grausame Willkühr zu Boden schlagen, und die Freiheit wieder in ihre natürlichen Rechte einsetzen. Wer kein elender Römer-Knecht bleiben will, der schwinge sein Schwerdt zur Rache und folge mir! Ich gelob' es bei Wodan, mir Haar und Bart nicht eher abzuschneiden, bis ich den Sieg errungen habe!„ — Die Bataver ergrimmen bei dieser Rede, schwingen ihre Schwerdter und folgen dem Helden — und nicht lange, so ist Alles, was Römer heißt, von der batavischen Insel vertilgt.. Nun eilt der siegreiche Civilis den Rhein herauf und stellt sich gegen den von dem germanischen Statthalter Hordeonius Flaccus ihm entgegen geschickten Legaten Mummius Lupercus in Schlachtordnung; vor ihm halten, den Römern zum Schrecken, die schon erbeuteten römischen Feldzeichen, hinter ihm zur Ermunterung seiner Krieger, ihre Mütter, Schwestern, Weiber und Kinder. Es beginnet ein wüthender Kampf; Civilis trägt den vollkommensten Sieg davon, und treibt den Legaten bis in sein altes verschanztes Lager bei Xanten zurück. Diese glänzende That bringt mehrere von den Römern unter-

jochte Völker in Bewegung; die Friesen, die Canninevater, die Chaucen, die Gallier, die im römischen Sold stehenden batavischen Kohorten vereinigen sich mit den Ueberwindern. Das Lager bei Xanten wird angegriffen; die Besatzung muß sich ergeben. Civilis schlägt die Römer aus allen Gegenden des Rheinstroms hinweg; alle von ihnen in einem Zeitraum von hundert und mehrern Jahren mit ungeheuern Kosten erbaueten Kastelle, Mainz und Windisch ausgenommen, werden niedergerissen — der tapfre siegreiche Bataver hält sich nun seines Gelübdes für ganz entbunden; er wagt es, Haar und Bart abzuschneiden. Aber nun wendet sich das Kriegsglück. Die Römer ziehen ihre ganze Macht wider ihn zusammen; die Ubier und Agrappinenser werden treulos, verbünden sich wieder mit den Römern, und liefern ihnen des edlen Batavers Weib und Schwester aus. Auch dies schreckt den feurigen Helden nicht; er erwartet den Feind bei Xanten und schlägt — die Verrätherei eines Flüchtlings bringt ihn um den Sieg, und nöthigt ihn, sich in die batavische Insel zurück zu ziehen. Glatte Worte, reiche Geschenke und ein feiler Orakelspruch der Wahrsagerin Veleda stellen den Frieden und die Bundesfreundschaft zwischen den Römern und den nun freiern Batavern wieder her.

Von nun an athmen auch alle übrigen Völker des römischen Germaniens wieder freier;

Rom will den gefährlichen Versuch nicht noch einmal wagen, die Begierde der Teutschen nach Freiheit und Rache zu reizen. Es hat sich die Eroberungs-Gedanken aus dem Sinne geschlagen; es behandelt die Teutschen als gute Bundesgenossen und erkauft nun selbst den Frieden und die Sicherheit seiner Grenzen von ihnen mit schwerem Tribut.

Die stolzen hochgebietenden Herren der Welt buhlen und betteln nun selbst um die Gunst und den Schutz derer, die sie zu ihren elenden Sklaven zu machen seit länger als hundert Jahren sich vergebens bemühet haben. Welch ein Wechsel des Glücks und der Größe! welch ein schrecklich warnendes Beispiel für alle Eroberer!

## Der Markomannische Bund.

Immer tiefer und tiefer sinkt die Macht und Würde der Römer, immer höher und höher steigt die Gewalt und das Ansehen der Teutschen. Wir erblicken nicht mehr einzelne kleine teutsche Stämme und Völkerschaften, wir stoßen nicht mehr auf schwache unbedeutende Streifzüge — große mächtige Völker vereinigen sich itzt zu

Nationen, errichten Schutz- und Trutzbündnisse unter einander und bestürmen mit unübersehbaren Heeren den immer mehr und mehr in sich selbst zusammensinkenden römischen Koloß von allen Seiten. Der ungeheure Koloß erbebt, es droht ihm der fürchterlichste Einsturz; aber noch giebt es von Zeit zu Zeit Männer, die sich vor den Riß hinstellen, die aus ihren Fugen gesprungenen Theile zusammenhalten, und die aus ihrem Gleichgewichte erpreßten Aussengewände des Staats mit Weisheit, Muth und Standhaftigkeit stützen. Wenn nun aber auch diese Stützen endlich zermorschen und zerbrechen — was wird, was kann dann wohl noch das in seinen Grundpfeilern erschütterte, in seinen Gewänden zerrissene Reich vom Untergange retten? wie mag und kann es sich dann wohl noch gegen den gewaltigen Sturm von aussenher aufrecht erhalten?

Der Weisheit und Tapferkeit eines Trajans haben es die Römer zu verdanken, daß ihr Name wieder mit Ehrfurcht genennet wird; am Rhein und an der Donau hat dieser Kaiser Spuren seines Heldenganges hinterlassen; er hat die zerstöhrten Kastelle wieder hergestellet; er hat ganz Dacien der römischen Herrschaft unterworfen. Diese, eines alten unentnervten Römers würdige Thaten, erregen die Aufmerksamkeit der benachbarten Völker. Wie leicht kann es dem erfahrnen und unerschrockenen Ero-

derer werden, sie allesamt einzeln aufzureiben und zu verschlingen! Diese allerdings sehr gegründete Besorgniß bringt die Markomannen, Quaden, Narisker, Hermunduren, Vandalen und mehrere suevische Völker zu dem Entschluß, ihre Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen; und so entsteht der markomannische Bund! Wär die höchste Gewalt itzt in den Händen eines Weichlings, so wär' es um Rom geschehen; denn die furchtbaren Bundesgenossen überfallen die römischen Provinzen und verbreiten Furcht und Schrecken um sich her. Die zaghaften Römer berathen sich in der Bangigkeit ihres Herzens bei einem asiatischen Betrüger. Laßt zwei mit Spezereien beladene Löwen über die Donau in des Feindes Land schwimmen, und gewiß ist der Sieg! so lautet der tolle Ausspruch des lügenhaften Wundermannes, den die Abergläubischen aufs pünktlichste befolgen. Die Teutschen erschlagen die Löwen sammt zwanzigtausend römischen Soldaten; und der Betrüger sucht die Wahrhaftigkeit des Orakels durch die elende Ausflucht zu retten, daß es weder den Römern noch den Teutschen insbesondere, sondern nur im Allgemeinen Sieg verheißen habe.

In einer schröcklichern Lage hat sich der römische Staat wohl nie befunden, als itzt. Von den siegreichen markomannischen Bundesvölkern hart bedrängt, vom Mangel ausgezehrt, von

ihren eigenen Ausschweifungen entkräftet, und endlich noch von einer fürchterlichen Pest heimgesucht, überläßt sich das einst so mächtige und stolze Rom, itzt der entehrendsten Zaghaftigkeit, der entsetzlichsten Verzweiflung. Nur der weise tugendhafte Mark-Aurel, der Vater des Vaterlandes, verzagt und verzweifelt nicht. Dem Edlen ist Nichts zu kostbar und zu theuer, was er dem Vaterlande nicht aufopfern, Nichts zu klein und zu verächtlich, was er zur Rettung desselben nicht aufbieten sollte. Die öffentliche Schatzkammer ist erschöpft; er verkauft sein prächtiges Hausgeräthe, sein Gold- und Silbergeschirr, seine Gemählde, seine Bildsäulen; die Pest hat Hand in Hand mit der Ueppigkeit Rom und seine Provinzen so sehr entvölkert, daß die geschwächten Heere einer ausserordentlichen Verstärkung bedürfen; er bewerkstelliget sie durch ein ganz ungewöhnliches Mittel, er läßt Knechte, Fechter, und andere sonst nicht waffenfähige verächtliche Leute anwerben, und wagt es sogar, eine Bande Strassenräuber aus Dardanien in Kriegsdienst zu nehmen. Und es gelingt seiner Weisheit, seinem Muthe, seiner Selbstverleugnung, seiner ächten altrömischen Tapferkeit und Standhaftigkeit, den furchtbaren Bund, obschon mit großen Aufopferungen, zu zerreißen, die Markomannen in ihre Grenzen zurück zu drängen, die Quaden zinsbar zu machen, und die Ehre der römischen Waffen in ihrer ganzen schreck-

haften Herrlichkeit noch einmal wieder herzustellen. Rom ist abermals gerettet, aber Mark-Aurels Entwurf bei weitem noch nicht ganz ausgeführt; denn dieser umfaßt nichts geringeres, als die Umschaffung des ganzen Teutschlands in eine römische Provinz. So will es aber das Schicksal nicht; es erhebt den tugendhaften Weisen in eine bessere Welt, und läßt das lasterhafte Rom fallen.

Was Mark-Aurel so glorreich begonnen hat, das soll nun Commodus, sein Sohn und Nachfolger, vollenden. Der Weichling! wie lange wird er den süßen Einladungen seiner italischen Buhlerinnen, wie lange der brennenden Begierde nach dem ruhigen Vollgenuß der italischen Wollüste zu widerstehen vermögen? Harre noch eine Weile, so rufen ihm die im Dienste seines Vaters grau gewordenen Krieger zu: und bezeichne die ersten Tage deiner Alleinherrschaft mit preißlichen Thaten; du wirst siegen, wirst mit Lorbeern gekrönt nach Rom zurückkehren, und deinen Einzug mit einem glänzenden Triumph verherrlichen! — -und Commodus gelobet dem Heere in einer Prunkrede, daß er entschlossen sei, die Heldenbahn seines Vaters zu verfolgen nnd daß selbst der Ocean seinen Eroberungen keine Grenzen setzen solle. Thor, der du bist! flüstert ihm das Geschmeiß seiner Höflinge ins Ohr: was willst du dir unter diesem rauhen Himmelsstrich erharren? was willst du

dir an einem Lande erobern, in welchem keine Blume duftet, kein Fruchtbaum blühet, keine Saat reifet? Ueberlaß doch diese kalte unfreundliche Wüste ihren wilden Bewohnern, und wirf dich wieder in die schon lange geöfneten Arme des Friedens, der Ruh' und der Freude, die deiner Rückkehr mit schmachtendem Verlangen entgegen sehen; und Commodus läßt sich nicht zweimal so freundlich mahnen, erkauft von den Teutschen einen schimpflichen Frieden, flüchtet nach Italien und sucht sich für das ausgestandene Ungemach im weichen Schooße der Wollust reichlich zu entschädigen.

Die römischen Provinzen stehen nun den Teutschen von allen Seiten offen, und Nichts hält sie zurück, als die Erlegung schwerer Zinsen. Zwar wagen es in der Folge mehrere tapfere Kaiser, diese gefährlichen Nachbarn in Teutschland selbst heimzusuchen; aber fruchtlos sind all' ihre auch noch so heldenmüthigen und glücklichen Unternehmungen; die Teutschen behaupten ihre Freiheit, und erhalten die Römer in der Zinsbarkeit.

---

Der Schauplatz verändert sich; Teutschland erscheint uns itzt in einer ganz andern Gestalt. Wir finden die teutschen Völkerschaften nicht mehr in ihren ursprünglichen Wohnsitzen; wir erkennen sie nicht mehr an ihren ursprünglichen

Namen; jene sind von ihnen entweder freiwillig, oder von mächtigen Nachbarn gezwungen, verlassen worden; diese haben sich unter allgemeinern bedeutendern Benennungen verloren. Schon der markomannische Bund hat die Stammnamen mehrerer Völker von der Tafel der Geschichte weggewischt und sie insgesamt den Stiftern des Bundes zu Ehren mit dem Namen Markomannen bezeichnet. Itzt vereinigen sich alle in den Gegenden des Mainstromes wohnende Völker, und nennen sich Alemannen, itzt errichten alle, vom Saalgaue an bis an die batavische Insel zerstreuten größern und kleinern Nationen, ein Freiheits-Bündniß, und nennen sich Franken; itzt erscheinen neue, bisher wenig oder gar nicht bekannt gewesene, ursprünglich teutsche Völkerschaften: Sachsen, Thüringer, Schwaben, Baiern, Warner, Heruler, Vandalen, Gepiden, Burgunder und Gothen auf dem Tummelplatze, und fallen, wie von Einem Geist beseelt, die römischen Provinzen im wilden Gedränge von allen Seiten an. Nun erhebt sich ein fürchterlicher Kampf; nun bietet Rom seine äussersten Kräfte auf, diese neuen schrecklichen Gäste von sich abzuhalten; nun würget das Schwerdt von einem Ende des Reichs bis zum andern, und die Fackel des Kriegs steckt den ganzen Erdboden in Brand. Noch widerstehen die Römer, größtentheils mit Hülfe der in ihrer Kriegsschule

gebildeten Teutschen, noch sind sie so glücklich, ihre Grenzen zu retten, und je zuweilen gelingt es ihnen sogar, diesseits des Rheins und der Donau wieder festen Fuß zu fassen, je zuweilen und besonders unter den Regierungene eines Aurelian, Probus, Constantin, Julian, Valentinian, und Theodos, gewinnt es sogar den Anschein, als ob der schon so oft und so gewaltig erschütterte, schon halb zermalmte Koloß der römischen Herrschaft mit neuer Kraft und Stärke sich wieder erheben, und Teutschlands freien Völkerschaften furchtbarer als jemals werden wollte. Die Franken Sachsen und Alemannen werden wiederholt geschlagen, und, um ihren Freiheitsgeist desto sicherer zu bändigen, zu Tausenden in die römischen Provinzen verpflanzt; aber immer reissen sie sich wieder los, werfen die sich ihnen entgegenstemmenden römischen Söldner zu Boden, bahnen sich neue gefährliche Wege durch die Provinzen und vereinigen sich glücklich wieder mit ihren Freunden, Brüdern und Bundesgenossen.

Was freie tapfre Männer, die, es koste was es wolle, das ihnen aufgezwungene Joch der Sklaverei abzuwerfen und den Kerker, in welchem sie die Gewalt des Stärkern gefesselt hält, zu durchbrechen entschlossen sind — was solche Männer zur Wiedererlangung ihrer Freiheit zu unternehmen und auszuführen vermögen, das beweisen die vom Kaiser Probus aus

Gallien herausgeschlagenen und nach Thracien versetzten Franken. Die Hand des Ueberwinders liegt schwer auf dem Naken der entwafneten Helden; die Edlen werden zu den niedrigsten Sklavenarbeiten angehalten, die Widerspenstigen mit Ruthen schimpflich gezüchtiget. Nichts ist dem edel-stolzen Teutschen empfindlicher, als körperliche Züchtigungen. Rasend vor Zorn und Wuth über die von ihren Tirannen schon lang' erduldete schändliche Behandlung, und doch zu ohnmächtig, der römischen Dienstbarkeit mit Gewalt sich entledigen zu können, schlagen die von allen Seiten eingeschlossenen Franken den gefahrvollsten Weg zu ihrer Befreiung ein; sie bemächtigen sich einiger Fahrzeuge, und vertrauen sich einem Elemente an, das ihnen ganz fremd ist — sie durchschiffen den Hellespont, landen mehrere Male in Griechenland und Afrika, erreichen Sicilien, erobern Sirakus, das einst der ganzen furchtbaren Macht der Athener getrotzt hatte, steuern aus dem mittelländischen Meere in den Ocean, und steigen, zum Erstaunen ihrer Bundesbrüder und zum Schrecken der Römer, an den teutschen Küsten glücklich wieder ans Land.

Unter solchen wilden Bewegunger der Völker, unter solchen anhaltenden blutigen Kämpfen der Römer mit ihren furchtbaren teutschen Nachbarn, erscheint der in der Weltgeschichte so schrecklich sich auszeichnende Zeitpunkt, da die größte

mächtigste Monarchie, die jemals auf dem Erdboden von der Herrschsucht gestiftet worden ist, in Trümmern zusammenstürzt. Die stolzen, in Ueppigkeit und Kraftlosigkeit versunkenen Herren der Welt, haben sich die Eroberungs-Entwürfe ihrer tapfern Urältervåter seit Jahrhunderten schon aus dem Sinne geschlagen, und die Erhaltung ihrer Provinzen für schweren Tribut erkauft — itzt rettet sie kein Tribut, rettet sie Tapferkeit ihrer teutschen Söldner selbst nicht mehr vom Verderben: aus dem asiatischen Norden reißt sich ein ungeheurer Schwarm wilder kriegerischer Hunnen hervor, setzt über die måotische See, fällt die Alanen mit Ungestüm an, drångt die Gothen aus ihren Wohnsitzen und erregt einen allgemeinen fürchterlichen Aufstand, den die Geschichte mit dem Namen der Völkerwanderung bezeichnet. Nun erheben sich alle teutsche Völker und fallen im wilden Gedrånge über die römischen Provinzen her. Die in dem römischen Germanien liegenden festen Städte: Mainz, Worms, Speier, Strasburg und Trier werden samt ihren prächtigen Denkmålern von den Franken und ihren Verbündeten zerstöhrt. Gallien, Niderbelgien und Spannien fällt den Franken, Alanen, Burgundern, Sueven und Gothen zur Beute; Afrika wird von den Vandalen überschwemmt; Brittanien wird von den Sachsen, Angeln und Jüten, unter Anführung des Horst und Hengst, eingenom-

men, Italien aber, und Rom selbst, von dem tapfern Heerführer der Visigothen, Alarich, dreimal aufs schrecklichste heimgesucht. Hier zeigt sich der Stolz der entnervten Römer in einer armseligen und lächerlichen Gestalt. Alarich hat sich schon der Tiber bemächtiget, der Stadt alle Zufuhr abgeschnitten und die Einwohner durch Hunger aufs Aeusserste gebracht — und der schwache Senat stehet noch in dem tollen Wahne, daß der gothische Held von einem eitlen Wortgedränge sich werde bethören lassen. „Das römische Volk fürchtet den Krieg nicht mehr, so erklären sich die Gesandten gegen Alarich: es ist geübt in den Waffen, es ist beherzt und entschlossen, sich aufs hartnäckigste gegen dich zu vertheidigen; es ist aber auch großmüthig und bereit, dir zu verzeihen und dir den Frieden unter anständigen Bedingungen zu bewilligen.“ Alarich verlacht die elende Pralerei der Römer, und zwingt sie, ihre Befreiung mit unermeßlichen Geldsummen und mit ihren kostbarsten Geräthschaften von ihm zu erkaufen. Nach ihm verwüstet Attilla, König der Hunnen, ein fürchterlich-großer Mensch! Italiens gesegnete Provinzen; stürmt Genserich, der Vandalen König, aus Afrika herüber und läßt Rom vierzehn Tage lang ausplündern; bemächtiget sich endlich Odoacer, ein Heerführer der Heruler, der höchsten Gewalt im Reiche, vernichtet das abendländische Kaiserthum und beherrschet Italien unter dem Titel eines Königs.

Das erhabene Prunkgebäude der römischen Weltherrschaft ist nun zerbrochen, und über die Trümmern desselben erheben sich neue mächtige Freistaaten und Königreiche — die Sonne der alten römischen Herrlichkeit ist untergegangen, und nur noch in den östlichen Gegenden dieses einst unermeßlichen Reichs zeigt sich der Abglanz derselben im matten langsam ersterbenden Schimmer — die stolzen Welteroberer, die allgewaltigen Götter der Erde, sind in Armuth und Elend sind in die schimpflichste Sklaverei versunken, und die einst von ihnen verachteten Teutschen, die rohen Barbaren, haben sich hoch über sie emporgeschwungen, und herrschen itzt von Nordafrika durch ganz Europa bis ans schwarze Meer.

So müssen alle der Ueppigkeit und der Sklaverei fröhnenden Völker entnervt und in den Staub getreten — so müssen die der Freiheit huldigenden Nationen gestärkt und erhoben werden!

---

Bevor wir den mit Blut und Leichen bedeckten Kampfplatz der römischen Herrschsucht und der teutschen Freiheit verlassen und die Schicksale unsrer tapfern Urältervåter weiter verfolgen, so laßt uns am Ende dieser für die Ehre der teutschen Waffen so glänzenden Periode noch einen Augenblick verweilen, und den durch die römische Kultur und durch die Völkerwanderung, in der

Staats- und Gerichts-Verfassung, in den Beschäftigungen Sitten und Gebräuchen der alten Teutschen bewürkten Veränderungen nachspüren.

Beinahe sechs volle Jahrhunderte hindurch hat die Eroberungssucht der Römer all' ihre gewaltigen Kräfte vergebens angestrengt, das ganze freie Teutschland zu unterjochen und die tapfern Bewohner desselben zu ihren elenden Sklaven zu machen. Nur an den Ufern des Rheins und der Donau hat sie ihre stolzen Siegeszeichen aufzupflanzen und ihre Herrschaft über die in den dortigen Gegenden wohnenden Völker vierhundert Jahre lang zu behaupten vermogt. Dort erblicken wir noch die Ueberbleibsel von den Denkmälern des römischen Kunstfleißes und Prachtaufwands — die Tempel, Theater, Bäder, Gärten und Landgüter, Vestungen und Schlösser in ihren Ruinen; dort hat die römische Kultur tiefe Wurzel geschlagen, hat Wälder gelichtet, Sumpfe ausgetrocknet, Wüsten urbar gemacht, Dörfer und Städte angebauet, Handel und Gewerbe eingeführt, hat die Sitten verfeinert, die Bündnisse vervielfältiget und dem Karakter der Nation eine ganz andere Richtung gegeben. Die Bewohner des römischen Germaniens sehen ihren unbezwungen gebliebenen Brüdern nicht mehr ähnlich; sie haben an Kunst, Wissenschaft und feiner Sitte gewonnen, aber an ihrer ursprünglichen Natürlichkeit, an edler Einfalt, Kraft und Herzhaftigkeit verlohren; denn der Geist der

Freiheit, der sie vor ihrer Vereinigung mit den Römern beseelte, ist von ihnen gewichen.

Aber ungeschwächt und unbeschränkt herrscht dieser Geist noch im eigentlichen Teutschland. Die Sachsen werden lediglich von Volksoberhäuptern regiert. Wenn die Nation einen Krieg anfängt, so entscheidet das Loos, welcher von ihnen das Heer anführen, welcher ihr Herzog seyn soll; diesem gehorchen sie während des Krieges aufs pünktlichste. In Friedenszeiten hingegen hat keiner dieser Oberhäupter eine grössere Gewalt vor dem andern; die herzogliche Würde ist nicht bleibend, vielweniger erblich; sie ist lediglich auf die Dauer des Krieges eingeschränkt, und nimmt mit diesem ein Ende.

Die Alemannen, Franken und Thüringer stehen unter Fürsten und Königen, sie sind es aber mehr dem Namen, als der Gewalt nach. Diese ist von den Vornehmsten einer jeglichen Nation gar sehr beschränkt, und die Nation selbst nimmt noch immer persönlichen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt. Kein Fürst und kein König kann nach Willkühr anordnen und befehlen, Gesetze geben oder Gesetze aufheben, Krieg anfangen oder Frieden schließen — in allen diesen Fällen muß das Volk zusammenberufen und befragt werden.

Jagd und Krieg sind noch immer die einzigen und angenehmsten Beschäftigungen der teutschen

Männer; sie führen aber nicht für ihre Könige, sondern für sich selbst Krieg. Wenn der Feldzug glücklich geendiget ist, so fallen die gemachten Eroberungen nicht dem Könige, sondern der Nation anheim. Die Ländereien, Schätze und Sklaven werden in gleiche Theile getheilt; der König empfängt jedoch einen größern Theil von der gemachten Beute, als jeder anderer einzelne Krieger.

Noch immer halten die freien Männer jede andere Art von Beschäftigung für unrühmlich und ihrer ganz unwürdig; alle Arbeiten werden von Weibern und Leibeignen verrichtet. Die Weiber besorgen die minderschweren häuslichen Angelegenheiten, spinnen, weben und nähen. Die Leibeignen bauen das Feld, verfertigen die Rüstungen, die Waffen, das Hausgeräthe: sie sind Ackersleute, Hirten und Handwerker in einer Person.

Teutschland ist nicht mehr so wüst und öde, wie ehedem; es hat seinen Getraidebau ansehnlich verbessert; es versorgt fremde Länder mit Flachs, Honig, Vieh und Salz; es hat ungemein ergiebige Eisen- Kupfer- und Gold-Bergwerke; es erbauet schon einen schmackhaften und geistreichen Wein, es treibt einen starken Handel mit Bernstein. Da nun zu allen diesen Beschäftigungen lediglich Leibeigene gebraucht werden, so hat sich die Anzahl und der Werth derselben ansehnlich vermehrt, so wimmelt es itzt

in Teutschland von solchen Menschen, die von den Teutschen aus den römischen Provinzen entweder gewaltsam hinweg geführt, oder von römischen Kaufleuten an sie verhandelt worden sind. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese größtentheils gesitteten Fremdlinge in der Folge sehr viel zu Teutschlands und seiner Bewohner Kultivirung, aber auch sehr viel zum Verderbniß des ursprünglichen teutschen Nationalkarakters beitragen werden.

---

Nichts ist der teutschen National-Freiheit gefährlicher, als das die Könige und Fürsten umgebende Gefolge der Edlen. Vordem dient' es lediglich zur Zierde der Volks-Oberhäupter, und empfieng, ausser der freien Tafel gewisse Geschenke an Rossen und Waffen. Itzt werden den Männern, die sich in das Gefolge der Fürsten begeben, gewiese liegende Güter als Lehen zugetheilt, und dadurch werden sie Vasallen, Waffen-Gesellen der Fürsten, schwören ihnen den Eid der Treue, und verpflichten sich zur unverweigerlichen Leistung der Heeresfolge; sie sind also Söldner der Fürsten, sie bilden ein eignes stehendes Heer, sie sind ganz abhängig von der Willkühr ihrer Lehensherren und jeden Augenblick bereit, den Anordnungen und Befehlen derselben mit den Waffen in der Hand Nachdruck und Gehorsam zu verschaffen. Laßt nun die Nation einmal gegen ihren Fürsten auftreten und sagen: du mißbrauchst die Gewalt, die wir dir freiwillig über-

tragen haben, darum wollen wir sie wieder zurück nehmen; du ermächtigest dich, uns Gesetze aufzudringen, denen wir unsre Zustimmung versagt haben, darum wollen wir ihnen nicht gehorchen; du verwickelst uns in Kriege, die uns ganz unausbleiblich ins Verderben und ins Elend stürzen müssen, darum wollen wir dir die Heeresfolge nicht leisten; du handelst lediglich nach deiner tollen Willkühr und herrschest so tirannisch und despotisch, wie ein Cäsar in Rom, darum wollen wir deinem Regiment ein Ende machen — was dünkt euch wohl, was der Fürst darauf antworten werde? Er wird seinen Zorn unterdrücken und mit huldigem Lächeln vollkommne Abhülfe der angebrachten Beschwerden verheissen und die Nation wird sich dabei beruhigen, aber dann wird er seine Vasallen, seine adelichen Söldner um sich her versammeln und mit ihnen die Wehrlosen überfallen — er wird die Nation in Fesseln schlagen und ihre Freiheit vernichten! — Traurige Aussichten für Teutschlands freigebohrne Männer! in dem Gefolge der Fürsten, auf den Lehngütern ihrer Leibdiener, werden die Ketten geschmiedet, mit welchen eure Kinder und Kindeskinder gefesselt werden sollen — werden die Schwerdter geschliffen, mit welchen die alte teutsche Nationalfreiheit gemordet werden soll.

O mein Vaterland! mögten doch deine künftigen Schicksale meine schreckliche Wassagung Lügen strafen!

# Zweite Periode.

Alle größere und kleinere teutsche Völkerschaften haben, wiewohl ganz planlos und ohne sich dazu unter einander besonders verbunden zu haben, die eine mehr, die andere weniger zur Zertrümmerung und Vernichtung der römischen Herrschaft beigetragen; jede hat sich eines größern oder kleinern Stücks von den römischen Provinzen bemächtiget, und jede sucht nun ihre gemachten Eroberungen zu behaupten, oder noch mehr zu erweitern. Aber — wie es von jeher gewesen ist, und wie es auch jedes Blatt in dem großen Urkundenbuche der Weltbegebenheiten beweiset — wenn Mehrere gegen Einen gemeinschaftlichen Feind mit oder ohne Plan ankämpfen, so wird sich während des Kampfes über die Theilung der Beute so leicht wohl kein offner Streit erheben, so wird auch derjenige sogar, der vermöge des Rechts des Stärkern Alles an sich zu reissen gedenkt, seine raubgierigen Absichten, vor der Zeit wenigstens, nicht verrathen; zumal es auch thöricht wäre, die Löwenhaut zu theilen, bevor der Löwe selbst noch nicht einmal überwunden und erleget worden ist. Laßt aber den gemeinschaftlichen Feind entkräftet, niedergeworfen und erschlagen seyn: dann beginnet der Hader unter

den Siegern selbst — dann reibt einer den andern auf — dann findet sich immer ein Stärkerer, der Alles aufbietet und Alles anwendet, seine vorigen Mitstreiter unter seine Füße zu treten und all' ihre Haabe, all' ihre gemachten Eroberungen allein zu verschlingen. Sehet die Bestätigung dieser gewiß nicht neuen, aber immer sehr schrecklichen Wahrheit in den Schicksalen aller der tapfern Völker, die das erhabene Prunkgebäude der römischen Weltherrschaft mit vereinigten Kräften zerbrochen und zertrümmert haben!

## Klodwig.

Kaum ist Rom gefallen, so erhebt sich Klodwig, nach Siegbert der mächtigste unter den fränkischen Fürsten, den in Gallien noch vorhandenen nicht unbeträchtlichen Ueberrest der römischen Herrschaft zu vertilgen, die in kleinere Theile zerstückelte Nation der Franken unter ein einziges Oberhaupt zu vereinigen, und sich selbst zur Würde eines Alleinherrschers über alle teutsche Völkerschaften empor zu schwingen — für einen zwanzig-jährigen Jüngling fürwahr kein gewöhnlich-grosser Entwurf, der sich durch den Umstand, daß die übrigen fränkischen Fürsten zur Ausführung desselben selbst mitwürken, daß sie zu Beförderung der ehrgeizigen Absichten Klodwigs,

und zu ihrer eigenen Entkräftung, selbst das Meiste beitragen müssen, vor andern gleich kühnen und listigen Herrscher-Entwürfen noch ganz besonders auszeichnet.

Siagrius, Statthalter des von den Römern bis itzt noch behaupteten Theils von Gallien, soll die Kraft des jungen fränkischen Helden zuerst fühlen. Es ist seiner Klugheit gelungen, die übrigen Fürsten der Franken zur Hülfsleistung gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vermögen, sie vereinigen sich mit ihm und gehen dem römischen Feldherrn herzhaft entgegen. Bei Soißons an der Seine treffen die Heere auf einander und schlagen; die Römer erleiden eine vollkommene Niederlage. Siagrius entrinnt und flüchtet sich zu dem westgothischen König Alarich: Klodwig fodert ihn von seinen Händen zurück — der Unglückliche wird an seinen stolzen Ueberwinder ausgeliefert und heimlich ermordet. Soißons, Rheims und alle übrige den Römern bis itzt noch treugebliebene Städte unterwerfen sich dem Sieger.

Siegbert, Fürst und Heerführerr der in Teutschland zurückgebliebenen Franken, wird von den Alemannnen hart bedrängt; Klodwig eilt ihm zu Hülfe. Bei Zülpfen kommt es zu einem entscheidenden Haupttreffen. Der Kampf ist hartnäckig, der Sieg zweifelhaft; der fränkische Held hat es hier mit keinen entnervten Römern, er hat es mit kraftvollen Teutschen

zu thun. Itzt neigt sich der Vortheil auf die Seite der Alemannen; die Franken werden von allen Seiten zurückgetrieben; den großen Eroberungs-Entwürfen ihres tapern Anführers drohet itzt eine plötzliche schreckliche Zerrüttung, ihm selbst der Tod, oder schimpfliche Gefangenschaft; da entschließt sich Klodwig, den schon oft wiederholten sanften rührenden Bitten seiner christlichen Gemahlin Klotilde, einer burgundischen Königstochter, und den eindringenden Vorstellungen des heiligen Remigius, Erzbischofs von Rheims, nachzugeben; er gelobet, die Religion sein Väter abzuschwören und ein Christ zu werden, wenn der Gott der Christen ihm diesmal den Sieg verleihen würde. Und kaum ist dieses feierliche Gelübde ausgesprochen, so wagt sich der König der Alemannen zu tief ins Kampfgetümmel, und wird erschlagen; den darüber erschrecknen Alemannen entfällt der Muth; sie gerathen in Unordnung und ergreifen die Flucht — Klodwig verfolgt und schlägt sie zu wiederholten Malen, erobert den größern Theil ihrer Besitzungen, macht die eroberten Länder zu königlichen Tafelgütern, besetzt die zur Königlichen Kammer geschlagene Höfe mit Franken, und läßt so in Teutschland ein neues Frankenland entstehen. Dann eilt er sein königliches Gelübte zu erfüllen, und läßt sich, nebst seiner Schwester Albofled, taufen. Der Uebertritt dieser wichtigen Personen zur christlichen Relion wird mit aller ersinnlichen Pracht gefeiert —

ihrem Beispiele folgen sogleich mehrere tausend salische Franken.

Godegiesel und Gundobald haben ihre ältern Brüder, Childerichen, Klotildens Vater, und Godomann ermordet und sich in die Herrschaft über die Burgunder getheilt. Aber nicht lange, so wünscht Godogiesel auch dieses einzigen Bruders sich zu entledigen, um das väterliche Reich allein zu beherrschen. Er wendet sich in dieser Absicht an den fränkischen Helden, und verspricht ihm für seinen Beistand zu Gundobalds Unterdrünckung einen jährlichen Tribut; und Klodwig, der keine für die Vergrößerung seiner Macht und seines Ansehens günstige Gelegenheit unbenutzt entgehen zu lassen pflegt, williget sogleich in den verrätherischen brudermörderischen Anschlag, und überfällt den kein Arges befürchtenden Gundobald mit seiner ganzen Heeresmacht. Godegiesel zieht seinen Bruder auf dessen erste bittliche Mahnung eiligst zu Hülfe und vereiniget sich mit ihm bei Dijon; aber sobald das Treffen anhebt, verläßt ihn der Treulose, und geht zu den Franken über — Gundobald wird geschlagen, wirft sich mit dem kleinen Ueberrest seines Heeres in die veste Stadt Avignon, und bringt es durch die geschickten Unterhandlungen seines heimlichen Raths, Aredius, endlich noch dahin, daß Klodwig, ebenfalls gegen das Anerbieten eines jährlichen Tributs, die ältere Verbindung aufhebt, von der

Belagerung absteht und den Verräther seinem Schicksal allein überläßt. Nun stärket sich Gundobald behende, überfällt seinen unnatürlichen Bruder in Vienne, bemächtiget sich seiner, läßt ihn erwürgen, und regiert das burgundische Reich, dies beweisen seine Gesetze, mit Weisheit, Gerechtigkeit und Würde — bleibt aber doch immer in Rücksicht der Zinsbarkeit abhängig von seinem furchtbaren fränkischen Nachbar.

Alarich, König der Westgothen, hat es schon lange und seit Klodwigs Uebertritte zur christlichen Religion mit Gewißheit befürchtet, daß die Reihe des Unterjochtwerdens auch ihn treffen werde, hat sich dem kühnen Eroberer auf alle mögliche Weise gefällig zu machen gesucht, und Alles, was nur immer zu irgend einer Mißhelligkeit zwischen ihm und dem streitsüchtigen Franken Gelegenheit hätte geben können, sorgfältigst vermieden. Itzt wird sogar eine persönliche Zusammenkunft beider Könige bewirkt, und Beide schwören einander bei ihren Bärten ewige unverbrüchliche Freundschaft. Aber kaum hat sich Alarich entfernt, so versammelt Klodwig seine Bischöffe, Fürsten und Mannen, und macht ihnen die Ausrottung der Westgothen zur Gewissenssache. Es thut mir in der Seele wehe, so ruft ihnen dieser heuchlerische Glaubensheld zu: daß diese arianischen Ketzer noch so einen beträchtlichen Theil von Gallien besitzen. „Laßt uns mit Gotteshülfe wider sie ausziehen und ihres

Landes uns bemächtige." Das ist sehr gut und löblich, antworten die geistlichen Herren — und Klodwig setzt sich an die Spitze seines Heeres, schlägt die Westgothen mit Hülfe der Burgunder bei Poitiers, erlegt den ketzerischen Alarich, bemächtiget sich aller in Toulouse aufbewahrten königlichen Schätze, und bringt die westgothischen Länder zur Ehre Gottes unter seine Bothmäßigkeit.

Klodwig hat nun den größern Theil seiner Eroberungs-Entwürfe glücklich ausgeführt; aber noch ist er nicht alleiniger Beherrscher der fränkischen Nation, noch giebt es mehrere fränkische Fürsten, die, unabhängig von ihm, die ihnen untergebenen Völker nach ihren alten Gesetzen und Gebräuchen regieren und ihren väterlichen Glauben gegen die neue bessere Religion zu vertauschen sich noch nicht entschliessen können. Diese elenden blinden Heiden von der Vortreflichkeit unsrer göttlichen Religion zu überzeugen, dazu fühlt sich der königliche Apostel nicht berufen; sie müssen, so will es sein frommer Feuereifer, so will es seine Herrschsucht, bis auf die letzte Wurzel ausgerottet und vertilget werden aus dem Lande der Lebendigen. Ob die Art und Weise, wie er dieses heilige Werk ausführt, gerecht oder nur wenigstens ehrlich genennet zu werden verdiene, darüber schweigt sein Gewissen, und seine Bischöffe würden es, wenn es ihn ja einmal beunruhigen sollte, mit der Versicherung, daß der Zweck die Mittel heiligte, sogleich wieder zu besänftigen wissen.

Siegbert, der seinen Fürstensitz in Kölln aufgeschlagen hat, ist der Erste, dessen sich Klodwig auf eine schandbübische Art entledigt. Der Elende ist so niederträchtig, daß er sich zur Hinopferung seines mächtigen Nebenbuhlers einer Natter bedient, deren Stich dem Unglücklichen am empfindlichsten schmerzen muß — Siegberts einziger Sohn ist das Werkzeug dieser verruchten That; er mordet den edlen Greis in einem Buchenwalde auf der Jagd. Der blutige Lohn folgt der blutigen That auf der Stelle; der Vatermörder wird von den fränkischen Abgeordneten, als er die väterlichen Schätze mit ihnen zu theilen im Begriff ist, erschlagen — und Klodwig eilt stracks nach Kölln, zwingt die Uferfranken zu Unterwerfung und läßt sich zu ihrem König ausrufen.

Kararich, der einen andern beträchtlichen Theil der fränkischen Nation beherrscht, fällt samt seinem Sohne durch List in Klodwigs Gewalt. Der Tirann entsetzt sie ihrer Länder, läßt ihnen die Haare abschneiden, den Vater zum Priester, den Sohn zum Diakon gewaltsam weihen, und nach der Hand Beide umbringen.

Ragnacar und seine Brüder werden dem blutdürstigen Unmenschen von ihrem eignen verrätherischen Hofgesinde gebunden ausgeliefert und ermordet.

Nun jammert der schändliche Heuchler, daß er keine Anverwandten mehr habe — er jammert, um zu erforschen: ob nicht etwan einer derselben sich

irgendwo noch verborgen halte! ob nicht irgend Jemand sich für einen Blutsfreund von ihm, oder sonst für einen Fürsten fränkischer Abkunft ausgebe!

Klodwig stirbt im dreißigsten Jahre seiner Regierung, und im fünf und vierzigsten seines Alters zu Paris. Er ist der Stifter der fränkischen Monarchie, er hat sie zu einer furchtbaren Größe emporgebracht; die Geschichte rühmt ihn dafür als einen der grösten Fürsten, die jemals gelebt haben. Aber die Wahrheit nennet ihn einen eroberungssüchtigen Tirannen; denn er hat die Freiheit der Völker zu Boden getreten — und der edle Menschenfreund gedenkt seiner mit Wehmuth und Abscheu!

---

Es ist für den Darsteller der Geschichte ein trauriges Geschäft, die Namen und Thaten von Männern aufzuzählen, die sich entweder auf keine Weise um die Menschheit verdient gemacht, nichts Großes, Edles und Preiswürdiges unternommen und ausgeführt, und lediglich gelebt, geschwelgt und geschlafen haben, oder die gegentheils als Geiseln des Menschengeschlechts durch große Lasterhaftigkeit, durch verpestende Ueppigkeit, durch barbarische Grausamkeit sich schändlich und schrecklich ausgezeichnet, die ihrem Ehrgeize ganze Völkerschaften aufgeopfert, die ganze Nationen um ihre Freiheit betrogen, die der Wahrheit und Gerechtigkeit ungescheuet Hohn gesprochen, die sich an

Allem, was heilig ist, aufs unverantwortlichste versündiget haben. Der Menschenfreund schaudert, wenn er die unabsehliche Reihe von Nichtswürdigkeiten, die solche Buben begangen, wenn er das namenlose Elend, das jene Taugenichtse und diese Tirannen über den Erdboden verbreitet haben, in sein Gedächtniß zurückruft — mit bitterm Unwillen wirft er das Blatt weg, auf welches er schon die ersten Linien zu den biographischen Gemählden dieser Unwürdigen gezeichnet hat; er würde, stünd' es in seiner Gewalt, die Rückerinnerung ihres ehemaligen Daseyns, ihrer ehemaligen verderblichen Würksamkeit, samt den letzten schwächsten Merkmale derselben, aus den Tafeln der Geschichte vertilgen. Wozu auch das kalte trockne Namenverzeichniß schwacher unbedeutender Volksoberhäupter? wozu die vollständigste Sammlung schrecklich = wahrer Schildereien von Menschenpeinigern und Elendsschöpfern, von Tirannen und Tirannenknechten?

Zur Warnung und zum Schrecken, sagen Einige — zur vollständigern Uebersicht des Ganzen und des Zusammenhanges halber, sagen Andere. — — Nun dann! so will ich den merkwürdigsten unter den Söhnen und Enkeln Klodwigs einen kleinen Platz vergönnen, so will ich mich des traurigen Geschäfts unterziehen, ihre Thaten, jedoch nur in leichten Umrissen, zu schildern. Ehrensäulen zu errichten, dazu wird sich wohl so leicht keine Gelegenheit finden. Unge-

rechte Eroberer und treulose Monarchen werden oft im Leben vergöttert, ihre Bildnisse von ihren feilen und furchtsamen Zeitgenossen im Tempel der Unsterblichkeit und des ewigen Nachruhms aufgestellt, von der gerechten Nachwelt aber wieder herausgeworfen und der Verachtung überantwortet.

## Klodwigs Nachkommen.

Klodwig ist nicht mehr, aber sein unternehmender eroberungssüchtiger Geist ruht auf seinen nachgelassenen vier Söhnen; sie haben seine Tugenden und seine Laster, seinen Heldenmuth, seine Tapferkeit und Standhaftigkeit, aber auch seine wilde Raubgier, seine schändliche Arglist, seine niederträchtige Treulosigkeit, seine unmenschliche Grausamkeit von ihm ererbt.

Das Recht der Erstgeburt hat das Recht der Natur noch nicht verdrängt; Klodwigs Söhne theilen das väterliche Reich. Ostfranken oder Austrasien fällt an Theoderich; Westfranken, oder Neustrien an seine jüngern Brüder Chlodomir, Childebert und Klotar. Dieser Zerstückung ohngeachtet bestreben sich alle vier Brüder mit vereinigten Kräften, die fränkische Monarchie nach allen Seiten hin immer weiter und weiter auszubreiten und zu vergrössern.

Siegmund und Godomar, die Söhne des weisen Gesetzgebers Gundobald, beherrschen itzt das mächtige Reich der Burgunder. Siegmund hat seinen einzigen Sohn erster Ehe, auf Anstiften seiner zweiten Gemahlin, hinrichten lassen und dadurch den diesfalls von ihrer Mutter Klotilde zur Rache gereizten fränkischen Königen Gelegenheit gegeben, ihn mit Krieg zu überziehen — er wird den Feinden von einigen seiner Unterthanen verrätherisch überantwortet, und nebst seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen in einen Brunnen geworfen. Godomar wirft sich den Franken bei Vienne entgegen und wird geschlagen; Chlodomir fällt in der Schlacht; die ergrimmten Burgunder stecken seinen Kopf, den sie an seinen langen Haaren erkennen, auf eine Stange und tragen ihn zur Schau herum — aber die Brüder des gefallenen Frankenkönigs theilen das Reich der Burgunder, und Godomar muß zehen Jahre später, man weiß nicht: wie? im Gefängniß umkommen.

Hermannfried, Baderich und Berthar, haben nach dem Tode ihres Vaters, Basin, das Königreich Thüringen unter sich getheilt, und Jeder von ihnen beherrschet, unabhängig von den Andern, seinen Antheil als unumschränkter König. Amelberga, die Gemahlin Hermanfrieds, die Schwestertochter des ostgothischen Königs Theoderich, hat schon

lange daran gearbeitet, Uneinigkeit und Zwietracht unter den königlichen Brüdern zu erregen; ihrem Stolz' ist es ganz unerträglich, daß es noch mehrere Könige und Königinnen von Thüringen neben ihr geben sollte. Nach wiederholten vergeblichen Anreizungen entschließt sich Hermanfried, die verrätherischen Entwürfe seines herrschsüchtigen Weibes einzugehen — er überfällt seinen Bruder Berthar und läßt ihn ermorden, schonet jedoch seiner Kinder und läßt sie an seinem Hof erziehen. Ein gleich schreckliches Schicksal ist auch seinem zweiten Bruder Baderich, zugedacht — aber Hermanfried findet ihn zur hartnäckigsten Gegenwehr bereit und entschlossen. Nun heuchelt der Verräther innige bittere Reue, brüderliche Verträglichkeit und aufrichtige Freundschaft, wendet sich aber im Geheim an seinen Nachbar, den mächtigen König Austrasiens, Theoderich, bittet ihn um Hülfe und verspricht ihm dafür die Hälfte der brüderlichen Länder. Der habsüchtige Franke läßt sich zur Erlangung einer solchen fetten Beute, nach welcher es ihm schon lange gelüstet hat, nicht säumig finden, bricht sogleich mit einem furchtbaren Heere in Thüringen ein, vereiniget sich mit Hermansfrieds Schaaren und schlägt den unglücklichen Baderich aufs Haupt — und Hermanfried bemächtiget sich der brüderlichen Länder und verweigert seinen Bun-

desgenossen den verheissenen Antheil. Theoderich entfernt sich, erscheint aber mit einem ungleich stärkern Heere, von seinem Bruder Klotar begleitet, gar bald wieder in Thüringen, schlägt den betrügerischen Hermanfried an der Unstrut, belagert und erstürmt seine veste Burg Scheidingen, worein er sich geflüchtet hat, kann ihn aber nicht in seine Gewalt bekommen. Der schlaue Franke kehrt hierauf in sein Reich zurück, läßt sich mit dem Thüringer in gütliche Unterhandlungen ein und lockt ihn zu sich nach Zülpich — dort stürzt ihn Theoderichs eigner Sohn, Theodebert, als er eben mit seinem Vater friedlich und freundschaftlich auf dem Vestungswalle lustwandelt, heimtückisch über die Mauer. Theoderich unterwirft sich nun ganz Thüringen und vereiniget dieses große mächtige Königreich mit Austrasien, auf die noch lebenden rechtmäßigen Erben desselben wird von dem verrätherischen Eroberer nicht die mindeste Rücksicht genommen; die Königin Amelberga, die Stifterin alles Unheils in Thüringen, flüchtet zu ihren Verwandten nach Italien.

Auf diese schändliche Weise unterwerfen sich die fränkische Könige alle teutsche Völker, die Sachsen allein ausgenommen, die sich ihnen noch immer mit Kraft und Heldenmuth widersetzen, endlich aber nach langen blutigen Kämpfen doch auch noch, wiewohl nur zum Theil

und nur auf eine kurze Zeit, zur Erlegung eines jährlichen Tributs gezwungen werden.

Nach dem Tode Klotars, der alle seine Brüder, deren Söhne und Enkel überlebt, und die ganze fränkische Monarchie wieder an sich gebracht hat, wird das Reich unter seine nachgelassenen vier Söhne, Charibert, Gunthram, Chilperich und Siegbert, abermals getheilt, und nun kehrt die Treulosigkeit der Franken den Meucheldolch, mit welchem sie vorher die Freiheit und das Glück anderer Völker gemordet hat, gegen sich selbst — nun entzündet sich der schrecklichste, abscheulichste aller Kriege, der Bruderkrieg — nun stellt uns die Geschichte eine Reihe von Familien-Scenen auf, die an Niederträchtigkeit und Grausamkeit Alles übertreffen, was die vollendeteste Bosheit der Menschen nur immer auszubrüten vermag.

Chilperich vermählt sich mit der westgothischen Königstochter Gailsvinde, und Siegbert, dem durch das Loos Austrasien zugefallen ist, mit der Schwester derselben, Brunehilde — einem schönen geistreichen und fein gesitteten, dabei aber auch stolzen und herrschsüchtigen Weibe. Gailsvinde erhält sich nur kurze Zeit in dem ausschliessenden Besitz der Zuneigung ihres Gemahls; Fredegunde, eine schöne listige Schlange, bemächtigt sich seiner Liebe und verdrängt das königliche Weib aus seinem Herzen — die Unglückliche wird schimpflich ver-

stossen und bald auch auf Anstiften ihrer schändlichen Nebenbuhlerin umgebracht. Diese Schmach und diese Greuelthat zu rächen, beschließt itzt die Schwester der Ermordeten, und bietet alles auf, ihren Beschluß mit fürchterlichem Nachdrucke durchzusetzen. Weiberhaß und Weiberrache kennen keine Grenzen; mag auch die von einem Einzigen zugefügte Beleidiganng den Untergaug ganzer Familien, ganzer Reiche und Nationen nach sich ziehen — immerhin! das ergrimmte racheschnaubende Weib nimmt darauf gewiß keine Rücksicht, läßt sich durch diese Befürchtung gewiß nicht auf den Weg des Glimpfes und der Schonung zurückbringen; es lächelt aufs höchste da nur Schadenfroh, wo der ergrimmteste Mann schaudert! Fredegunde ist nicht der einzige Gegenstand der Schwesterrächerin; auch dem treulosen Chilperich hat sie die tiefste Beschimpfung, die blutigste Rache geschworen. Der durch Chariberts Tod seines Beherrschers beraubte Theil von Neustrien ist der Zankapfel, den sie unter die noch übrigen drei Söhne Klotars hinwirft; sie reizt die um die Besiznehmung der erledigten Provinzen streitenden Partheien znr höchsten Erbitterung; sie schwingt die Fackel des Bruderkriegs; sie verschaffet ihrem Gemahl den stärksten furchtbarsten Anhang; sie bringt sogar die mächtigsten Vasallen Chilperichs auf seine Seite — und schon hat sich Siegbert fast des ganzen brüderlichen Reichs

bemächtiget, schon wird ihm von den angesehensten neustrischen Kronbeamten Chilperichs Krone angetragen, schon erklären sie ihn durch die Schilderhebung für ihren König: als Fredegundens Bosheit die stolzen und schrecklichen Entwürfe ihrer rachsüchtigen Feindin mit einem einzigen Streiche vereitelt. Siegbert wird von zwei gedungenen Meuchelmördern zu Vitri erschlagen; Chilperich schwingt sich wieder auf den Thron, und Brunehilde fällt der Mörderin ihrer Schwester und ihres Gemahls in die Hände; ihr fünfjähriger Sohn Childebert, der nunmehrige Beherrscher Austrasiens, wird von dem Herzog Gundobald noch glücklich gerettet. Der königlichen Wittwe stehet nun ein entsetzliches Schicksal bevor; aber der mächtige Zauber ihrer noch immer vollblühenden Schönheit fesselt Chilperichs ältesten Sohn, Mervig, so stark, daß er sich der reizenden Gefangnen ganz dahin giebt, daß er sich heimlich mit ihr verbindet; daß er den Zorn seines Vaters nicht achtet und nach Metz mit ihr flüchtet. Dort übernimmt sie die Vormundschaft über ihren Sohn, und beherrschet das ostfränkische Reich mit unumschränkter Gewalt.

Chilperich wird auf Anstiften seiner schändlichen Gemahlin ermordet, und Fredegunde, führt während der Minderjährigkeit Klotars des Zweiten, das vormundschaftliche Regiment über das Reich von Soißons. Brunehilde

hat sich, nach ihres Sohnes Childeberts Tode, zur Vormünderin über ihre beiden Söhne und Enkel, Theoderich und Theodebert aufgeworfen, und dem erstern Burgund, das nach Gunthrams Tode auf ihren Sohn gefallen war, dem letztern Austrasien zugetheilt. Itzt treten diese beiden unversöhnlichsten Feindinnen wieder auf den Kampfplatz, itzt sucht eine die andere aufzureiben und zu stürzen — und das Glück begünstiget Fredegundens Waffen. Sie schlägt die Austrasier, sie erobert Paris, sie macht die furchtbarsten Anstalten zur Eroberung der übrigen ostfränkischen Provinzen; aber der Tod hemmet die Herrschsüchtige in dem Lauf' ihrer Siege und befreiet Brunehilden von ihrer schrecklichsten Nebenbuhlerin.

Itzt erhebt die Königin Mutter ihr Haupt wieder stolz und mächtig empor; aber bald verfolgt sie das Unglück aufs neue und grimmiger, als jemals. Ihre Vorliebe zu den Burgundern, die sie bei jeder Gelegenheit und bei Besetzung der wichtigsten Hofämter vornehmlich an den Tag legt, verleitet sie zu mannigfaltigen Ungerechtigkeiten; die fränkischen Großen empören sich und nöthigen sie, Metz zu verlassen und nach Burgund zu flüchten. Auf ihr Anstiften vereinigen sich ihre beiden Enkel zur Befehdung des westfränkischen Königs Klotar und entreißen ihm den größern Theil seines Landes; aber die Theilung des Raubes macht das habsüchtige Brüderpaar

unter einander selbst uneinig. Theodebert überfällt seinen Bruder und bemächtigt sich des Elsasses und mehrerer Provinzen. Die Edlen der Nation bemühen sich, das wilde Feuer des Bruderkrieges zu dämpfen, und bewürken, zur glücklichen Schlichtung der streitigen Händel, eine allgemeine Zusammenkunft der Stände zu Sels am Rhein. Theoderich erscheint im Gefolge von zehntausend Kriegern und Theodebert überfällt ihn mit einem ungleich stärkern Heere und zwingt ihn zur Bewilligung aller seiner Foderungen. Dieser mit dem Schwerdt in der Hand abgedrungene Vergleich reizt den König der Burgunder zur empfindlichsten Rache — er greift seinen Bruder in seinem eignen Lande an, er schlägt ihn bei Toul und verfolgt ihn bis Zülpich; er jagt ihn aus Kölln heraus und bemächtiget sich der dort aufbewahrten Schätze der ostfränkischen Könige. Der Unglückliche flüchtet über den Rhein, wird eingeholt und seinem blutdürstigen Bruder überantwortet; der Barbar läßt ihn ermorden und seinen kleinen unschuldigen Sohn, Merwig, mit dem Kopf gegen die Mauer werfen und so entsetzlich zerschmettern.

So bringt der Unmensch Theoderich das ganze ostfränkische Reich an sich; aber das Schicksal läßt ihn die Früchte seiner Greuelthaten nicht einmal ein Jahr lang genießen — er stirbt den Tod der Sünder und an seinen Kindern werden die Missethaten ihres abscheulichen Vaters blutig

vergolten. Brunehilde läßt den ältesten unter seinen vier Söhnen, Siegbert, zum König ausrufen; die mächtigsten ostfränkischen Großen vereinigen sich mit Arnulf und Pipin zu Gunsten Klotars und tragen ihm Kron' und Reich an: Siegbert sucht sein Erbrecht mit den Waffen in der Hand zu behaupten und wird geschlagen; Brunehilde wird samt ihren vier Urenkeln dem Sieger ausgeliefert. Klotar, in dessen Adern das Gift seiner Mutter noch ungeschwächt rinnet, bringet Fredegundens Manen ein scheußliches Rachopfer — er läßt Theoderichs Söhne, seine Taufpathen, Meroveus ausgenommen, hinrichten — er läßt die hochbetagte Matrone, die Urgroßmutter Brunehilde, drei Tage lang aufs grausamste peinigen; läßt sie dann auf ein Kameel setzen und zur Schau und zum Spott durch das ganze Heer führen; läßt sie endlich mit ihren grauen Haaren mit einem Arm und einem Fuß an den Schweif eines wilden unbändigen Rosses binden und zu Tode schleifen und dann ihren Leichnam verbrennen.

Wen schaudert es nicht bei dem Anblick dieser empörenden, Eckel und Abscheu erregenden Greuel-Scenen! wer kann sich enthalten, die lautesten bittersten Verwünschungen gegen diese alle Menschlichkeit verleugnenden Ungeheuer auszustossen! Des Schmeichlers feile Lüge hat diese Tirannen mit der Glorie des Ruhms umgeben, aber die unbestechliche Wahrheit hat das Urtheil

der Verwerfung über sie ausgesprochen, die Nachwelt hat ihre Namen mit ewiger unauslöschlicher Schande gebrandmarkt — der Fluch der Menschheit ruhet auf ihrem Andenken.

## Fränkische Großhofmeister.

Klotar der Zweite ist itzt unumschränkter alleiniger Beherrscher der ganzen fränkischen Monarchie. Aber bald wird ihm die Bürde der Alleinherrschaft über dieses weitläuftige Reich zu schwer, und er legt einen Theil derselben auf seines Sohnes Dagoberts Schultern; er tritt ihm, was vor ihm noch kein fränkischer König gethan hat, beinahe ganz Austrasien ab und setzt ihm den Bischof Arnulf von Metz und den Großhofmeister (Maioer Domus) Pipin von Landen, als heimliche Räthe zur Seite.

Nach Klotars Tode vereiniget Dagobert die fränkischen Länder wieder in eine einzige Monarchie und schließt seinen jüngern Bruder Charibert, mit Beistimmung der Nation, ganz von der Erbfolge aus. Das Merkwürdigste unter seiner Regierung ist der blutige Krieg, den er mit den Slaven, die sich der von den teutschen Völkern zur Zeit der sogenannten Völkerwanderung verlassenen Wohnsitze bemächtiget und

über ganz Teutschland ausgebreitet haben, zu führen genöthiget ist. Um die Sachsen und Thüringer zum kräftigsten Beistande gegen diese wilden Krieger zu bewegen, erläßt er den ersten den zeitherigen Tribut von fünfhundert Kühen, die sie jährlich zur königlichen Küche zu liefern gehalten waren, und erhebt einen thüringischen Edeln, Namens Radulf, zum Herzog von Thüringen.

Dagobert hinterläßt zwei Söhne. Sein erstgebohrner, Siegbert, behält Austrasien, das er bei seines Vaters Lebzeiten schon unter der Vormundschaft Adelgiesels und des Bischofs Kunibert's von Kölln beherrscht; Klodwig dem Zweiten wird Westfranken und Burgund zu Theil. Unter diesen schwachen weichlichen Königen schwingen sich die Großhofmeister zu einem Ansehen empor, das den Großen und Mächtigen der Nation nicht nur, sondern auch den Königen selbst, furchtbar zu werden drohet. Grimoald, der Sohn, und Adelgiesel, der Schwiegersohn Pipins, verdrängen den stolzen und mächtigen Otto, den Großhofmei- Siegberts, und behaupten diese Würde auf eine Weise, als ruhe sie lediglich auf ihrem edlen Geschlechte, als gebühre sie ihnen, vermöge des Erbfolgerechts, ausschliessend.

Grimoalds herrschsüchtige Absichten gehen noch weiter; er schließt den unmündigen Sohn Siegberts, nach dessen frühzeitig erfolgtem

Tode, von der Erbfolge aus und läßt ihn in ein irrländisches Kloster bringen — er hat die Dreistigkeit zu behaupten, daß er damit lediglich den lezten Willen seines Königs erfülle — er wagt es sogar, seinen eignen Sohn Childebert auf den ostfränkischen Thron zu erheben. Aber diese Herrlichkeit ist von kurzer Dauer — der mächtige Grimoald wird dem Könige der Westfranken durch Verrätherei ausgeliefert und samt seinem Sohn im Gefängniß hingerichtet.

Wulfoald erlöset itzt den Sohn Siegberts, Dagobert den Zweiten aus seinem Klosterzwinger und läßt ihn den Thron seiner Väter besteigen. Ebroin, der westfränkische Großhofmeister, hat schon lange daran gearbeitet, die Austrasier dem westfränkischen Könige Theoderich dem Dritten, dem Sohne Klodwigs, zu unterwerfen, und die ganze fränkische Monarchie wieder unter ein einziges Oberhaupt zu bringen, aber immer vergebens. Durch Dagoberts Erscheinung auf dem ostfränkischen Throne stellt sich der Ausführung seines großen Entwurfs wieder ein mächtiges Hinderniß entgegen. Ebroin weiß es glücklich aus dem Wege zu räumen; der Dolch eines Meuchelmörders muß ihn von diesem lästigen Gegner befreien — und nun wähnt der Stolze, seinem Schattenkönige, Theoderich, den Weg zu dem ostfränkischen Throne, durch diese blutige That gebahnet zu haben. Aber die Austrasier

widersetzen sich seinem Andringen standhaft, erklären den Sohn des Bischofs Arnulfs von Metz, Martin, und den Sohn Adelgiesels, Pipin von Horistal, zu Herzögen und Fürsten von Austrasien und vertrauen sich ganz der Leitung dieser beiden treflichen Männer. Herzog Martin wird zwar bald verrätherisch hingeopfert, Pipin von Horistal wird zwar in einer offnen Feldschlacht gezwungen, seinem Gegner das Feld zu überlassen; aber der große Mann behauptet sich in seiner Würde, setzt sich bei den eifersüchtigen ostfränkischen Großen in Ansehen erhält die Neustrier in Ehrfurcht und stärket seine Macht auf eine für die Ausführung seiner kühnen Entwürfe günstigere Gelegenheit. Diese Gelegenheit zeigt sich nach der Ermordung Ebroins, der von der rächenden Hand eines von ihm schändlich gemißhandelten fränkischen Edlen gefallen ist, da dessen zweiter Nachfolger, der neustrische Großhofmeister Berthar, viele wegen ihres Reichthums und ihrer Macht ihm verhaßte angesehne Männer ihrer Güter beraubt, jeden dieserhalb von Seiten Pipins vorgeschlagenen gütlichen Vergleich nicht nur trotzig verwirft, sondern sie sogar für Empörer erklärt und als solche von ihrem Schutzherrn unter den heftigsten Drohungen zurückfordert: Pipin läßt sich nicht zweimal drohen, rückt den stolzen Westfranken bis an den Ardenner-Wald, der Neustrien von Austrasien scheidet, mit einem furcht-

baren Heere entgegen, schlägt ihn, ohnweit Testri an der Somme, aufs Haupt, erobert Paris, bemächtiget sich der königlichen Schätze und der Person des Königs selbst, und zwingt den schwachen Theoderich, ihn zum Großhofmeister der ganzen fränkischen Monarchie zu ernennen, ihm die höchste unumschränkteste Gewalt in dem durch seine Klugheit und Tapferkeit neu vereinigten Reiche zu überlassen.

Von nun an hat das Oberhaupt der größten Monarchie, von dessen Winke einst das Wohl und Wehe ganzer Länder und Völkerschaften abhieng, schlechterdings keinen Willen mehr, muß der sonst so mächtige König der Franken der Gnade seines Großhofmeisters leben; muß der Herr den Befehlen seines Dieners ohne Widersetzlichkeit gehorsamen; muß Jener reden, was Dieser ihm in den Mund legt; thun, was dieser von ihm fordert. Dem Könige bleibt nichts, als der leere Titel; die volle Gewalt ist in den Händen des nun ganz unabhängigen Großhofmeisters. Bald wird auch dieser sich nicht mehr mit der, wenn auch nur der Täuschung halber, untergeordneten Ehrenbenennung begnügen; er wird auch für den gehalten seyn wollen, der er wahrhaftig schon ist — er wird die elende Königspupe wegwerfen und sich selbst mit dem Purpur bekleiden.

Karl Martell, Pipins tapferster Sohn, verfolgt die von seinem Vater eröffnete ehrenvolle Laufbahn mit raschen, kühnen und vesten Schritten.

Alles vereiniget und verschwört sich zwar zum Verderben des heldenmüthigen jungen Mannes; der König, seine Stiefmutter, die Großen des Reichs arbeiten ihm entgegen und machen ihm die Nachfolge in den Würden seines Vaters streitig — aber Karl besiegt jedes ihm aufstossende Hinderniß, überwindet jeden sich ihm entgegenstellenden Widersacher, schlägt alle seine Feinde zu Boden, bemächtiget sich, jedoch immer nur noch unter dem Namen eines Großhofmeisters, der ganzen von seinem Vater unumschränkt ausgeübten höchsten Gewalt über die fränkische Monarchie, und bekleidet nach Willkühr heute diesen und morgen wieder einen andern schwachen, unbedeutenden Sprößling des morovingischen Königsstammes mit dem königlichen Purpur. Kaum hat der theure Held sein Ansehen und seine Gewalt von innen gegründet und bevestiget; so sucht er auch von außen zu vollenden, was sein Vater muthvoll begonnen hat.

Die Herzoge von Baiern haben sich die Uneinigkeiten und blutigen Fehden der fränkischen Könige zu Nutz gemacht, und sich der Hoheit derselben ganz entzogen — Karl findet gar bald Gelegenheit, mit einigem Schein des Rechts, sich in die Angelegenheiten der bairischen Fürsten zu mischen und der fränkischen Oberherrschaft sie wieder zu unterwerfen.

Die von den ostfränkischen Königen über die Thüringer gesetzten Herzoge haben sich für unabhängig erklärt und die Edlen des Landes so

tirannisch gemißhandelt, daß diese aus Verzweiflung zu den Sachsen ihre Zuflucht genommen und dadurch diesem wilden Volke zu wiederholten verheerenden Einfällen in Thüringen und Hessen Veranlassung gegeben. — Karl befreiet die Thüringer und Hessen wieder von diesen rohen räuberischen Gästen, greift sie sodann in ihren eignen Wohnsitzen an, bringt sie wieder unter die Zinsbarkeit der Franken, und versichert sich ihrer Treue durch Geiseln, die er sich aus den Edelsten der Nation erwählt.

Die Friesen sind noch die einzigen, die ihren freien Nacken nicht unter das Joch der fränkischen Oberherrschaft beugen, die, ihrer Tapferkeit und der vortheilhaften Lage ihres mit Sümpfen und Morästen angefüllten Küsten-Landes vertrauend, dem ehrgeizigen Franken Trotz bieten — Karl überrascht sie mit einer ansehnlichen Flotte, landet, schlägt, zerstört ihre heiligen Haine und Götzenaltäre, unterwirft sich die ganze Nation und zwingt sie mit dem Schwerdte des Eroberers in der Hand, wozu er schon mehrere teutsche Völker gezwungen hat — zur Abschwörung ihrer vaterländischen Götter, zur Annahme der christlichen Religion.

Die aus Arabien herüberstürmenden Sarazenen dringen bis Gallien vor und drohen ganz Europa zu überschwemmen — Karl wirft sich ihnen zweimal entgegen, richtet schreckliche



Bayerische
Staatsbibliothek
München

Niderlagen unter ihnen an und benimmt ihnen den Muth zum weitern Vordringen.

Die Longobarden sind der Kirche, oder vielmehr dem Pabste, der auf den Felsen der geistlichen Allgewalt ein weltliches Reich zu errichten angefangen hat, so furchtbar geworden, haben den heiligen Vater in Rom selbst so hart schon geängstiget und gezüchtigt, daß er sich dort nicht mehr sicher, daß er sich überhaupt nicht mehr zu helfen und zu retten weiß, und in seiner großen Noth zu dem gewaltigen Franken seine Zuflucht nimmt, ihm das Patriziat von Rom antragen und die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus — eine Ehrfurchtsbezeugung ohne Gleichen, überreichen läßt. — Karl, ein Freund und Bundesgenoß des longobardischen Königs, leitet den heiligen Handel in den Schneckengang weitschichtiger Unterhandlungen ein und zaudert, bis er darüber hinwegstirbt.

Karlmann und Pipin, die ältesten Söhne Karl Martells, theilen sich — aber immer noch unter dem bescheidnen Namen der Herzoge und Großhofmeister von Franken — in die Regierung des Reichs, und schließen ihren jüngern Stiefbruder, Griffe, ganz von der Erbfolge aus. Karlmann entsagt, nach einigen über die Baiern, Thüringer und Sachsen erfochtenen Siegen, der Mitregentschaft freiwillig, wallfahrtet nach Rom, läßt sich vom Pabst Zacharias die Weihe geben, läßt sich in Monte

Bayerische Staatsbibliothek München

Cassino einkleiden und beschließt sein thatenvoll begonnenes Leben in klösterlicher Eingezogenheit. Was hält nun den ehrgeizigen und mächtigen Pipin von dem letzten Schritte auf den Thron noch zurück? Childerich, Klodwigs letzter ohnmächtiger Abkömmling etwan, den er der Nationalversammlung jährlich einmal auf dem Merzfelde, mit den Insignien der königlichen Majestät umgeben, zur Schau ausstellt? Sollt' er sich denn nicht dieser armseligen Puppe unter irgend einem Scheine des Rechts entledigen können? sollte sich nicht die Unrechtmäßigkeit der Thronbesteigung auf irgend eine Weise entschuldigen, beschönigen, heiligen lassen? — Wie? wenn das unfehlbare Oberhaupt der Kirche, wenn der Pabst, dessen Entscheidung die Nation in tiefer schweigender Demuth zu verehren schon gewohnt ist, zu einem für die ehrgeizigen Absichten des gewaltigen Großhofmeisters günstigen Richterspruch vermogt werden könnte? — Pipin wagt, wo eigentlich nichts zu wagen ist; er schickt eine Gesandtschaft nach Rom und läßt dem heiligen Vater die unter den gegenwärtigen Umständen sehr leicht entscheidende Frage vorlegen, ob derjenige, der im vollen Besitz der königlichen Gewalt sei, oder derjenige, der nur den leeren Königstitel führe, König zu seyn und genennet zu werden verdiene? — und Zacharias entscheidet für den gegenwärtigen Macht-Inhaber Pipin, ohne sich auf die Untersuchung

der Frage: bist du auf eine rechtmäßige Weiße zu dieser königlichen Gewalt gelanget? einzulassen. Childerich wird auf des heiligen Vaters Autorität förmlich abgesetzt und nebst seinem Sohne gezwungen, den Purpur mit der Mönchskutte zu vertauschen — Pipin wird in der Nationalversammlung zum König der Franken ausgerufen; Bonifacius, der Heidenbekehrer, salbet und krönet ihn und seine Gemahlin Bertrade zu St. Denis — die fränkischen Stände schwören ihm den Eid der Treue. Der neue König ist nicht undankbar; er macht den heiligen Peter mit dem den Longobarden entrissenen Exarchate ein theures, köstliches Geschenk, und der aberdankbare Knecht der Knechte ertheilt ihm dafür die hohe Würde eines römischen Patrizius.

Hier endet sich die Reihe der edlen Großhofmeister der fränkischen Monarchie — hier erlöscht mit ihren Namen die Würde dieser gewaltigen Männer!

## Karl der Große.

Pipins würdiger Nachfolger, der Eroberer und Gesetzgeber, Karl, erhebt die fränkische Monarchie auf den höchsten Gipfel ihrer Macht und Größe, stellet das west-römische Kaiserthum wieder her und giebt seinem weitläuftigen Reiche eine

neue, nach Verhältniß der Zeitumstände und der dermaligen noch sehr geringen Kultur der Völker, vortrefliche Verfassung. Wenn auch der unpartheiische, menschenfreundliche Weise die unbegrenzten eroberungssüchtigen Entwürfe dieses Alleinherrschers mit gerechtem Unwillen betrachtet, wenn er auch die blutigen Mittel, deren sich Karl, zur Ausführung dieser Entwürfe, bedient, von ganzem Herzen verabscheut, wenn ihm in dieser Rücksicht der von allen Zungen und von allen Zeitaltern hochgepriesene, fast vergötterte Held und Monarch oft als ein sehr kleiner, eigennützi-ger, selbstsüchtiger und grausamer Mensch erscheint: so verweilt doch sein Auge mit Wohlgefallen bei der schönern und edlern Gegenseite seines Karakters, bei den mannigfaltigen zur Bildung und Veredlung der seinem Zepter unterworfnen Nationen in spätern Jahren von ihm getroffenen Anstalten, bei den unwidersprechlichen Beweisen seines durchdringenden Verstandes, seiner reinen Herzensgüte, seiner väterlichen Regentensorgfalt, seiner gewissenhaften Pflichterfüllung — so sehnt sich sein Herz, daß der Eroberer Karl oft tief verwundet hat, mit dem ehrwürdigen Gesetzgeber und Völkervater Karl, vollkommen wieder aus — so muß auch der ernsteste, strengste Sittenrichter den spätern Entwürfen und Thaten dieses ausserordentlichen Mannes Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Nachwelt unterschreibt das von seinem Zeitgenossen über ihn ausgesprochne

Urtheil und zerstöhrt die Glorie nicht, mit welcher die Geschichte seinen Namen umgeben hat.

Nach Pipins Tode versammeln sich die fränkischen Stände und erheben seine Söhne, Karl und Karlmann, durch freies Wahlrecht, zu ihren Königen. Karlmann stirbt schon im dritten Jahre des zum Theil gemeinschaftlichen Regiments; seine beiden noch sehr zarten Söhne werden mit Genehmigung der Stände von der Nachfolge ausgeschlossen und Karl ist nun im alleinigen Besitz der ganzen Monarchie. Die königliche Wittwe flüchtet mit ihren beiden Söhnen zu dem longobardischen Könige Desiderius, dessen Tochter Karl ein Jahr lang zur Gemahlin gehabt und auf des Pabstes Andringen wieder verstoßen hat.

Desiderius, den die Beschimpfung seiner Tochter zur Rache reizt, nimmt Karls Brudersöhne mit Freuden auf und verlangt vom Pabst Hadrian, daß er sie zu Königen der Franken krönen solle. Hadrian weigert sich dessen und Desiderius bemächtiget sich des von seinen Vorfahren an den apostolischen Stuhl abgetretenen Exarchats und mehrerer Güter wieder, und drohet den heiligen Vater in Rom selbst mit Feuer und Schwerdt heimzusuchen. In dieser großen Beängstigung nimmt Hadrian seine Zuflucht zu dem König der Franken, läßt ihn von seinen Gesandten in der Mitte von Teutschland, wo er sich eben itzt mit den Sachsen herum schlägt, aufsuchen und aufs dringendste um Hülfe bitten.

Karl läßt sich zwar willfährig dazu finden, sucht jedoch einem Kriege mit seinem vormaligen Schwiegervater auszuweichen; sucht ihn durch wiederholte freundschaftliche Vorstellung zu einem gütlichen Vergleiche mit dem apostolischen Stuhle zu bewegen. Aber der stolze, rachsüchtige Longobarde weiset jeden gütlichen Antrag trotzig von der Hand, und erklärt den Gesandten des fränkischen Monarchen ganz unumwunden, daß er von seinen Foderungen an den Pabst unter keiner Bedingung abgehen, daß er ihm schlechterdings Nichts zurückgeben, Nichts einräumen werde. Nothgedrungen, so stellt sich der Listige wenigstens, beschließt der beleidigte Monarch nun Krieg wider den König der Longobarden, rüstet sich behende, geht über die Alpen, bricht in Italien ein, läßt aber doch noch einmal — was ihm wohl kein wahrer Ernst seyn mag — gütliche Vergleichsvorschläge thun. Desiderius verwirft sie auch dieswal wieder, und nun beginnet die blutige Fehde. Karls Waffen erkämpfen sich überall den Sieg, die Longobarden werden überall geschlagen, verfolgt, zerstreuet. Seines Bruders Wittwe fällt dem Sieger, samt ihren beiden Söhnen, in die Hände; Desiderius selbst wird gefangen und zum Klosterleben verurtheilt; alle dem Longobarder unterworfen gewesen, Städte und Bezirke unterwerfen sich der Oberherrschaft des fränkischen Monarchen.

Nun athmet der heilige Vater wieder freier, nun überläßt sich der seines ängstenden Kummers

entledigte Römer wieder der Freud' und der Fröhlichkeit, nun wetteifern Priester und Laien, Greise und Jünglinge, Weiber und Jungfrauen, Fürsten und Bettler in Dank- und Jubelgesängen, die sie zur Ehre und zum Preis des teutschen Helden und Retters anstimmen — und im lautesten Jubel, im vollsten Erguß ihrer Dankgefühle, in der höchsten Trunkenheit der Siegeswonne überrascht sie die königliche Bothschaft, daß Karl das bevorstehende Osterfest in Rom zu feiern entschlossen sei. Ein allgemeines Jauchzen begrüßt und beantwortet diese unerwartet erfreuliche Bothschaft, und alles wird aufgeboten, den edlen teutschen Helden, den großen fränkischen Monarchen, den tapfern Bezwinger und Vertilger der tirannischen Longobarden, recht festlich, recht würdig zu empfangen. Die Senatoren eilen ihm im Gefolge der edelsten Römer auf dreißig italienische Meilen weit entgegen und begrüßen ihn mit Ehrfurcht huldigend, die aus der ganzen umliegenden Gegend versammelte Geistlichkeit erwartet ihn, umgeben von den römischen Soldaten, eine Meile weit von Rom; am Stadtthore umringen geschmückte Knaben und Jünglinge mit Palmen und Oelzweigen in den Händen, den königlichen Sieger und führen ihn unter abwechselnden, die Großthaten der Franken verherrlichenden Chorgesängen, bis an die Stufen der Peterskirche. Dort empfängt ihn auf der obersten Stufe derselben der heilige Vater mit einer inbrünstigen

Umarmung, und die Geistlichkeit stimmt den hohen Weihgesang: „Gelobet sey, der da kommt im Namen des Herrn," dazu an. Dann führt ihn das sichtbare Oberhaupt der christlichen Kirche an seiner rechten Hand zur heiligen Grabstätte des großen Apostels und läßt sich, nach gegenseitig abgelegten feierlichen Freundschaftsgelübden, die väterliche Schenkung und Beschützung des Exarchats und die Bestätigung in seiner Würde zuschwören. Die Römer huldigen dem fränkischen Monarchen, der von nun an alle Hoheitsrechte über Rom ausübt, und auf den Münzen und in den brieflichen Urkunden den Titel eines Königs der Longobarden sich ausschliessend beilegt.

Die wilden fürchterlichen Bewegungen der Sachsen — der einzigen, der fränkischen Oberherrschaft noch nicht unterworfenen, der Freiheit und dem Glauben ihrer Stammältern noch allein treu gebliebenen, dem mit Gewalt mit unvernünftiger Härte sich ihr aufdringenden Christenthum allein noch muthig widerstrebenden teutschen Völkerschaft — rufen den glücklichen Eroberer von den ununterbrochenen prunkvollen Siegesfesten der Römer hinweg und nach Teutschland zurück. Karl hat bei Gott dem Allmächtigen geschworen, daß er nicht eher ruhen und rasten, daß er sein Schwerdt nicht in die Scheide stecken, sein Haupt nicht eher ruhig niederlegen wolle,

bis er den Felsensinn der Sachsen gebrochen, bis er diese wilden wüthigen Empörer — so heißen ihn freie Männer — aufgerieben, bezwungen, zertreten und zu Christen geschlagen habe — — und Karl hält Wort, so viel es ihn auch kostet, so viel er auch kämpfen, ringen und morden, so sehr er der sanftesten menschenfreundlichsten Christusreligion auch Gewalt anthun, so entsetzlich er diese reine heilige Gottestochter auch mit unmenschlicher Härte mißhandeln, mit unschuldig vergossenem Blute beflecken muß, um Wort halten zu können. Karl hält Wort, bekämpft den Freimuth und den vaterländischen Glauben der Sachsen funfzehen Jahre hindurch mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, schlägt und wird geschlagen — siegt und wird besiegt — zerstört die Altäre des heidnischen Aberglaubens — schlachtet Tausend' und aber Tausende, die sich ihm unterwerfen, aber mit dem Schwerdt in der Hand nicht zum Christenthum bekehren lassen wollen — zwingt aber Tausend' und aber Tausende zur Taufe und unterwirft seinem Zepter und dem Hirtenstabe der Klerisei die einzige letzte ganz freie, aber auch ganz heidnisch gebliebene Nation rein teutschen Ursprungs.

Karl! — Held! Eroberer, Heidenbekehrer! erscheine vor dem Richterstuhle der unpartheischen Nachwelt und der unbestehlichen Wahr-

heit, und antworte: was bewog dich zu diesem blutigen entsetzlichen Bekehrungsgeschäfte? — Unersättlicher Ehrgeiz und monarchische Herrschsucht? oder reiner uneigennütziger Religionseifer? Und dann: hast du mit deiner grausamen Bekehrungsweise der sanften, reinen, göttlichen Christusreligion, und ihrer himmlischen Würde und ihrem ewig beseligenden Einfluß auf den Augenblick und auf Jahrhunderte hinaus mehr genutzt, oder mehr geschadet? — Du schweigst und lässest die Wünsche, Anstalten und Handlungen deines Greisesalters für dich antworten! — Wir wollen sie bald auch hören und die Gerechtigkeit wird darnach entscheiden.

Indem der fränkische Monarch noch mit den für Freiheit und vaterländischen Religion kämpfenden Sachsen beschäftiget ist, glimmt das Feuer der Empörung in Ostfranken und Thüringen unter der Asche; schliessen die mächtigsten Edlen beider Nationen, von Karls Gemahlin Fastrada, einem stolzen tirannischen Weibe, zur Rache gereizt, ein furchtbares Bündniß; lauert die Verrätherei im Hinterhalt' auf Karls und seines ganzen Hauses Verderben — und schon ist der Meucheldolch gezückt, schon ist der Augenblick nahe, wo die Empörung in wilden Flammen ausbrechen soll: als das schwarze Geheimniß auf einmal entdeckt wird. Die Verschwornen werden plötzlich überfallen, Viele nie-

dergehauen, Viele gefangen und nebst denen, die sich nach Fulda zur Grabstätte des heiligen Bonifacius geflüchtet haben, vor der Reichsversammlung zu Worms zur Verantwortung gezogen, einige werden jämmerlich hingerichtet, andere ins Elend verwiesen, den Meisten aber die Augen ausgestochen, und aller ihrer Güter beraubt.

Kaum ist dieses Feuer gedämpft, so richtet Karl sein stolzes raubgieriges Auge auf Baiern und drohet dem dort unumschränkt herrschenden Herzoge, dem besten Freund seiner Jugend, Tod und Verderben, wenn er sich ihm nicht unterwirft, wenn er ihm den Eid der Treue nicht leistet — und der stolze tapfre Tassel muß sich zu diesem demüthigenden Schritte bequemen. Aber bald sucht er in Karls Abwesenheit das lästige Joch wieder abzuwerfen, reizt die Abaren zu wiederholten Einfällen in das fränkische Gebiet, verjagt die von dem fränkischen Monarchen an die bairischen Grenzen gesetzten Markgrafen, und übt wider alle mit der unabhängigen herzoglichen Würde vordem verbunden gewesenen Hoheitsrechte aus. Karl züchtiget ihn dafür, und zwingt ihn zur nochmaligen Unterwerfung — und dennoch wiederholt der, die Uebermacht seines Feindes verachtende, nach Unabhängigkeit strebende Fürst, den ersten mißlungenen Versuch noch zweimal mit

gleich unglücklichem Erfolge; denn nun zeigt sich ihm der Eroberer mit unerbittlicher Strenge, zwingt ihn zur Auslieferung des Herzogstabes in der demüthigsten Stellung, zwingt ihn zur feierlichen Verzichtleistung auf Baiern, unterwirft ihn dem Urtheile seiner eigenen Basallen und verurtheilt den Unglücklichen, da die bairischen den Tod über ihn ausgesprochen haben, mit heuchlerischer Großmuth zum Kloster. Es kostet den tiefgebeugten rechtmäßigen Fürsten noch manche demüthige Bitte, daß ihm sein langes Haupthaar, der schönste Fürstenschmuck, nicht in öffentlicher Versammlung abgeschnitten, daß ihm diese Beschimpfung nicht in Gegenwart seiner eigenen Unterthanen angethan wird.

Itzt trift die Reihe des Unterjochtwerdens die dem ganzen Europa so furchtbaren räuberischen Abaren und Mähren, deren Gebiet sich über ganz Ungarn, Oestreich und Böhmen bis an die Theiß erstreckt. Es ist fürwahr! kein leichtes Unternehmen, das der tapfre sieggewohnte Karl wider diese wilden Krieger itzt beginnet; aber es gelingt ihm dennoch, nach einem achtjährigen, blutigen Kampfe, ihre, mit unermeßlichen, aus dem ganzen Orient und Occident zusammen geraubten Schätzen, angefüllten Vestungen zu erobern, sie aus ihren Wohnsitzen herauszuschlagen, und die von ihnen besessenen Länder mit Baiern zu vereinigen.

Während dieses Krieges brütet Karls natürlicher Sohn, Pipin, ein elender, höckriger, an Leib und Seele verkrüppelter, und dabei hoffärtiger und herrschsüchtiger Bube, über einem schwarzen satanischen Anschlage. Die scheußliche Sünde, mit welcher dieses Mißgeschöpf die Geschichte der Bösewichter mit Hülfe seiner gedungenen Schandgesellen zu bereichern beschlossen hat, heißt Vater- und Brudermord — sie soll in Regensburg begangen werden. Ein longobardischer Geistlicher entdeckt die Verschwörung und Karl begnügt sich, das Ungeheuer von Sohn zur lebenslänglichen Klosterbuße zu verdammen.

Auch die Obotriten, Wilzen, Sorben und Czechen, allesamt slavische Völkerschaften, wie auch die ursprünglich teutschen Normänner oder Dänen trift der gewaltige Arm des fränkischen Eroberers, weil sie sich in seine Händel mit gemischt haben, oder vielmehr, weil sie noch mit dem in seinen Augen ganz unverzeihlichen Laster der Freiheit und Unabhängigkeit behaftet sind. Karl schlägt sie zu wiederholten Malen, zwingt sie zur Unterwerfung, legt ihnen einen schweren Tribut auf, rottet den Götzendienst unter ihnen aus und bekehrt sie nach seiner Weise zum Glauben der Christen.

Mitten im Laufe seiner Siege über die seiner Oberherrschaft widerstrebenden teutschen

Völker führt ihn sein günstiges Geschick auf den höchsten Gipfel monarchischer Hoheit und Würde. Die Römer haben sich wider den Pabst Leo empört, haben ihn während einer öffentlichen Prozeßion überfallen und aufs schmählichste gemißhandelt; er wäre verloren gewesen, wenn ihn nicht der Muth und das Ansehen des Herzogs von Spoleto, Winigis, der Mordbegierde des rasenden Volks noch glücklich entrissen hätte. Itzt erscheint das ehrwürdige Oberhaupt der christlichen Kirche, mit Beulen und Wunden bedeckt, vor dem allgefürchteten Beherrscher der fränkischen Monarchie zu Paderborn, und flehet um Schutz, um Hülfe und Unterstützung wider die Aufrührer — und Karl empfängt ihn mit Zärtlichkeit und Ehrfurcht, versichert, ihm aufs kräftigste beizustehen, ihm vollkommne Genugthuung zu verschaffen, läßt ihn seine Rückreise nach Rom unter sicherm Geleite antreten und folgt ihm bald auch an der Spitze eines stattlichen Heeres dahin nach.

Hier übt der König der Franken alle Hoheitsrechte eines unumschränkten Beherrschers der Römer aus; er läßt sich vom Pabst den Eid der Treue schwören, läßt von den Römern sich huldigen, sitzt in der Peterskirche selbst zu Gericht, untersucht die Verbrechen, deren die Anführer sich gegen den Patriarchen von Rom schuldig gemacht haben, mit großer Klugheit, bestraft die

Schuldigen mit weiser Mäßigung, und bestätiget und bevestiget den Pabst in seiner Würde — und Leo dankt ihm dafür auf eine ganz ausgezeichnete, den Ruhm des mächtigen Frankenkönigs unendlich verherrlichende Weise; — er setzt ihm, als er am Weihnachtsfeste während der Messe vor dem Altar kniet, eine kostbare Krone aufs Haupt, salbt ihn dann mit dem heiligen Oehle, überreicht ihm den kaiserlichen Schmuck, bezeigt ihm die, einem römischen Kaiser gebührende Ehrfurcht, und ruft dreimal mit Jauchzen: Heil und Sieg und langes Leben dem von Gott gekrönten erlauchten Karl, dem großen und friedliebenden römischen Kaiser!

So wird die lang erloschne Würde eines west-römischen Kaisers mit Anfang des neunten Jahrhunderts in der Person eines Teutschen wieder hergestellt!

Genug von Karls Heldenthaten. Als Staatsmann und Gesetzgeber, als Schöpfer einer neuen bessern Verfassung, als Mensch und Vater laßt uns den Mann noch betrachten, dessen Andenken keine Zeit vertilgen wird, wenn auch sein ganzes edles Geschlecht aussterben sollte.

Einem großen, mächtigen, und unumschränkten, allgefürchteten Monarchen, kann es fürwahr

nicht schwer werden, alle Grundpfeiler der Freiheit, des Rechts und des Herkommens niederzureissen und seine Willkühr dafür unterzuschieben, wenn es ihm weniger um Wahrheit und Gerechtigkeit, um den dauernden Wohlstand der Nation, als um die Befriedigung seiner wilden, unersättlichen, die Nationalglückseligkeit zerstöhrenden Begierden zu thun ist. Nicht also der Mann, dessen ehrwürdiges Bild itzt uns vorschwebt, Karl ist unumschränkter Monarch, er ist Eroberer; aber er mißbraucht seine Gewalt nur dann, wenn der religiöse Aberglaube, wenn die fanatische Bekehrungssucht ihm Gewaltthaten und Grausamkeit nicht nur als verzeihlich, sondern auch als nothwendig, als verdienstlich sogar, darstellen. In allen übrigen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, sehen wir ihn gerecht, heilig und menschlich handeln — sehen wir ihn jede Art von Willkühr sorgfältig vermeiden, jede Art von Grausamkeit verabscheuen, jede Art von Ungerechtigkeit mit unerbittlicher Strenge und ohne Ansehen der Person bestrafen, jede Art von rühmlicher Auszeichnung durch Talente, Künste und Wissenschaften, durch edle, wohlthätige, gemeinnützige Handlungen nach Verdienst würdigen, schätzen, belohnen.

Noch ruhet die fränkische Staatsverfassung auf einigen alten ehrwürdigen Trümmern teut-

scher Nationalfreiheit — auf der jährlichen Versammlung der Stände. Karl, weit entfernt, den Einfluß dieser ständischen Versammlung in seiner Regimentsführung zu schwächen, vermehrt ihn vielmehr dadurch, daß er sie alle Jahre zweimal zusammen beruft, da es sonst nur einmal im Jahre geschehen ist. Hier trägt er den Edlen der Nation die Angelegenheiten des Reichs zur gemeinschaftlichen Berathung vor; hier beschließt er mit ihrer Beistimmung Krieg und Frieden, hier werden die Urtheile über große Verbrecher gefällt und vollzogen, hier werden die Geschenke der Nation (willkührlich aufgelegte und erpreßte Abgaben kennet der Franke oder freie Teutsche noch nicht) verhältnismäßig bestimmt.

Aber nicht allein den Franken, sondern auch allen übrigen von ihm überwältigten teutschen Völkern läßt der Monarch ihre ursprüngliche Verfassung, ihre Gesetze, ihr Herkommen ungekränkt und ungeschmälert. Ueber Baiern und Nordsachsen bestellt er Markgrafen, über die übrigen Provinzen Grafen, denen er die Bekanntmachung und Befolgung seiner Kapitularien, seiner Befehle und Anordnungen zur Pflicht macht; besondere königliche Kommissarien oder Sengrafen müssen die ihnen angewiesenen Bezirke jährlich viermal durchreisen und untersuchen: ob und in wie fern die Grafen ihrer

Schuldigkeit nachgekommen sind? — müssen in ausserordentlichen Fällen sogleich Verfügungen treffen, Sachen von äusserster Wichtigkeit aber dem Könige zur unmittelbaren Entscheidung vortragen.

Die Gerechtigkeitspflege läßt sich Karl aufs ernstlichste angelegen seyn, vermehrt die salischen Gesetze und sucht ihnen auf alle Weise Kraft und Ansehen zu geben. Um dies zu bewerkstelligen, entsetzt er die größtentheils unwissenden und unbegüterten, gewinnsüchtigen und partheiischen Vassen oder Vasallen, die dem Volke zeither Recht gesprochen haben, ihrer Aemter, wählt einsichtsvolle und erfahrne, begüterte und redliche Edle, geistlichen und weltlichen Standes, zu Richtern, und macht es ihnen zur heiligen und unverletzlichen Pflicht, von dem Buchstaben des Gesetzes unter keinem Vorwand abzuweichen, und die in demselben bestimmte Strafe weder zu mildern noch zu schärfen. Kein Räuber und Mörder, so gebietet der gerechte Monarch mit hohem Ernst: kein Todesverbrecher soll, wär' er auch ein königlicher Lehensmann, in Kirchen und Klöstern aufgenommen, geduldet und geschützt, sondern sofort dem Grafen überantwortet und von dem Bezirksrichter gerichtet und bestraft werden. Kein Meineidiger soll die verwürkte Straf mit

Geld abkaufen können; es soll ihm die Hand, die er schwörend gen Himmel aufgehoben hat, abgehauen werden. In zweifelhaften Fällen sollen ihn die Partheien dem Gottesurtheile durch Emporhaltung der Hände vor einem Kreuze während des Gottesdienstes, oder durch Feuer- und Wasserprobe, oder auch durch den Zweikampf, unterworfen werden.

Auch über die Kriegszucht hält Karl aufs strengste. Jeder adeliche Lehensmann, jeder freigebohrne Eigenthümer dreier Hufen Landes, muß auf eine bestimmte Zeit die Heeresfolge leisten, muß auf eigne Kosten sich rüsten und auf drei Monate verpflegen. Wer sich dem Heerban entzieht, dem wird eine Geld- oder Leibesstrafe zuerkannt; wer das Lager verläßt oder im Treffen die Flucht ergreift, der ist des Todes schuldig; wer sich während des Kriegszugs betrinkt, der wird zum Wassertrinken während des ganzen Feldzugs verurtheilt.

Nichts liegt dem großen Monarchen mehr am Herzen, als die Ausbreituug der christlichen Religion und die Emporbringung des geistlichen Standes. Er nennet sich selbst einen treuen Beschützer der heiligen Kirche und Helfer des apostolischen Stuhls in Allem. Er bekehret mit einer Grausamkeit, die alle Vorstellung übersteigt, die sich mit seinem sonstigen Karakter

schlechterdings nicht vereinigen läßt; er verschwendet unermeßliche Schätze auf Klösterstiftungen; er räumt den Geistlichen große, für die übrigen Stände ungemein nachtheilige Vorrechte ein. Zwar müssen sie ihm mit Eid und Pflichten zugethan bleiben und seine landesherrliche Hoheitsrechte ohne alle Einschränkung anerkennen; zwar sollten sie aller weltlichen Geschäfte sich enthalten, sollen einen nüchternen, heiligen, gottseligen Lebenswandel führen, sollen zur fleissigen Lesung der heiligen Schrift, zur Erlernung nützlicher Wissenschaften und zur Verbesserung ihrer Schreibart angehalten werden; aber sehr oft reitzen diese undankbaren eigenwilligen Menschen ihren erhabenen Wohlthäter durch schnöde Widerspenstigkeit und durch unanständige Streitigkeiten mit den Grafen und Herren zum Zorn, und gegen das Ende seines Lebens vornemlich bricht sein Unwille über die Unwissenheit und Sittenlosigkeit, über die Heuchelei und Raubsucht der Pfaffen und Mönche, in die bittersten Klagen aus.

Ungleich größer ist sein Verdienst um die Aufklärung, Bildung und Veredlung der Nation. Er stiftet in allen Provinzen und Bezirken seines weitläuftigen Reichs Schulen, besetzt sie mit tauglichen Männern, die er zum Theil aus Italien, England und Irland beruft und läßt nicht nur die Jugend, sondern auch die

Erwachsenen im Schreiben und Rechnen, im Lateinischen und Singen überall frei unterrichten. Er selbst, der große Monarch, ermuntert zur Erlernung der Wissenschaften durch sein eignes rühmliches Beispiel, forschet in seinem Greisesalter noch mit immer reger Wißbegierde in den Schriften der Alten, verfeinert und vervollkommnet sein natürliches Gefühl für alles Schöne, Edle und Erhabene an den in Rom noch vorhandenen Denkmälern der alt-römischen Herrlichkeit, errichtet an seinem Hofe eine Art von gelehrter Gesellschaft, in welcher sich seine vertrautesten Lieblinge Alkwin und Engelberth und Er selbst vorzüglich auszeichnen, arbeitet selbst an der Verbesserung unsrer vaterländischen Sprache, verordnet, daß dem Volke Teutsch gepredigt werden solle, und läßt die alten Volkslieder und die alten Gesetze der Teutschen, die sich bis itzt lediglich durch mündliche Ueberlieferung erhalten haben, in einer reinern Mundart aufschreiben.

Nicht minder groß sind seine Verdienste, die er sich durch die treflichste musterhafteste Einrichtung und Verwaltung seiner eignen Landgüter, um die Verbesserung der Landwirthschaft, durch die auf seinen königlichen Höfen gebildeten Künstler und Handwerker, um das vaterländische Fabrikwesen, durch die in ganz Teutschland hin und wieder angelegten Handelsplätze, um

die Emporbringung des teutschen Handels, durch die Anlegung königlicher Münzstätten, um das Münzwesen, durch die gesetzliche Bestimmung der zeither von wucherlichen Kornjuden willkührlich gestellten Fruchtpreise, um die Armen im Volke erwirbt.

Man verbinde mit diesen aufgestellten Zügen eine edle Gestalt, ein feuriges Auge, ein feines Aussehen, ein richtiges Ebenmaas in allen Gliedern, eine seltne Stärke und Gewandtheit des Körpers — Einfachheit in der gewöhnlichen Kleidung, königlichen Prunk bei festlichen Mahlen, Hoftagen und Reichsversammlungen — stete Nüchternheit, viel Güte des Herzens, große Liebe zum schönen Geschlecht, ungetrübten Frohsinn in traulicher Gesellschaft, väterliche Zärtlichkeit und ächte Religiosität; man trage alle diese Züge in ein Ganzes, in Ein Gemälde zusammen und urtheile, so wie Gerechtigkeit selbst urtheilen würde, über Karls Karakter, über Karls Regenten- und Menschenwerth!

Ich lege Karl, den großen räuberischen Eroberer, den bluttriefenden Heidenbekehrer in eine Wagschaale: ich lege Karl, den Menschen und Gesetzgeber, den Familien- und Völkervater in die andere Wagschaale — und der Eroberer und Heidenbekehrer schnellet federleicht aufwärts. Jener Karl

wird in sittlicher Rücksicht ewig klein und verwerflich, dieser Karl in aller Rücksicht ewig groß und nachahmungswürdig bleiben.

Er erreicht das Ziel seiner glänzenden Laufbahn am 28. Januar 814, im zwei und siebzigsten Jahre seines thatenvollen Lebens, und im drei und vierzigsten seiner Alleinherrschaft, sein Körper wird, mit dem ganzen kaiserlichen Ornat bekleidet, in der von ihm erbaueten prächtigen Marienkirche zu Aachen beigesetzt.

# Deutschland
ein
historisches Gemälde

von

F. C. Schlenkert.

Zweiter Abschnitt.

Frankfurt und Leipzig,
1795.

Kennst du sie noch, Thuiskons Helden-Söhne...
Die Männer, die für Vaterland und Freiheit
den Blutkampf freudig kämpften —
die Starken, die den römischen Koloß
erschütterten, zertrümmerten — die Freien,
die nur der Tapferkeit das Herzogs-Schwert, und nur
der Biederkeit den Herrscher-Stab vertrauten —
die Edlen, die zur Straf' und Züchtigung
der Bosheit, und zum Schuz der Schwachen,
zur Rechs-Behauptung nur die Streitaxt schwungen —
die Fürsten, die aus eigner Willkühr keinen Krieg,
und kein Geschäft von Wichtigkeit für Land und Volk
beschlossen, ohne Ja und Nein des Volks...
o kennst du diese alten freien Teutschen noch?
und findest du sie noch nach tausend Jahren
in ihren Enkeln wieder?

Ja ich kenne sie,
Thuiskons Helden-Söhne, ach! und kenn' auch ihre
Enkel...
die Männer, die für Eigennuz und Zügellosigkeit
den Mordstahl zücken und die Streitaxt schwingen —
die Starken, die das alte Rom vernichteten,
und sklavisch-zitternd vor dem neuen Rom
die Knie beugen, und auf einen Wink
der neuen Welt-Tirannin hunderttausende,
nicht Thiere, Menschen — Menschen ihr zum
Opfer schlachten —

die Freien, die der Knechtschaft schwere Fesseln,
von glücklichen Eroberern geschmiedet,
mit schimpflicher Geduld ertragen — und die Edlen, die,
auf Raub in ihren Felsenburgen lauernd,
den Wandrer überfallen, und des Armen Hütte
erstöhren, und mit Mord und Brand
den goldnen Rittersporn verdienen — und die Fürsten,
die, pochend auf ihr starkes Heergefolge,
sich über das Gesez und über Recht und Brauch
erheben, und nach unbeschränkter Willkühr
verordnen, strafen, pressen, kriegen,
verderben und vernichten... ach! ich kenne sie,
die Teutschen dieser finstern blut'gen Periode;
getreu den rohen Sitten und den Lastern ihrer Väter
sind sie geblieben — doch erloschen ist
in ihrer Brust das reine Helden-Feuer,
das in Thuiskons freien Söhnen brannte;
verschwunden ist der edle Helden-Sinn,
der mächtig in Thuiskons Söhnen wirkte;
und Teutschlands Freiheit liegt in schnöden Fesseln,
und läßt sich von der frechen Willkühr geißeln,
und küßt den blutigen Pantoffel
der neuen Welt-Tirannin Hierarchie.

O Wehe — Wehe dir, mein Vaterland,
wenn dir nicht bald ein Mann gebohren wird,
der muthig für dich kämpft und deine Fesseln bricht!

Kaum hat das Schiksal den weisesten und tapfersten Beherrscher der fränkischen Monarchie von dem Schauplaz seiner rastlosen Thätigkeit abgerufen; kaum hat sich das Gerücht von Karl's des Großen Tode in den weiten Bezirken seines Reichs verbreitet: so erhebt sich ein lautes allgemeines Frolocken in allen Provinzen und unter allen Ständen der fränkischen Staaten — so rufen Sachsens und Thüringens, Böhmens und Pannoniens, Baierns und Helveziens Bewohner; so rufen Spanier und Longobarden, Slaven und Normänner: er ist nicht mehr, der blutdürstige Eroberungs-süchtige Tirann, der unsere Länder mit Feuer und Schwert verwüstete, unsre Fürsten und Herzoge tödtete, blendete, oder zu seinen elenden Knechten machte; der unsre Altäre umstürzte, und die Diener derselben erwürgte, der unsre Freiheit und Selbstständigkeit vernichtete, und seinem Willen, seinen Gesetzen uns unterwarf! — so jauchzen die Edlen: er ist nicht mehr, der gewaltige Alleinherrscher, der den Herzogsstab uns entriß, der unsre Macht schwächte, unser Ansehn verminderte, unsre freie Willkühr beschränkte! — so jauchzen die Freien: er ist nicht mehr, der wilde Krieger, der unsre Väter, unsre Gatten, unsre Söhne von der Elbe bis an den Ebro,

und vom Ebro bis an den Po, und vom Po wieder bis an die Elbe im Schlachten-Getümmel herumtrieb, um sie für seinen bluttriefenden Götzen Weltherrschaft, kämpfen und schlagen, rauben und verwüsten, verstümmeln und würgen zu lassen! — so jauchzet sogar die hohe und die niedere Geistlichkeit: er ist nicht mehr, der harte Despot, der es wagen durfte, uns, die wir lediglich dem Himmel angehören, Gesetze vorzuschreiben; uns, die wir unter keiner weltlichen Macht stehen, mit den Fesseln einer strengen Kirchenzucht die Hände zu binden... und nur seine wenigen treuen Diener und Freunde fühlen und beklagen den Verlust des großen Mannes aufrichtig; und nur wenige weise hellsehende Männer lassen sich nicht täuschen von den betrüglichen Hofnungen und von den falschen Vorspiegelungen einer bessern Zukunft, und berechnen in der Stille die großen schreklichen und wohlthätigen Würkungen, welche der Tod eines Karl's in diesen Zeiten, unter diesen Umständen, und bei dieser Stimmung der Gemüther nothwendig und unausbleiblich hervorbringen muß.

„Wie? man war also nicht zufrieden und glüklich unter Karl's weiser, vester und glorreicher Regierung"?

Wahrlich! man war es nicht, und konnt' es nicht seyn. Die Bischöffe nicht, weil sie sich der weltlichen Hoheit ganz zu entziehen, weil sie das Ansehen und die Gewalt der

Kirche sogar über den Monarchen selbst zu erheben und auszudehnen suchten, Karl hingegen seinen Hoheits-Rechten schlechterdings Nichts vergab, und die geistlichen Herren, seiner persönlichen Frömmigkeit und Bekehrungssucht unbeschadet, in den Schranken der Gesezlichkeit und des Gehorsams zu erhalten wußte — die Edlen nicht, weil sie innerhalb ihres Landes-Bezirks, frei und unabhängig von aller Oberherrschaft regieren und gebieten wollten, Karl hingegen der Vormundschaft, die er sich vermöge des Rechts des Stärkern über sie angemaßt hatte, auf keine Weise entsagte, und sie lediglich als seine ersten Diener behandelte — und die Freien nicht, weil sie es müde geworden waren, für einen ehrgeizigen Monarchen Gut und Blut dahin zu geben, und alles aufzuopfern, um nur mitzuwürken zur Ausführung seiner schreklich großen Eroberungs-Entwürfe! — Den Bischöffen und Edlen kannst du es allerdings nicht für Recht sprechen, wenn sie sich murrend erheben wider den großen Karl, weil er sich von ihnen nicht will beschränken und beherrschen, weil er sein weises Gesetz von ihrer frechen Willkühr nicht will verdrängen und unterdrücken lassen; aber — dem Freien, dem freien Teutschen vornehmlich kannst du es nicht verdenken, wenn er sich dreist und kühn vor dem Franken hinstellt, und mit edlem Unwillen fragt: warum soll ich, der ich dein Lehnsmann nicht bin, mein Schwert für dich ziehen?

warum Vater und Mutter, Weib und Kinder verlassen, und gegen fremde Völker, die meinem Heerde, meiner Freiheit, und meinem Vaterlande nicht zu nahe getreten sind, die Waffen führen? Warum mein Eigenthum verpfänden und verschleudern, und meine Kinder dem Hunger oder der Leibeigenschaft preisgeben, um dir, stolzer Eroberer! die Heeresfolge zu leisten — um unter deinem Panier zu streiten — um dir mit meiner Kraft und mit meinem Blute die Oberherrschaft über die ganze von dir erreichbare Welt erkämpfen zu helfen? — Du kannst es dem freien, oder nach Freiheit sich wieder sehnenden Teutschen nicht verdenken, wenn ihm die Nachricht; von dem Tode des fränkischen Monarchen zum Sieges-Jubel begeistert — und hast du selbst Gefühl für teutsche Freiheit: so wirst, so mußt du selbst mit einstimmen in diesen allgemeinen Jubel — und hast du kein Gefühl dafür und bist doch ein Teutscher: so verachte dich Elenden jeder Bube!

„Aber der weise Gesezgeber Karl verdient es doch wol, daß die ganze Monarchie, daß besonders die teutsche Nazion, die er der Barberei entrissen hat, um ihn trauert?“

Nicht darum, daß er sie der Barberei wirklich entrissen, sondern, daß er ihr den Weg zur Kultur gezeigt hat. Für die Ruhe und Freiheit der Nazionen ist Karl viel zu spät, für ihre Bildung aber, und für die Ausführung seiner wohlthätigern Entwürfe viel zu früh ge-

storben. Wohl uns, wenn seine Nachfolger im Regimente das von ihm begonnene bessere Werk fortzuführen, Muth und Kraft und guten Willen haben!

## Karl's Nachkommen.

### Ludwig der Fromme, Gute und Einfältige.

Der Adel und die Geistlichkeit hatten wol Ursache bei der Botschaft von dem Tode des großen Monarchen in lautes Frohlocken auszubrechen; denn der Mann ist dahin, der ihre Willkühr seinen strengen Gesetzen unterwarf, Ludwig besteigt schwankendes Trittes den väterlichen Thron — und von nun an steht ihrer Vergrößerungssucht Nichts mehr im Wege, hält keine Klugheit und keine Gewalt sie mehr zurük auf Kosten der Freien und des königlichen Ansehens ihre Herrschbegierde zu befriedigen.

Nein! er ist dem großen Regierungsgeschäfte nicht gewachsen, der Erbe der fränkischen Monarchie! Von bigotten und selbstsüchtigen Mönchen in der Provinz erzogen, unbekannt mit den treflichen Maximen seines großen Vaters

ein Fremdling in den Ländern und unter den Völkern, über die er izt herrschen soll, und umgeben von unwissenden und falschen Rathgebern zeigt Ludwig sogleich bei dem ersten Schritt auf den Thron eine Schwäche und ein Mistrauen, das ihn in den Augen der ganzen Nazion verächtlich macht; er faßt nehmlich den höchst unklugen und in mancherlei Hinsicht verderblichen Endschluß, die alten treuen Räthe und vertrauten Freunde seines Vaters, die weisen erfahrnen Männer, die allein fähig sind, eine plözliche Stockung oder gänzliche Zerrüttung der aus so vielen fremdartigen Theilen zusammengesezten Maschine der fränkischen Monarchie zu verhindern — ganz vom Hof' und von den Geschäften zu entfernen. Der einzige Wala, Abt von Korvei, Karl's vertrautester Rath, beugt seinem Falle dadurch vor, daß er dem Monarchen bis an die Grenze von Aquitanien entgegen eilt und sich ihm zu Füßen wirft; Ludwig versichert ihn seiner Gnade und sendet ihn mit dem unwürdigen Auftrage „die Vertrauten seines Vaters und seine eignen, freilich nicht in dem besten Rufe der Keuschheit stehenden, Schwestern bis zu seiner Ankunft gefangen zu halten," nach Achen zurük. Dit gefangenen Minister werden hierauf in Klöster, und seine Schwestern an andere bestimmte Orte verwiesen, das väterliche Testament hingegen wird mit so vieler Redlichkeit und Großmuth von ihm vollzogen, daß er sogar auf die ihm selbst vermachten an-

sehnlichen Schätze Verzicht thut, und selbige unter die übrigen Erben vertheilt.

Von einer sehr edlen Seite erscheint uns Ludwig auf seinem ersten Reichstage. Hier sehen wir ihn hauptsächlich mit Abstellung aller unter der unruhigen Regierung seines Vaters eingerißnen Misbräuche und Ungerechtigkeiten beschäftigt; hier läßt er das Verfahren der Grafen und Beamten gegen ihre Untergebenen aufs strengste untersuchen, vernichtet alle bei seines Vaters Lebzeiten widerrechtlich vollzogene Handlungen, leistet für allen dadurch verursachten Schaden reichliche Vergütung, gibt den Unterdrükten ihre Erbgüter zurük, sezt die ungerechter Weise in die Knechtschaft gerathenen Freien wieder in Freiheit, straft die Volksbedrücker und gebietet die strengste Gerechtigkeits-Pflege.

Izt bietet sich ihm auch eine Gelegenheit dar, als Held sich zu zeigen, und die unruhigen und kühnen Normänner zu demüthigen. Zwei Parteien kämpfen um den normännischen Thron; die schwächere, an deren Spitze Harald stehet, wendet sich an Ludwig und bittet um Unterstüzzung. Aber anstatt mit einer ansehnlichen Macht gegen die ganz Europa beunruhigenden Seeräuber in Person aufzubrechen, gibt er lediglich den obotritischen und sächsischen Grafen Befehl zum Besten Harald's in Jütland einzubrechen. Dieser Befehl wird zwar mit Verheerung der Halbinsel vollzogen, etwas Endscheidendes aber nicht ausgerichtet;

denn die Feinde ziehen sich auf eine Insel zurük und trotzen mit ihrer Flotte der fränkischen Hülfe. Endlich vergleichen sich die streitenden Normänner, um nicht noch in die Nothwendigkeit zu kommen, sich von den Franken Gesetze vorschreiben zu lassen, und bitten auf dem Reichstage zu Paderborn um Frieden. Harald wird Mitregent, unterwirft sich der fränkischen Hoheit und läßt sich, vielleicht nur zum Schein, taufen — für den frommen Ludwig ein überaus grosser Gewinn!

Fast zu gleicher Zeit zeigt sich ihm eine andere günstige Gelegenheit, seinen Namen zu verherrlichen und die kaiserlichen Hoheits-Rechte gegen die Anmaßungen der Päbste sicher zu stellen. Stephan der vierte war ohne Vorwissen und Genehmigung des Kaisers zum Pabst erwählt worden, hatt' ihm jedoch von dem römischen Volk den Huldigungs-Eid schwören, hatt' ihn durch eine eigene mit heiligen Geschenken beladne Gesandschaft um die Bestätigung seiner Wahl ersuchen lassen, und ist izt auf dem Wege, dem Kaiser in Person einen Besuch abzustatten. Von dem Oberhaupte der Christenheit so hoch geehrt zu werden — diese Botschaft bringt den frommen Ludwig außer sich vor Freud' und Entzücken. Er eilt dem theuern Gast bis Rheims entgegen und . . . wir erröthen in seine Seele wegen der ausschweifenden Ehrenbezeugungen, mit welchen ein fränkischer Monarch, ein römischer Kaiser, einen römischen Hohenpriester empfängt . . . wirf

sich dreimal ganz ausgestrekt vor dem Pabst zur Erde nieder, und hilft ihm sodann mit hoher kaiserlicher Hand, an seines Stallmeisters Stelle, vom Roß herabsteigen. Dafür bezeigt sich der heilige Vater aber auch nicht unerkenntlich — er hält am vierten Tage nach seiner Ankunft ein feierliches Hochamt, sezt während desselben dem frommen würdigen Sohn der Kirche eine von Rom mitgebrachte kostbare Krone auf's Haupt und ruft ihn zum Kaiser aus. Siehe: so spielt der schlaue Hohepriester mit dem Kaiser — so entwindet er sich der kaiserlichen Hoheit — so macht er den ersten Monarchen der Welt zu seinem ersten Vasallen, zum Lehnsmann der Kirche! Und der einfältig-fromme Ludwig erniedrigt sich in der Folge sogar so sehr, daß er seine königliche Macht für eine Sklavin des bischöflichen Ansehens in öffentlichen Urkunden erklärt.

Soweit ist es jedoch mit dem fränkischen Alleinherrscher izt noch nicht gekommen; denn izt wagt er es noch, den Mönchen strenge Klosterzucht zu gebieten und den Bischöffen zu befehlen, daß sie ihre kostbaren Kleider, ihre goldenen mit prächtigen Dolchen versehenen Gürtel und ihre Sporn vornehmlich ablegen, und sich der Nüchternheit und Gottseligkeit befleißigen sollen. Aber dieses Wagstück kommt dem frommen Ludwig sehr theuer zu stehen, weil er nicht Muth und Kraft und Ansehen genug hat, die Bischöffe zur genauen Befolgung jener Verordnung anzuhalten.

Der geistliche Stolz hält sich dadurch für beleidiget und sucht sich zu rächen — und was ist empfindlicher, entsezlicher und verderblicher, als die Rache beleidigter Priester, die nicht öffentlich trozt und dräuet, sondern wie die Pestseuche im Dunkeln schleicht und tödliche Wunden schlägt! Man weiß den schwachen Kaiser gar bald dahin zu bringen, wohin man ihn haben will; man beängstiget seine kleine Seele mit nagenden Gewissenszweifeln, man verbittert ihm das Leben auf alle mögliche Weise, man erschwert ihm die Regierung auf alle mögliche Weise, man unterhält ihn unablässig mit düstern Vorstellungen von der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und von der Ungewisheit der Todesstunde, und verleitet ihn auf diesem Wege zu den thörichten Entschluß, das Reich zu theilen und seinen ältesten Sohn zum Mitregenten anzunehmen. Mit frommer Einfalt bereitet er sich durch dreitägige Fasten, Gebete und Armenspenden zu dieser hochwichtigen Handlung würdiglich vor, und erklärt dann öffentlich: daß er seinen erstgebohrnen Sohn, Lothar, auf Eingebung Gottes, zum Kaiser und Mitbeherrscher erwählet, Aquitanien an Pipin, und Baiern, Böhmen und Kärnthen an Ludwig abgetreten habe. Dann sezt er seine Krone auf Lothar's Haupt und die versammelten Edlen huldigen und beschwören die Aufrechthaltung dieser Theilung.

Unglücklicher! was hast du gethan — welch eine Quelle der Unzufriedenheit, des Elends

und des Verderbens hast du dir selbst eröffnet! du willst die Würde des Regiments dir erleichtern — und siehe: man wird Alles anwenden, um dir diese Würde noch schwerer und fast ganz unerträglich zu machen, um dich zu einem zweiten entehrendern Entschluß, zur gänzlichen Entsagung der Krone zu bringen. Du willst durch die gegenwärtige Theilung deines Reichs allen diesfalsigen Irrungen und Zwistigkeiten unter deinen Söhnen vorbeugen, und siehe: du streuest selbst den Samen des Neides und der Eifersucht unter ihnen aus, gibst ihnen selbst die Waffen in die Hände, den entsezlichen Bruderkrieg bei deinen Lebzeiten zu beginnen. O! es wird dich gereuen, deinen betrüglichen Räthen diesmal gefolgt und einen Schrit gethan zu haben, dessen verderbliche Folgen du izt noch nicht zu berechnen vermagst.

Ja! es wird, es muß ihn gereuen — denn kaum ist jene feierliche Handlung vollzogen, so reizen rachsüchtige Bischöffe seinen Bruders-Sohn, Bernhard, König in Italien, durch die Vorstellung, daß er, als ein älterer Prinz von Karl dem Großen, ein näheres Recht auf den kaiserlichen Titel habe, als Lothar, zur Empörung wider ihn; so sucht sich Bernhard unter diesem Vorwande der kaiserlichen Oberherrlichkeit ganz zu entziehen. Aber diesmal wendet Ludwig durch seine Entschlossenheit die Gefahr von sich ab; er rüstet sich schnell und gebt dem Empörer mit seiner ganzen Macht entgegen —

und Bernhard, von seinen betrüglichen Räthen und von dem größern Theile seines Heeres treulos verlassen, will das äußerste nicht wagen, und wirft sich dem Kaiser um Gnade flehend zu Füßen. Es wird Gericht über ihn gehalten, er wird samt allen seinen Anhängern zum Tode verurtheilt — aber Ludwig bestätiget das Bluturtheil nicht. Er beobachtet die eben eingetretenen vierzigtägigen Fasten mit äußerster Strenge, er feiert das Osterfest, das große allgemeine Versöhnungsfest mit heiliger Andacht — und dann läßt er, der Gute und Fromme! seinem von rachsüchtigen Priestern verführten Vetter die Augen ausstechen, und seinen eigenen ganz unschuldigen Brüdern, den natürlichen Söhnen Karl's, die ihm der Vater aufs heiligste empfohlen, die er bisher zu Tischgenossen gehabt hat — aus kleinherzigem Mistrauen die Haare abschneiden und ins Kloster stecken.

Ein Regent darf nur in einem einzigen Falle ungegründetes Mistrauen verrathen, so ist auch seine Schwäche in seiner ganzen Blöße aufgedekt — so ist es um sein Ansehen, um seine Macht und Hoheit geschehen! Gegen den Empörer Bernhard hat sich Ludwig als Mann, gegen den gedemüthigten und begnadigten Bernhard als Tiran, und gegen seine eigene Brüder als ein feiger Schwachkopf benommen — darf man sich nun noch wundern, wenn der Ehrgeiz und die Vergrösserungssucht des Adels und der Geistlichkeit unter einem solchen Regenten freien Spielraum gewinnen;

nen; wenn sie in ihren kühnsten, verwegensten Unternehmungen glüklich sind?

Fast in allen Theilen der fränkischen Monarchie regt sich der Geist des Misvergnügens und der Zwietracht; in Bretagne und Gaskogne, unter den Slaven, in Pannonien, Dalmazien und in mehrern Provinzen des Reichs brechen Empörungen aus; hier sind es die Bischöffe, dort sind es die Edlen, die den Bürgerkrieg anfachen; um die Edlen nicht zu mächtig werden zu lassen, vertauschen die Bischöffe das Ordensgewand mit dem Waffenrok, das Kreuz mit dem Schwert; um der immer weiter um sich greifenden Gewalt der Geistlichkeit Schranken zu setzen, zieht der Adel wider die Bischöffe zu Felde; um die Macht der Regierung zu schwächen und den Monarchen zu demüthigen, um sich immer unabhängiger von ihm zu machen, um immer mehrere Freiheiten, Gerechtsame und Krongüter von ihm zu ertrotzen und zu erkämpfen, vereinigen sich die streitenden Partheien zur gemeinschaftlichen Fehde wider den Regenten. Was soll und kann Ludwig in dieser bedenklichen Lage thun? — O daß nur ein Funke von Karl's großem Geiste ihn beseelte! so müßt' es ihm leicht werden, die Empörer zu züchtigen, und all' ihre verderblichen Anschläge mit einem entscheidenden Streiche zu Schanden zu machen. Aber — o der schimpflichen Muthlosigkeit eines großen Monarchen! — um Ruhe zu haben, bewilligt der schwache Ludwig den Empörern all' ihre kühnen Forderun-

gen, überhäuft er sie mit seinen Schätzen, gibt er ihnen die kaiserlichen Meierhöfe nicht zu Lehen, sondern zum Geschenk auf ewige Zeiten, macht er sich selbst zum armen Mann, um seine Feinde zu bereichern, und zu neuen Widersezlichkeiten ihren Arm, zu neuen Empörungen ihren Muth zu stärken. Und als er sich hierdurch mit Schimpf und Schande noch nicht genug bedekt hätte, so erklärt er sich in der Folge in einem öffentlichen, allem Volke bekannt zu machenden Edikte für den größten Sünder seines Reichs, und verspricht mit Gottes Gnade und mit Rath seiner Getreuen das wieder gut machen zu wollen, was er durch Trägheit und Unwissenheit verdorben habe.

Aber nicht genug, daß der schwache Monarch sich so sehr schon verächtlich gemacht hat — aus Liebe zu seiner zweiten Gemahlin gibt der Unglückliche nun auch Veranlassung zum blutigsten Familienkrieg. Guta hat ihn mit einem Sohn beschenkt — was ist natürlicher, als daß die sorgsame Mutter ihren geliebten Karl in gleiche Rechte mit seinem Stiefbruder versezt wissen will? was ist verzeihlicher, als daß der zärtliche Gatte den Liebkosungen und Bitten seines reizenden Weibes nicht widerstehet? daß er ihre billigen und gerechten Wünsche zu erfüllen sich beeifert? Aber wie vermag er das ohne Beeinträchtigung seiner älteren Söhne? ohne Vernichtung der mit ihnen gemachten feierlichen Verträge? ohne Verletzung der gegenseitig geleisteten

Eidschwüre? Ludwig und Guta versuchen es auf dem Wege der bittlichen Vorstellungen zum Zwek zu kommen und es gelinget ihnen auch einigermassen; Lothar läßt sich bereden, seinem jüngern Bruder einen Theil seiner weitläuftigen Staaten abzutreten und schwört sogar, ihn dabei zu schützen. Aber Pipin und Ludwig der Deutsche verstehen sich zu Nichts, lassen sich darüber nicht einmal in Unterhandlungen mit dem bittenden Vater ein, und verhezt von der Gegenparthei der Kaiserin, an dessen Spitze der von ihr vernachläßigte kühne Wala stehet, nimmt auch Lothar Wort und Schwur gar bald wieder zurük. Auf Guta's Vermittelung verbündet sich nun der Kaiser mit dem tapfern und mächtigen, aber allgemein verhaßten Herzog Bernhard von Septimanien, den die Pfaffen für einen Zauberer und Bundesgenossen des Teufels verschrien haben, und wagt es, seinen Sohn Karl auf einer Reichsversammlung zu Worms, ohne Zuziehung und Beistimmung seiner übrigen Söhne, Allemannien und Oberburgund zum Erbtheil auszusetzen.

Dieses eigenmächtige Verfahren erregt allgemeine Unzufriedenheit und verstärkt den Haß der Nazion gegen Guta und Bernhard. Um die Kaiserin zu demüthigen und den Herzog von Septimanien zu stürzen, erscheint der stürmische Wala vor dem Kaiser als Gesandter seiner Söhne, klagt ihn vor seinem eigenen Hofgericht als einen Meineidigen und seine Gemahlin

als eine Ehebrecherin an, und verlanget, daß er die Kaiserin ins Kloster thun und den verrätherischen Bernhard vom Hof entfernen soll. Ludwig, zu furchtsam, um den frechen Kläger zu bestrafen, wenn die Angeklagten unschuldig sind, und zu schwach, um sich von Guta und Bernhard loszureissen, wenn sie schuldig sind, fertigt den Gesandten mit einer unbefriedigenden Antwort ab und reizt dadurch die Gegenparthei zu kühnern Ueternehmungen. Pipin und Lothar greifen zu den Waffen, indem ihr Vater mit einem zahlreichen Heere nach Bretagne eilt, um die dort ausgebrochene Unruhe zu dämpfen; der grössere Theil des kaiserlichen Heeres gehet auf Anstiften der Geistlichen zu den Söhnen über; Guta will in ein Kloster flüchten und fällt den Feinden in die Hände; Pipin bedrohet sie mit dem martervollesten Tode, wenn sie den Kaiser nicht dahin bringen würde, die Regierung niederzulegen und den Ueberrest seines Lebens in einem Kloster zuzubringen. Der unglückliche, aller Hülfe und alles Beistandes beraubte Ludwig muß sich seinen Söhnen ergeben und sein geliebtes Weib in ein Kloster verabfolgen lassen! er selbst bleibt Lothar's Gefangner, wird strenge bewacht, im Mönchsleben unterrichtet, und unaufhörlich bestürmt, der Regierung freiwillig und feierlich zu entsagen, und den Purpur mit der Kutte zu vertauschen.

Zu diesem entehrenden Schritte ist jedoch der sonst so schwache Kaiser nicht zu bewegen; denn

es ist noch nicht alles verlohren, es ist noch Hoffnung zur Wiedererlangung der Freiheit und der Krone vorhanden, und selbst unter den ihn bewachenden Mönchen findet sich ein ehrgeiziger und entschloßner Teutscher, der ihm zur Rettung und Befreiung die Hand bietet. Gundobald, so heißt der Mann, rechnet auf das Mitleiden, das sich bei der Nazion gegen den unglüklichen Ludwig zu regen anfängt, auf den alten unausrottbaren Nazionalhaß zwischen den Ost- und West-Franken, auf die allgemeine Unzufriedenheit mit der neuen Regierung, und auf die Eifersucht der beiden Brüder wegen Lothar's immer mehr und mehr um sich greifenden Gewalt — und der Erfolg beweiset die Richtigkeit seiner Rechnung; er gewinnet freilich nur unter großen Verheißungen, den stolzen Aquitanier Pipin und den teutschen Ludwig für den unterdrükten Vater, und bringt für den schändlich behandelten Kaiser unter den angesehensten Teutschen eine mächtige Parthei zusammen. Man dringt auf eine allgemeine Reichsversammlung; sie wird, alles Widerstandes von Seiten der Feinde Ludwigs ohngeachtet, auf Ostfränkischem Grund und Boden gehalten. Lothar's und Wala's Parthei unterliegt, die Parthei des Kaisers behält die Oberhand — er wird wieder auf den Thron erhoben; seine geliebte Guta wird nach öffentlich geleistetem Reinigungseide wieder mit ihm vereiniget; die Häupter der Gegenparthei werden zum Tode, von dem großmüthigen zum Verzeihen

immer nur allzubereitwilligen Kaiser aber nur zur klösterlichen Klausur verurtheilt; Lothar verliert den Kaisertitel und behält, jedoch auch nur unter gewissen Einschränkungen, lediglich die Regierung über Italien.

Aber diese Herrlichkeit ist nicht von Bestand; dem schwachen und unglüklichen Ludwig stehet izt ein ungleich härteres Schiksal bevor. Er ist schon schreklich gedemüthiget worden und soll nun — so ist es im Rathe des Ehrgeizes, der Herrschsucht und der Rache beschlossen — noch schreklicher gedemüthet werden! Lothar verschmerzt es nicht, daß ihn sein Vater, obschon nur gar zu gelinde gezüchtiget hat und brütet Rache, und seine beiden Brüder vereinigen sich mit ihm, weil der Vater zaudert, die in der Zeit der Noth ihnen verheißnen Vortheile zukommen zu lassen. Sie rüsten sich gemeinschaftlich wider den Vater, und der Vater rüstet sich wider die Söhne. Diesmal gelingt es ihm, die Rebellen zu demüthigen; sie müssen um Gnade bitten — er entziehet ihnen einen Theil ihrer Erbländer und beschenkt seinen geliebten Karl damit. Diese Handlung wird fast allgemein für ungerecht und grausam erklärt, und nun schlägt sich der größere Theil des Adels und der Geistlichkeit zur Parthei der Bestraften, entscheidet der heilige Vater, Gregor der vierte, selbst wider den Kaiser, und bedrohet alle diejenigen, die es mit ihm halten würden, mit dem Bann. Hierauf erklären die der kaiserlichen Parthei treu

gebliebnen Bischöffe einmüthig: „Kommt der Pabst zu verfluchen, so soll er verflucht wieder heimgeschikt werden!“ und erlassen ein nachdrükliches Schreiben an ihn, in welchem sie ihn lediglich als ihren Bruder in Christo behandeln. Entrüstet ob dieser Familiatät antwortet ihnen der Pabst in den heftigsten Ausdrükken und beschließt mit den merkwürdigen Worten: „Ihr sollet wissen, daß ich auf meinem Stuhle mehr zu gebieten habe, als Ludwig auf seinem Throne!“

Demohngeachtet vermag der heilige Vater mit seinem ganzen Ansehen nichts durchzubringen; das Schwert — das Schwert des Vaters gegen die Söhne soll noch entscheiden, und es ist noch scharf und wichtig genug, die Rebellen zu Boden zu schlagen! Bei Kolmar im Elsaß treffen beide Heere auf einander — und schon sollen die Zeichen gegeben werden, schon soll der unnatürliche entsezliche Kampf beginnen, als sich Gregor im Gefolge seiner zahlreichen Klerisey zwischen beide Heere wirft und zum Friedensvermittler sich anbietet. Ludwig empfängt ihn mit Freuden und bietet die Hand zur Sühne. Die Friedens-Verhandlungen beginnen im kaiserlichen Lager und werden mehrere Tage fruchtlos fortgesezt — sie zerschlagen sich wieder und der größere Theil des kaiserlichen Heeres verläßt, vom Pabst und seinen Pfaffen immittelst verführt, die Paniere des Kaisers, und gehet zu seinen rebellischen

Söhnen über. Nur wenige Edle bleiben dem Unglüklichen getreu und schwören, bis auf den lezten Blutstropfen ihn zu vertheidigen; aber mit einer fast beispiellosen Entschlossenheit und Menschlichkeit antwortet ihnen Ludwig: Geht zu meinen Söhnen! Meinetwegen soll kein Einziger von euch das Leben, oder nur ein Glied verlieren! — Thränen der innigsten Wehmuth stürzen den edlen Männern aus den Augen! sie gehen. Man nennet die Gegend, in welcher diese betrügerischen Unterhandlungen gepflogen worden sind, das Lügenfeld bis auf den heutigen Tag.

Was soll er nun thun, der arme, tiefgebeugte, von allen verlaßne Vater? — Er wirft sich seinen Söhnen in die Arme, in Hofnung, daß die Stimme der Natur das schlafende Gefühl der Kindespflichten in ihnen aufwecken, daß diese heiligen Pflichten dann für ihn sprechen, ihren strafbaren Ehrgeiz zügeln, ihre wilde Herrschbegierde überwältigen werden. Eitle Hofnung! thörichter Wahn! Wenn eure Söhne so weit schon gekommen, oder so tief schon gesunken sind, daß sie Gewalt gegen euch brauchen, daß sie die Waffen gegen euch ergreifen, so habt ihr nichts mehr von ihnen zu hoffen, so könnt ihr immer mit trauriger Gewißheit befürchten, daß das Gefühl der Kindespflicht schon ganz abgestumpft, oder wol gar schon ganz ausgerottet ist, aus ihrem Herzen. Ludwig's trauriges Schiksal bestätiget diese schrekliche Wahrheit.

Der unglükliche Vater wirft sich seinen Söhnen voll Wehmuth, aber doch auch voll Vertrauen auf die heiligen Rechte der Natur in die Arme — und wird sogleich gefangen genommen und von einer im Lager gehaltenen Versammlung der Stände der kaiserlichen Würde entsezt; seine geliebte Gemahlin wird, nachdem ihr zum Schandmal der Unkeuschheit die Haare abgeschoren worden sind, nach Italien abgeführt, sein Liebling Karl in das Kloster Prünn im Ardennerwalde verstekt; er selbst wird von Lothar, dem die Kaiserwürde zuerkannt worden ist, in das Kloster St. Medard zu Soissons gebracht, und von den ihm zugegebenen Mönchen unaufhörlich bestürmt, der Regierung zu entsagen und dem verdienstlichen Klosterleben sich zu widmen: und um ihn desto geneigter dazu zu machen, so müssen falsche Zeugen ihm betheuren, daß seine Gemahlin die Klostergelübde schon abgelegt habe. Aber zu diesem entehrenden Schritt ist der sonst so schwache Ludwig auch diesmal nicht zu bewegen. — „So muß er doch zur öffentlichen Kirchenbuße gebracht werden können, der hartnäkkige Sünder! so rufen die frommen geistlichen Herren von Lothar's Parthei: und dann haben wir gewonnen Spiel; denn unfähig des Kriegsdienstes und folglich auch der Regierung, ist kraft eines alten Kirchengesetzes, der Sünder, der öffentliche Kirchenbuße gethan hat!“ — und leider! läßt sich der tiefgebeugte Mann und Vater aus frommer Einfalt dazu bewegen.

Man beruft das Volk zusammen, man führt den armen Sünder in die Kirche des heiligen Medard, man läßt ihn auf einen härnen Bußsak vor dem Altare niederknienen und sein Sünden-Bekenntniß ablegen — und der gedemüthigte Kaiser bekennet vor allem Volke mit lauter Stimme und mit Thränen in den Augen, „daß er Gott oft beleidiget, die Kirche geärgert, sein Amt unwürdig versehen und dem Volke durch seine Nachläßigkeit großes Unrecht angethan habe." — Mit diesem Bekenntniß ist jedoch die versammelte geistliche Schaar, die außerdem: „segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen!" fleißig prediget, keinesweges zufrieden. Man giebt dem Büßenden ein Sünden-Register in die Hände, Inhalts dessen er bekennen muß: „daß er seinen Neffen Bernhard ermordet, seine natürlichen Stiefbrüder ungerecht und grausam behandelt, seine Eidschwüre nicht nur selbst oft gebrochen, sondern auch Andere zum Meineid verleitet, die öffentliche Ruhe gestöhrt, die Kirche und den Staat geärgert, gegen seine Söhne die Waffen ergriffen, an einem grünen Donnerstage Hofgericht gehalten und unschuldige Minister und Prälaten unglüklich gemacht habe!" Man legt hierauf dieses Sünden-Register auf den Altar, man nimmt ihm sein Wehrgehänge ab, bekleidet ihn mit einem Bußhemde, singet Bußpsalmen über ihn, und führt ihn sodann in seine düstere Zelle zurük.

Nun frohlocket die wüthige Rotte der Verschwornen; aber das Volk jammert und murret — es ist zum Mitleiden hingerissen, erschüttert und empört worden über die schimpfliche Demüthigung seines obschon schwachen, aber doch gutmüthigen Kaisers — es äußert sein Mißfallen über die Härte Lothar's ohne Rükhaltung — es bestürmet seine Brüder mit Wehklagen, es fodert sie auf zur Rettung ihres unglüklichen Vaters. Ludwig der Deutsche und Pipin von Aquitanien erheben sich gegen den übermüthigen Lothar, und lassen ihn durch Gesandte ermahnen und bedeuten, daß er nicht so hart mit dem Vater verfahren solle, und dringen nach mehrern fruchtlosen Versuchen zur Sühne, mit Ernst und Nachdruk auf seine Befreiung. Der stolze Lothar achtet den gütlichen Vorstellungen seiner Brüder so wenig, als ihrer Drohungen und gestattet ihren Gesandten kaum eine Unterredung mit dem eingekerkerten Kaiser. Entrüstet ob dieses unbrüderlichen und eigenmächtigen Betragens bietet Ludwig seine Baiern und Pipin seine Aquitanier auf, vereinigen sich mit ihnen die wakersten Männer aus allen Gegenden des Reichs, strömt ihnen das Volk bei Tausenden zu — und Lothar wird von allen Seiten bedrängt, von allen seinen Anhängern verlassen, von vielen seiner sonstigen Freunde selbst verfolgt, und Freiheit und Leben durch die Flucht zu retten gezwungen. Der alte Kaiser ist nun abermals befreiet, mit seinen Söhnen abermals ausgesöhnt, mit sei-

ner Guta und seinem Karl abermals vereiniget; den Thron besteigt er jedoch nicht eher wieder, als bis ihm in der Versammlung der Stände von einigen Bischöffen sein Bußgewand abgenommen, seine Waffen umgegürtet, und, nach feierlicher Lossprechung von allen Sünden, die Krone aufs Haupt gesetzt worden ist — und von nun an nennet und schreibt er sich von Gottes wiedererlangter Gnade Kaiser. Ueber die Rebellen läßt Ludwig die Reichsversammlung Recht sprechen; sie werden größtentheils zum Tode verdammt — aber der gutmüthige Kaiser mildert das Urtheil, begnadiget die Verbrecher und läßt sich vom Lothar lediglich versprochen, Italien ohne seine Erlaubniß nicht zu verlassen.

So sind nun endlich einmal alle deine Widersacher gedemüthiget, guter und unglüklicher Ludwig! Befriediget mit allen deinen Feinden, ausgesöhnt mit deinen Kindern, wieder vereiniget mit deinen Geliebten, und von den Edelsten des Reichs mit Zustimmung des ganzen Volks wieder auf den Thron erhoben, kannst du nun einer bessern glüklichern Zukunft entgegen sehen, und den Abend deines mühevollen Lebens in Ruhe genießen. So scheint es wenigstens — aber es scheint es auch nur so! Es ist ja nicht kindliche Ehrfurcht und Liebe, was den Baier und Aquitanier bewogen hat sich ihres Vaters gegen ihren Bruder anzunehmen — es ist beleidigter Stolz, Eifersucht und

Gewinnsucht; es ist ja nicht Reue über das Vergangene, Rükkehr zur Kindespflicht und reiner Gehorsam, was den harten und herrschbegierigen Lothar bewogen hat, sich seinem Vater zu unterwerfen und Treue anzugeloben — es ist Gefühl seiner Ohnmacht und Furcht vor der Strafe der Wiedervergeltung; es ist ja nicht Gerechtigkeitsliebe, was die Edeln, nicht Hochachtung und Vertrauen, was das Volk bewogen hat, ihren unglüklichen Kaiser mit Gewalt der Waffen zu retten — es ist bei Jenen Haß gegen die Priesterschaft und Hofnung auf eigne Gewalt-Vermehrung, bei Diesem zeitiges Mitleiden gegen den erhabenen Märtirer seiner Güte und Schwäche, und Unzufriedenheit mit dem neuen härtern Regimente. Lothar's und Wala's Parthei ist ja noch nicht ausgerottet, sie ist nur niedergedrükt und auf einen Augenblik zum Schweigen gebracht — sie wird im Geheim fortwürken und bei erster Gelegenheit ihr Haupt wieder mächtig emporheben. Und das Aergste von Allem — es ist ja noch nicht entschieden und ausgeglichen; wie und womit Karl, der Liebling Ludwigs, abgefunden, was ihm zum Erbtheil ausgesezt, und wie es ihm nach der Zeit gesichert werden soll? Wie leicht und wie bald kann es sich also nicht fügen, daß die alte Zwietracht wieder aufgeregt, der Adel und das Volk wieder umgestimmt, Wala's Parthei wieder ans Ruder gebracht wird — o wie leicht und wie bald kann nicht der schwache gute Kaiser auf diese

oder auf jene Weise wieder in die unseligsten Händel verwickelt werden!

Der Unglükliche! er verwickelt sich selbst wieder in die unangenehmsten und weitschichtigsten Streitigkeiten, er giebt selbst wieder die erste Veranlassung zum Ausbruch des Familienkrieges. Von seiner Gemahlin und von seinem eigenen Herzen gleich stark gedrängt, nimmt er mit Einwilligung seiner beiden Söhne, Ludwigs und Pipins, eine neue Theilung des Reichs vor, bestimmt seinem geliebten Karl den größten Theil der Niederlande von den Grenzen Sachsens an bis nach Paris, erklärt ihn zum König von Neustrien und sezt ihm selbst die Krone aufs Haupt. Aber aufgewiegelt von bösen Rathgebern und gereizt von persönlicher Mißgunst und Eifersucht, nehmen die Söhne ihr gegebenes Wort unter irgend einem nichtigen Vorwande gar bald wieder zurük und bestürmen den mit sich selbst uneinigen Vater mit Drohungen. Er wünscht diese neuen Irrungen gütlich beizulegen, und läßt sich mit ihnen abermals in Unterhandlungen ein; Pipin stirbt darüber hinweg — und Ludwig von Baiern ist zu keinem gütlichen Vergleich zu bewegen; er hat sich mit seinem Bruder Lothar schon zu Gewaltthaten gegen den Vater verbunden. Der übel berathne Kaiser sucht diese Verbindung zu trennen, und seinen Erstgebohrnen ganz auf seine Seite zu bringen; er theilet abermals — und abermals unglüklich, und abermals zum Nachtheil dessen, der ihn doch aus den Hän-

den seines grausamen Sohnes befreiet und auf den Thron wieder erhoben hat. Diese allerdings nicht zu entschuldigende Ungerechtigkeit empört den zurükgesezten Sohn so sehr, daß er zum Schwert greift, um sich mit Gewalt in den Besiz derjenigen Provinzen zu setzen, auf welche er Ansprüche machen zu dürfen glaubt. Der Vater züchtiget ihn zwar so nachdrüklich, daß er um Gnade bitten und, Baiern nicht zu verlassen, eidlich angeloben muß, greift aber sogleich wieder zu den Waffen, als die Aquitanier wider den Kaiser in Aufruhr ausbrechen, weil er die Nachkommen seines Sohnes Pipin's bei der neuen Theilung widerrechtlich übergangen hat. Und nun sieht sich der alte Vater noch Einmal genöthigt, wider den Sohn das Schwert zu ziehen — aber izt zum lezten Mal — der Tod macht dieser unnatürlichen abscheulichen Fehde ein plözliches Ende! Kaiser Ludwig der Fromme, Gute und Einfältige erliegt unter der Last seiner Sorgen und seines Kummers — er wünscht seinen Sohn Ludwig noch einmal zu sehen, um ihm sagen zu können, was Kindes-Pflicht sey; um ihm sagen zu könen, daß er sein graues Haupt vor der Zeit unter die Erde gebracht, daß er ihm aber alle Beleidigungen von ganzem Herzen verziehen habe — er stirbt auf der Ingelheimer Aue bei Mainz unter einem ofnen Gezelt im sechs und sechzigsten Jahre seines mühevollen freudenlosen Lebens.

O, daß doch alle Väter und alle Fürsten-Väter von deinem laut warnenden Beispiele belehrt werden mögten, wie sie sich gegen ihre Kinder — nicht betragen sollen!

## Ludwig der Deutsche.

Er hat also ein ganzes Jahrzehend hindurch vergebens gearbeitet, gekämpft und gerungen, der unglückliche Ludwig, um brüderliche Eintracht unter seinen Söhnen zu bewürken und sie zur Zufriedenheit mit seinen, wegen der Theilung des Reichs wiederholt getroffnen Anordnungen zu vermögen! Es ist ihm nichts gelungen — er hat auch nicht eine seiner gutgemeinten Absichten erreicht — er hat im Widerstruche mit sich selbst und im Kampfe mit dem Besten unter seinen Söhnen die Welt und das Reich in der größten Zerrüttung verlassen. Wär' es ihm aber gelungen, seine Söhne zur willigen Annehmung seiner Theilungs-Entwürfe zu bewegen: so hätt' er sich wohl mit angenehmen Hoffnungen täuschen und die Welt und seine Lieben mit dem süßen Wahne „das Reich durch die Weisheit seinen Anordnungen wohl berathen zu haben,“ ruhig und heiter gesegnen mögen; aber für die beabsichtigte brüder-

liche

liche Einigkeit und für die Ruhe und den Frieden des Reichs wäre wahrlich! kein reiner bleibender Gewinn daraus erwachsen. Denn siehe: kaum hat der arme Dulder sein kummerschweres Auge im Tode geschlossen: so sucht der Adel und die Geistlichkeit, so suchen alle größere und kleinere Gewalthaber Vortheil zu ziehen aus der allgemeinen Verwirrung — so sucht der unersättlich-ehrgeizige Lothar vornehmlich auf Kosten seiner Brüder sich zu bereichern, alle Provinzen der fränkischen Monarchie wieder unter seinem Zepter zu vereinigen und, nach dem Beispiele seines erlauchten Großvaters, mit der Kaiserwürde die Oberherrschaft über die ganze christliche Welt an sich zu reissen. Zur Ausführung dieser kühnen herrschsüchtigen Entwürfe benuzt er den gegenwärtigen allerdings sehr günstigen Zeitpunkt, da sich Ludwig der Baier von den Wunden, die ihm von dem Vater geschlagen worden sind, noch nicht ganz wieder erholt, da sein Halbbruder Karl mit Pipin's Söhnen in Aquitanien zu kämpfen, und er ihn überdies noch durch falsche Freundschafts-Versicherungen sorglos zu machen, und dabey auch die Angesehensten und Mächtigsten unter den deutschen Bischöffen und Herren auf seine Seite zu bringen gewußt hat — und überzeugt in seinem stolzen Sinne, daß es ihm diesmal gar nicht fehlen könne, daß ihm Alles nach Wunsch gelingen müsse, bricht er mit Heeresmacht in Teutschland ein, sezt bey Worms über den Rhein,

strom, dringt bis Frankfurt vor, eilt jedoch, ohne sich mit seinem Bruder Ludwig, der ihn mit dem Kern der ostfränkischen und sächsischen Krieger hier erwartet, in ein Treffen einzulassen, sogleich wieder zurük, überfällt seinen Halbbruder Karl, dessen Vasallen er durch Bestechungen schon gewonnen hat, und zwingt ihm einen schimpflichen Vergleich und mittelst desselben den ansehnlichsten Theil von Frankreich ab. Dann kehrt er seine Waffen wider gegen Ludwig und schlägt ihn, und dann wieder gegen Karl und schlägt ihn — und so sucht er seine beiden Brüder Einen und den Andern zu entkräften und zu ihrem gebietenden Oberherrn sich zu erheben. Und gelingen mußt' es ihm, das große Werk der Ungerechtigkeit, des Ehrgeizes und der Herrschsucht, wenn nicht immittelst seine Brüder ihren alten Groll und Hader unterdrükt, und sich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu wechselseitiger brüderlicher Hülfsleistung vereiniget hätten. Ludwig bricht von der einen, Karl von der andern Seite in Frankreich ein; sie schlagen zu Boden, wer sich ihrem Vordringen entgegen wirft; sie vereinigen sich mit ihren zahlreichen Heeren im Angesichte Lothar's; sie sind jezt die Stärkern und könnten seine geringere Kriegsmacht vernichten — und dennoch bieten sie ihm großmüthig die Hände zur Sühne und zum Frieden, und erklären sogar, daß sie sich einer neuen, von den versammelten Ständen vorzunehmenden Theilung

unterwerfen wollen. Aber Lothar will die Monarchie nicht getheilt haben, er will sie allein und ungetheilt besitzen; in dieser Rüksicht verwirft er den Antrag seiner edlern Brüder, schließt lediglich einen Waffenstillstand auf drei Tage mit ihnen, zieht immittelst die von Aquitanien her erwarteten Hülfsvölker an sich, und läßt dann das Schwert entscheiden. Das Schwert würget fürchterlich, aber es entscheidet nicht. Vierzigtausend Krieger fallen von Seiten Lothar's in der Schlacht bei Fontenai, Ludwig und Karl behaupten das Schlachtfeld, Lothar entrinnt dem Verderben nur mit der schnellsten Flucht — aber die Sieger verfolgen ihren Vortheil nicht, und fragen, statt dem Fliehenden nachzusetzen, die Bischöffe in frommer Einfalt: ob es ihnen auch erlaubt gewesen sey, wider ihren Bruder zu fechten? und fasten und beten dann drei Tage für die Seelen der Erschlagnen und halten die gewonnene Schlacht für ein geendetes Gottesgericht, und ziehen sich von diesem frommen Wahne bethört, mit ihren Heerschaaren Jeder in sein Land zurük.

Vergebens ist also auch diesmal das Blut so vieler Tausende vergossen worden, weil man den Geschlagnen Zeit gelassen hat, neue Kräfte zu sammeln. Lothar ist auf diese Weise zwar geschwächt, aber nicht überwunden worden; er gibt seine stolzen auf die Alleinherrschaft über die ganze Monarchie berechneten Entwürfe nicht auf; er will auch unter den vortheilhaftesten Bedingungen

von keinen Friedens-Vorschlägen hören; er läßt die in dieser Absicht von seinen Brüdern an ihn abgeschickten Friedens-Boten mit Verachtung abweisen, und dringt nicht lange darauf mit seinen aus allerlei Völkern angeworbenen Kriegsschaaren abermals in Teutschland ein. Ludwig und Karl kommen immittelst zur Erneuerung ihres Schuz- und Truz-Bündnisses in Strasburg zusammen und geloben in Gegenwart ihrer in Schlachtordnung gestellten Heere und Angesichts des ganzen versammelten Volkes mit den Eidschwüren, dieser in neufränkischer, jener in teutscher Sprache, daß sie einander gegen den gemeinschaftlichen Feind aus allen Kräften beistehen und auf keinem Fall einen einseitigen Frieden mit ihm schließen wollen. Nach dieser feierlichen Handlung trennen sich die Verbündeten und rücken dem unversöhnlichen Bruder in verschiedenen starken Haufen entgegen. Das Glük begünstiget den Fortgang ihrer gerechten Waffen; sie schlugen die Fehdegenossen Lothar's, wo sie ihnen aufstoßen; sie entreißen ihm alle gemachten Eroberungen wieder; sie ziehen die Sachsen, die sich, von seinen glänzenden Verheißungen verführt, zu ihm geschlagen hatten, wieder auf ihre Seite; sie drängen ihn über den Rhein und bis Achen zurük. Lothar bemächtiget sich aller aufbewahrten königlichen Kleinodien und Schäze samt den Kostbarkeiten der Kirchen und flüchtet damit nach Frankreich. Achen öffnet den vereinigten siegreichen Brüdern die Thore; sie ziehen im Triumpf in

die Stadt, versammeln hierauf die anwesenden Bischöffe und Aebte und geben denselben als Gottes Unterrichtern im Gefühl ihrer Ueberlegenheit den Auftrag: das Betragen ihres ältern Bruders nach Vorschrift der vorhandenen göttlichen und menschlichen Gesetze zu prüfen und dann zu entscheiden: ob nicht Lothar des Reichs für verlustig geachtet zu werden verdiene? Die versammelten Prälaten erklären hierauf einmüthig: daß Lothar theils wegen des vielen von ihm schon angerichteten Unheils, theils wegen seiner Unfähigkeit zu regieren, und theils auch wegen seiner ergriffenen Flucht, des Reichs für verlustig zu achten, und solches seinen Brüdern von Rechtswegen zuzusprechen sey — lassen hierauf das Volk zusammenkommen, belegen den verworfnen Lothar unter schauderhaften Zeremonien mit dem Bannfluch, entbinden seine Unterthanen von dem ihm geleisteten Eide der Treue und fragen sodann seine jüngern Brüder: ob sie das Regiment nach Art und Weise ihres ältern von Gott verworfnen und verfluchten Bruders, oder nach dem Willen Gottes zu führen gesonnen sind? Ludwig und Karl geloben das Letztere, und dann beschließen die geistlichen Herren mit folgenden, für die fürstliche Gewalt so äußerst nachtheiligen Worten: So ermahnen und befehlen wir euch aus göttlichem Ansehen, das Reich anzunehmen und nach Gottes Willen zu regieren.

Daß er so sehr geschwächt werden, daß er auf einmal so tief sinken, daß man ihn sogar des Reichs entsetzen und mit dem Bannfluch — das Schreklichste, was einem christlichen Fürsten dieser Zeit treffen kann — belegen würde: dies hatte sich der stolze, der ehrgeizige und herrschsüchtige Lathar nicht eingebildet. O es ist hohe Zeit einzulenken und eine sanftere, geschmeidigere, friedlichere Sprache zu führen, wenn er nicht alles zu verlieren wagen will. Er bietet seinen Brüdern izt selbst die Hand zur Sühne und zum Frieden — er, der ihre Ehrenbotschaft vor kurzer Zeit, sein Angesicht zu sehen, nicht einmal würdigte — und die leichtversöhnlichen Edlen kommen ihm auf halbem Weg entgegen, entschlagen sich aller von den Prälaten ihnen feierlich zugesprochenen Rechte, erbieten sich sogar, dem Beleidiger gewisse Vorzüge zuzugestehen und beginnen das Friedens-Geschäft mit Freuden. Auf einer Insel in der Saone kommen die drei Brüder das erstemal wieder in Freundschaft zusammen und vereinigen sich daselbst, die neue Theilung des Reichs binnen wenigen Monden mit Beirathung und Zustimmung der gesammten Stände zu Mez vorzunehmen. Es werden inmittelst mehrere zur Einleitung in dieses hochwichtige Geschäft nothwendige Unterhandlungen gepflogen, und fast will es das Ansehen gewinnen, als ob sich das große Versöhnungs- und Befriedigungs-Werk, wegen des schwankenden, zweideutigen und unzuverläßigen Lothar's wieder zerschlagen dürfte; denn

seine Bevollmächtigten haben der Beendigung desselben immer große Hindernisse in den Weg zu legen und die persönliche Zusammenkunft der drei Brüder zu erschweren gewußt. Im August des Jahres 843 kommen endlich doch noch die Brüder in Verdün persönlich zusammen und theilen die Monarchie Karl's des Großen mit Zustimmung der gesammteu Stände unter sich und auf ewige Zeiten also und dergestalt:

Daß Lothar, nebst der Kaiserwürde, Italien und die zwischen Teutschland und dem eigentlichen Frankreich gelegnen Länder,

Karl den gegen Westen gelegenen Theil der fränkischen Monarchie, oder das eigentliche Frankreich nebst Katalonien, und

Ludwig Teutschland bis en den Rhein, nebst den jenseits des Rheins gelegenen Städten Speier, Worms und Mainz erhält.

Und von nun an ist Teutschland ein eignes selbstständiges Reich, Ludwig allgemein anerkannter Beherrscher der Ostfranken, Alemannen, Baiern, Sachsen, Thüringer und Friesen.

---

Durch die gewaltsamen Erschütterungen, welche die fränkische Monarchie von Karls des Großen Tode an bis auf den gegenwärtigen, höchst merkwürdigen, das Schiksal von drei großen Rei-

chen entscheidenden Zeitpunkt erlitten hat, sind alle wohlthätigen Entwürfe dieses originellen Herrscher-Genies vereitelt, alle zur Organisirung seiner weitläuftigen Staaten, zur Erziehung und Bildung seiner vielen größtentheils noch ganz rohen Völker getroffnen Anstalten vernichtet, ist das ganze prächtige Gebäude seiner Gesezgebung zerstöhret und zertrümmert worden — und Teutschland ist in den Zustand der tiefsten Barbarei zurükgesunken; wilde Krieger und habsüchtige Priester haben seines Wohlstandes zarte Pflanzen ausgesogen, oder zertreten; finstrer Aberglaube und tirannische Willkühr haben den freien teutschen Mann in schimpfliche Fesseln geschlagen, und die unbändige Fehdesucht hat unser Vaterland in eine große fürchterliche Brandstätte verwandelt. O darum sey uns gesegnet, Tag der Brüder-Versöhnung und der Verdüner Friedens-Stiftung! — du hast dem schreklichen Bruder-Kriege, den gegenseitig beschwornen Verträgen nach, auf immer ein Ende gemacht, und unsers Vaterlandes und aller seiner Stände gänzliche Befriedigung, und den ruhigen ungestöhrten Genuß unsrer Arbeits-Früchte uns feierlich verheissen — darum sey uns willkommen, Ludwig! — von nun an einziger Beherrscher unsers von nun an wieder freien und selbstständigen Vaterlandes! sey uns mit Jauchzen willkommen in unsrer Mitte, König! Friedensbringer! Mann mit großen Herrscher-Talenten begabt und mit dem besten Willen, dein und un-

ser Vaterland gerecht und gut zu regieren, versehen! Du wirst deine Würde behaupten, du wirst das Elend des Krieges von uns entfernt halten, du wirst uns wieder frei und glüklich machen — du wirst unsere Hofnung nicht täuschen!

Nein; er wird sie wahrlich nicht täuschen, eure gerechten Hofnungen, edle teutsche Männer! wenn nicht sein Schiksal, oder vielmehr: wenn nicht die Lage der Dinge, wenn nicht die äußerste Nothwendigkeit ihn zwingt, der Erhaltung, Selbstständigkeit und Würde des neuen Reichs den von euch ersehnten Frieden, und mit diesem eure Ruhe und den ungestöhrten Genuß eurer Arbeiten aufzuofern.

Aber leider! tritt dieser traurige Fall nur gar zu bald ein. Die fast in allen Provinzen Teutschlands ausgebreiteten und während der stürmischen Regierung Ludwig's des Frommen überaus mächtig gewordenen wilden Slaven empören sich und suchen die ältern Landeseinwohner aus ihren väterlichen Sitzen entweder zu verdrängen, oder sich zu Oberherrn derselben zu machen. Die Obotriten, Sorben, Böhmen und Mähren, allesammt slavische Völker, beunruhigen das Reich von allen Seiten und kämpfen unablässiig, der teutschen Botmässigkeit sich zu entreißen. Unter der Anführung des kühnen und tapfern Swatoxluks, Herzogs der mährischen Slaven, wurden die Baiern in mehrern blutigen Schlachten überwunden, werden die Thüringer von diesem wilden Krieger mehrere Male so

hart gezüchtiget, daß sie es kaum noch wagen, ihm die Stirn zu bieten. Nur mit großer Anstrengung aller seiner gewaltigen Kräfte, nur nach vielen schreklichen Kämpfen gelinget es endlich dem teutschen Helden, den furchtbaren Slaven zu demüthigen, und ihn dem teutschen Reiche wieder zinsbar zu machen.

Nicht minder gefährlich für Teutschlands Ruhe und furchtbarer, als alle slavischen Völker sind die Normänner, die Bewohner des an Teutschland angrenzenden Jütlands und der dänischen Inseln — ein rohes, kühnes, seeräuberisches, an Muth und Tapferkeit sogar den Sachsen und Friesen weit überlegenes Volk. Unter der Anführung ihres Königs Erichs, wagen es diese nordischen Räuber im Jahr 845 mit sechshundert kleinen Schiffen in die Elbe einzulaufen und auf Dithmarsen zu landen. Die Sachsen rücken ihnen entgegen und schlagen sie im Lüneburgischen aufs Haupt. Aber weit entfernt den Muth zu verlieren, werden sie durch jede erlittene Niederlage nur noch beherzter und tollkühner; sie sammlen ihre zersprengten Haufen in Eil wieder zusammen, greifen die Sachsen und Friesen mit unwiderstehlicher Wuth an, schlagen sie zweimal in die Flucht, und bahnen sich mit Feuer und Schwert den Weg nach Hamburg, wo sie ohne den mindesten Widerstand drei Tage lang plündern und dann die Stadt in Brand stecken. Ludwig beruft sogleich nach erhaltener Nachricht davon die sächsischen Landstände nach Pa-

derbörn und dringt auf schleunige Ergreifung nachdrüklicher Vertheidigungsmittel; aber die Bischöffe verschwenden die Zeit mit unnützen Streitigkeiten und die Versammlung zerschlägt sich wieder, ohn sich zu einer ernstlichen Entschliessung vereiniget zu haben. Immittelst fallen die Normänner in Friesland ein, rauben, morden und brennen und machen das ganze Land zur schreklichsten Wüste. Nach einem fast ununterbrochnen dreißigjährigen Kriege mit diesen furchtbaren Nachbarn glükt es endlich den teutscheg Waffen, den Schauplaz der entsezlichsten Fehde von ihren Grenzen zu entfernen — und ermüdet von dem tapfern Widerstande der teutschen Standhafrigkeit, wenden sich die Normänner nach Lotbringen und Frankreich, wo sich ihrer Raubsucht unter Karl's schwacher Regierung ungleich reichere und leichter zu erkämpfende Beute darbietet.

Außer diesen Kriegen wird Ludwig auch noch mit seinem eigenen Halbbruder, Karl, der von beiden Brüdern wiederholt erneuerten und beschwornen Friedens- und Freundschafts-Versicherungen ohngeachtet, in gefährliche Händel verwickelt, als die Aquitanier, der schwachen Regierung ihres Königs überdrüßig, den Beherrscher der Teutschen durch ihre angesehnsten Bischöffe auf den Thron rufen und dieser zur Annehmung desselben sich nicht abgeneigt finden läßt. Doch gelinget es Karl'n noch durch gütliche Unterhandlungen mit seinem Bruder und

mit den aquitanischen Ständen, diese zu besänftigen, jenen zur Ausschlagung der angebotenen Krone zu vermögen. Als er aber nach dem Tode seines Brudersssohns Lothar's das ganze von diesem besessene lotharingische Reich, der mit seinem freundschäftlichen Bruder diesfalls geschlossenen Verträge zuwider, mit Gewalt an sich reißt, alle von Seiten Ludwig's ihm dagegen gemachten gütlichen Vorstellungen und Vorschläge trotzig verwirft und von der Erbtheilung ihn gänzlich ausschließt, und sich zu Mez als König von Lotharingen krönen läßt: so greift der dadurch allerdings schwer beleidigte Ludwig zu den Waffen, und droht dem Ungerechten von Frankfurt aus, mit dem Schwert in der Hand sich Recht zu verschaffen. Der feige, in der fränkischen Geschichte mit dem Spottnamen der Kahle bezeichnete Karl, mag es auf diese derbe Entscheidung doch nicht wagen und sucht die Freundschaft seines erzürnten Bruders dadurch wieder zu gewinnen, daß er ihm die Städte Kölln, Trier, Utrecht, Strasburg und Basel, nebst den dazu behörigen Bezirken, wie auch die Städte Mez und Achen, nebst dem ganzen zwischen dem Rhein und der Maas gelegenen Landesstriche auf ewige Zeiten abtritt. Siehe da den Grund zur nachherigen Vereinigung des ganzen Lotharingens mit Teutschland!

Endlich wird Ludwig auch noch von seinen eignen Söhnen wegen der ihnen zugetheilten Provinzen und der dießfalls unter ihnen erregten

Eifersucht hart bedrängt und beunruhiget, wie er selbst aus der nemlichen Ursache seinen Vater, bald allein, bald in Gemeinschaft mit seinen Brüdern, bedrängt und beunruhiget hat — und Teutschland hat es lediglich seiner Nachgiebigkeit und der Weisheit seines treuen Rathgebers Luiberts, Erzbischofs von Mainz, zu verdanken, daß es diesmal der schreklichen Wahl: ob es für den Vater wider seine Söhne, oder für die Söhne wider den Vater Parthei nehmen soll? glüklich überhoben wird. Die Unzufriedenheit der Söhne mit ihm und unter einander vermag er zwar nie ganz zu tilgen; sie dauert bis an das Ende seines Lebens fast ununterbrochen fort; sie verleitet sie oft sogar zu den gefährlichsten Verbindungen mit slavischen Fürsten, den nächsten und furchtbarsten Feinden der Teutschen — es bleibt ihm aber bei all seinem Kummer darüber doch immer noch der beruhigende Trost, daß in dieser argen empörenden Familien-Fehde von beiden Seiten kein Blutstropfen vergossen worden ist.

Ludwig, der Beste, Tapferste und Regierungs-fähigste unter den Nachkommen des großen Karls, gesegnet die Welt im Jahr 876, nachdem er Teutschland, nach dessen Trennung von Frankreich und Italien, über ein Menschenalter mit Würde beherrscht hat.

## Ludwigs des Teutschen Söhne.

# Karlmann, Ludwig, Karl.

Sogleich nach Ludwigs Tode vereinigen sich seine bis izt unter einander uneinig gewesenen Söhne zu einer neuen Theilung des Reichs, vermöge welcher Karlmann Baiern, Pannonien, Kärnthen, Mähren, Böhmen, nebst den übrigen slavischen Ländern — Ludwig Franken, Thüringen, Sachsen, Friesland und den östlichen Theil des lotharingischen Reichs und alle oberhalb des Mainstroms bis an die Alpen gelegenen Gegenden, oder Schwaben und die Schweiz erhält.

Karl der Kahle von Frankreich hat sich die Kaiserwürde vom Pabst und dem römischen Senate mit schwerem Golde erkauft; Karlmann von seinem falschen Oheim durch große Versprechungen überlistet, sucht ihn dieselbe wieder zu entreißen, und nähert sich gerade in dem für seine Absichten sehr günstigen Zeitpunkte, da die Sarazenen den heiligen Vater und die Residenz der Hierarchie hart bedrängen, mit einem Heere von Schwaben und Slaven Italiens Grenzen. Der Pabst sendet eine Gesandtschaft über die andere an Karl und läßt ihn mit Ermahnungen, Bitten

und Drohungen bestürmen, daß er doch kommen, daß er der bedrängten Christenheit doch schleunigst zu Hülfe eilen, daß er, wäre er auch selbst in Gefahr seine eigenen Länder zu verlieren, doch bedenken solle und müsse, wie die Noth der römischen Kirche allen andern Angelegenheiten vorgehe, sintemal seine persönliche Wohlfahrt und das Heil der ganzen Christenheit lediglich von der Erhaltung dieser guten Mutter abhänge. Nach langem Zaudern entschließt sich Karl zur Reise nach Italien, kommt mit dem römischen Oberhirten in Vercelli zusammen, geht mit ihm nach Pavia, hört daselbst von der Annäherung der Teutschen, eilt, von dieser Schreckensbothschaft erschüttert, nach Frankreich zurük, und wird aller seiner peinlichen Verlegenheiten, auf der Reise noch, durch einen plözlichen Tod zur glüklichen Stunde entrissen. Nun rükt Karlmann bis Pavia vor; die Stände erklären sich für ihn und huldigen ihm als König der Lombardei; der römische Bischof tritt mit ihm wegen dessen, was er dem heiligen Peter vor Empfangung der Kaiserkrone eidlich angeloben soll, in Unterhandlungen — aber Karlmann stirbt im Jahre 880 ohne die Beendigung derselben zu erleben.

Ludwig und Karl, der Dicke genannt, theilen sich in die von Karlmann beherrschten Länder. Ludwig weis es mit Glimpf und großen Verheißungen dahin zu bringen, daß ihn die Stände von Baiern zum König wählen und Karlmanns natürlichen Sohn

Arnulf von der Erbfolge ausschließen, den er jedoch zu einiger Entschädigung mit der Markgrafschaft Kärnthen befriediget; die kaiserliche Würde nebst dem Königreiche Italien überläßt er seinem jüngern Bruder. Natürlich, daß der römische Bischof seinen angemaaßten oder vermeintlichen Rechten auf die Verleihung der Kaiserkrone auch diesmal Nichts zu vergeben, daß er sie vielmehr auf alle mögliche Weise zu erweitern gedenkt! Er will sich zwar nicht abgeneigt finden lassen, der gute heilige Vater, seinem geliebten Sohne Karl die Krone zu versprechen, wenn er geziemend darum nachsuchen wird; Karl soll sich aber auch nicht unterstehen, einen Fuß über die Grenzen des heilgen Peters zu setzen, bevor er nicht alles gelobt, beschworen und erfüllet hat, was seine Gesandten ihm diesfalls vorlegen, und zu seiner und der römische Kirche Sicherheit von ihm fodern werden. Karl sträubt sich zwar lange genug gegen diese Anmaaßungen, muß aber der Standhaftigkeit des Oberbischofs am Ende doch noch nachgeben, und sich zu Allem verstehen, was man von ihm fodert, um nur das erbetene theure Kleinod aus seinen geweihten Händen zu empfangen.

Immittelst ist auch der König der Teutschen, Ludwig der Dritte, im Jahr 882 ohne Erben gestorben und Karl verläßt sogleich Italien, um die Länder seines Bruders in Besitz zu nehmen. Er findet nicht den mindesten Widerstand; er wird auf einer Reichs-Versammlung zu Worms

zum

zum König von Teutschland erklärt, es wird auf dem nehmlichen Reichstage ein allgemeines Aufgebot zum Kriege wider die bis Kölln und Trier und sogar bis Mez vorgedrungenen Normänner beschlossen. Die teutsche Heereskraft versammelt sich zur bestimmten Zeit bei Andernach. Karl theilt sie in drei Heere: Arnulf führt die Baiern; Graf Heinrich, ein tapferer Thüringer, die Franken; an die Spitze des dritten Heeres stellt sich der Monarch selbst. Des Sieges und der Befreiung des Reichs von seinen gefährlichsten Feinden gewis, rükten die Teutschen von drei verschiedenen Seiten herzhaft gegen die furchtbaren Normänner an, drängen sie hinter ihre Verschanzungen bei Haslach zurük, belagern sie daselbst an zwölf Tage, schneiden ihnen alle Zufuhr, alle Wege zur Flucht und Rettung gänzlich ab. Der Augenblik der Entscheidung ist nahe; die Barbaren haben nur noch zwischen zwei gleich schreklichen Uebeln zu wählen: sie müssen entweder den Tod der Verzweifelung sterben, oder auf Gnad' und Barmherzigkeit sich zu Gefangenen ergeben — und der elende Schwachkopf Karl bewilliget ihnen nicht nur einen rühmlichen Frieden, sondern erkauft ihn sogar aufs schimpflichste von ihnen mit ungeheuren Geldsummen. Warum? — weil der König dieser Barbaren sich taufen lassen will! Das kaiserliche Heer gehet unwillig und zürnend über das schändliche Betragen ihres Monarchen auseinander — aber der dicke Karl achtet

dessen nicht, sondern führt den König der Normänner mit glänzendem Gepränge nach Koblenz zur Taufe, vertritt selbst Pathenstelle bei ihm und bindet dem Täufling, statt des Pathenpfennigs, ein Stück von Friesland ein — und die Barbaren setzen ihre verwüstenden Streifereien nach wie vor ununterbrochen fort, dringen bis in das Herz von Frankreich ein, bedecken die Seine mit ihren Schiffen und wagen es sogar, Paris zu belagern.

So schwach, unwürdig und verächtlich sich auch Karl izt benommen, so sehr er sich auch durch den mit den Normännern unter den schimpflichsten Bedingungen geschloßnen Frieden mit Schande überhäuft hat, da es ihm weder an Gelegenheit, noch an Mitteln fehlte, das teutsche Reich vor den Einfällen dieser Barbaren, wenn auch nicht für immer, doch auf viele Jahre hinaus, sicher zu stellen: so wirft ihm dennoch das blinde Glück abermals eine Krone zu — ihm, dessen schwaches Haupt kaum eine Blechhaube zu tragen vermag. Die von den Normännern hart bedrängten Franzosen fassen endlich, da ihr Regenten-Stamm bis auf einen ganz jungen Sprößling, bis auf ein schwaches einfältiges Kind abgestorben ist, den einmüthigen Entschluß, dem Beherrscher von Teutschland und Italien ihre Krone anzutragen, weil sie sich von diesem mächtigen Monarchen den besten Schutz gegen jene immer mächtiger und furchtbarer werdenden Barbaren versprechen. Karl nimmt die dargebotene

Krone an und empfängt von den zu Gondreville versammelten Ständen den Eid der Treue. Und so gelanget dieser an körperlichem Umfange zwar dicke, aber außerdem an Leib und Seele schwache und elende Mensch, zur Herrschaft über die ganze fränkische Monarchie.

Aber bald verschwindet diese von drei Kronen zurückstrahlende Herrlichkeit wieder, bald löset sich der Glanz der Majestät, der Karl's Haupt umschimmert, in leeren Dunst auf, und der arme Mann fällt um so tiefer, als er ohne Verdienst und Würdigkeit erhöhet worden ist.

Die Normänner belagern noch immer Paris, und die Einwohner vertheidigen sich unter Anführung ihres Bischofs Gozlin und des Grafen Odo mit einer fast beispiellosen Tapferkeit. Da aber der wüthige Feind, ihres heldenmüthigen Widerstandes, ihrer heftigen Ausfälle ohngeachtet, von der Belagerung nicht abzubringen und die Bürgerschaft von Krankheiten, Hunger und Ermattung fast ganz schon aufgerieben ist: so wird die traurige Lage der Stadt und des ganzen Reichs immer schreklicher, so werden die Bitten der Stände an ihren neuen König um Hülfe und Rettung immer dringender und stürmischer — und Karl entschließt sich endlich, nach langem Zaudern, den Bitten seiner bedrängten Unterthanen zu willfahren — die wackern Teutschen leisten ihm mit Freuden die Heeresfolge. Er sezt sich selbst an die Spitze seiner tapfern Krieger, und eilt mit ihnen

gen Paris — aber nicht um die Normänner zu schlagen, sondern abermals einen schimpflichen Frieden von ihnen zu erkaufen. Der elende Beherrscher der mächtigsten Monarchie bedinget den Barbaren siebenhundert Pfund Silber Kriegskosten-Entschädigung, freie Schiffahrt auf der Seine und ungehinderte Niederlassung in Burgund.

Dieser abscheuliche Friedens-Vertrag empört alle unter dem Zepter des fränkischen Monarchen vereinigte Nazionen. Man sucht jedoch die Schuld mehr auf Karl's Vertrauten und ersten Minister, den Bischof Liutward von Vercelli, als auf ihn selbst zu bringen — man klagt diesen Mann eines verrätherischen Einverständnissen mit den Barbaren an; man wirft ihm vor, daß er die edelsten Töchter der Teutschen und Italiener mit Gewalt habe entführen lassen, um sie seinen Verwandten zur Ehe zu geben; man bezüchtiget ihn sogar eines unerlaubten Umganges mit der Kaiserin. Der schwache Karl entfernt seinen Günstling sogleich vom Hofe und trägt die seiner Gemahlin gemachte Beschuldigung — trägt seine eigene Schande dem Volke öffentlich zur Entscheidung vor. Die Unglückliche erbietet sich ihre Unschuld durch die Feuerprobe oder den Zweikampf darzuthun, muß aber dennoch in das von ihr gestiftete Kloster Andlau wandern und den Schleier mit dem Purpur vertauschen.

Aber der verstoßne Günstling brütet Rache, und bietet alles auf, um die Stände noch mehr

wider den elenden Monarchen zu empören und ihn zu stürzen — der tapfere Arnulf von Kärnthen, Karlmanns natürlicher Sohn, dient ihm zum Werkzeug seiner Rache. Auf einer im November des Jahrs 887 zu Tribur gehaltenen allgemeinen Versammlung der Stände wird Karl's Schiksal entschieden — er wird, seines Blödsinns und seiner Regierungs-Unfähigkeit halber, durch einen einstimmigen Schluß aller Anwesenden förmlich und feierlich des Reichs entsezt, und Arnulf steigt über den Nacken des Gestürzten hinweg auf den teutschen Königs-Thron. Karl unterwirft sich seinem Verhängniß mit stiller Mitleiden-erregender Ergebung, und bittet nur um seinen täglichen Unterhalt und um eine anständige Versorgung seines natürlichen Sohnes Bernard's — aber auch diese einzige gerechte Bitte wird ihm abgeschlagen. Er beschließt den Ueberrest seines traurigen Lebens wenige Wochen nach dieser schreklichen Katestrofe als ein armer Pfründner des Erzbischofs von Mainz und wird von Vielen betrauert.

Karl war ein sehr schwacher, aber wahrlich! kein böser Mensch — sollt' er nicht darum schon in seinem Elend und in seinem, vielleicht selbst von ihm herbeigerufnen Tode, noch eine Thränen des Mitleidens verdienen?

---

Die mit Karls Absetzung verbundene gänzliche Trennung Teutschlands von Frankreich be-

schließt die zweite Periode der teutschen Geschichte. Wir müssen jedoch am Ziele der bis izt durcheilten Laufbahn noch einen Augenblik stehen bleiben, um die während eines Zeitraums von vierhundert Jahren in der politischen und kirchlichen Verfassung, in der Kultur und in dem Karakter der Teutschen geschehenen wichtigen Veränderungen, mit leichten Strichen wenigstens zu bemerken.

Die Namen der alten teutschen Völkerschaften sind, einige wenige ausgenommen, verschwunden, und neuere sind an ihre Stelle getreten. Wir hören von keinen Cheruskern, Chatten, Markomannen, Teutonen, Vandalen, Gepiden mehr, und selten nur noch von Alemannen und Obotriten; aus Hessen, Franken, Schwaben, Baiern, Ostländern (Oestereichern), Kärnthnern, Thüringern und Sachsen ist der mächtigste teutsche Staatskörper izt zusammengesezt. Mit jenen alten Benennungen hat sich die Barbarei, aber zugleich auch die edle Einfalt, hat sich die Zügellosigkeit, aber zugleich auch die Freiheit der alten Teutschen verlohren. Das Ansehen und die Macht ihrer Stammhäupter und Fürsten ist gesunken und der Willkühr eines Einzigen — eines glüklichen Eroberers untergeordnet, oder ganz von ihm vernichtet worden.

Die von den fränkischen Eroberern unterjochten teutschen Völker haben zwar ihre Gesetze, ihr Herkommen, ihre ganze Verfassung größtentheils

beibehalten, aber doch auch von den Sitten und Gebräuchen der Franken sehr Vieles angenommen und annehmen müssen, was ihren ursprünglichen Karakter einer Seits verbessert, andrer Seits aber auch verschlechtert, und durch diese Beimischung fremdartiger Theile einen zwar etwas abgeschliffenen und vielseitigern, darum aber nichts weniger als bessern und edlern Karakter hervorgebracht hat.

Das Schwert des Eroberers, der Uebermuth mächtiger Vasallen, die Anmaaßungen der Geistlichkeit, haben die alte teutsche Nazional-Freiheit fast ganz ausgerottet und nur hin und wieder erscheint sie uns noch als ein elendes Schatten-Gebilde. Sonst wählte sich die Nazion den Tapfersten zu ihrem Heerführer; izt muß sie sich den Befehlen eines von dem Monarchen ihr aufgedrungenen, oft ganz fremden Fürsten unterwerfen — sonst entschied die Nazion selbst in ihren wichtigsten Angelegenheiten und sogar der mächtige Karl der Große wagte es nicht, dieses ehrwürdige Volksrecht zu beeinträchtigen; izt entscheidet, verordnet und handelt der Monarch, entweder ganz eigenmächtig, oder doch lediglich nur mit Zuziehung seiner vornehmsten Vasallen— sonst zog der teutsche Mann für seine oder seines Verbündeten Sache nur in den Streit; izt muß die Heeresfolge geleistet werden, sobald der Monarch das Aufgebot dazu ergehen läßt — sonst war jeder Krieg ein Volkskrieg um Freiheit und Eigenthum; izt sind fast alle Kriege lediglich

Fürstenkriege, aus Ehrgeiz und Eroberungssucht unternommen zur Unterdrückung.

Wir bemerken schon izt einen ziemlich scharf gezeichneten Unterschied der Stände — Edle, Freie; Freigelassene, Leute, Knechte; die hohe und niedere Geistlichkeit, Dohmherren, Pfaffen, Mönche, Laienbrüder noch ungerechnet.

Sonst gehörten alle Grundstücke der Nazion, izt gehört das ganze Land dem Könige, vermöge des Eroberungs-Rechts. Was die Edlen davon besitzen, das ist ihnen von König zu Lehen gegeben, sie sind auf diese Weise seine Vasallen, seine ersten und vornehmsten Diener geworden. Wir fanden sie an den glänzenden Aemterreichen Höfen der fränkischen Monarchie als Pfalzgrafen, Hofmeister, Kämmerer, Marschälle, Oberschenker, Truchsesse, Jägermeister, Falkenmeister und unter mehrern Benennungen; in den Provinzen hingegen als Grafen, Markgrafen, Sendgrafen und späterhin auch als Herzoge. Unter der schwachen Regierung der Nachkommen Karls des großen bemächtigen sich diese Edlen der Rechte, welche der ganzen Nazion von dem Eroberer entrissen worden sind, ganz ausschließend und zum Nachtheil des königlichen Ansehens und der Volks-Freiheit; erlangen entweder durch königliche Gnadenbriefe, oder durch Verjährung eine eigne Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen; behaupten nach und nach die Erblichkeit der ursprünglich nur auf Lebenszeit ihnen übertragnen

Würden, und bringen es zulezt sogar dahin, daß, wie ehedem in Sachen des gemeinen Wesens ohne Vorwissen und Beistimmung des gesammten Volks kein gültiger Beschluß gefaßt werden konnte, solches izt ohne Berathung und Beistimmung des Edlen nicht geschehen darf — daß die Könige sogar sich verbindlich machen müssen, die Edlen bei ihren Rechten und Würden nicht nur zu schützen, sondern auch bei allen wichtigen Angelegenheiten der Kirche und des Staats ihres gemeinschaftlichen Raths sich zu bedienen, und sie als wahre Gehülfen und Mitwürker in ihren Reichsgeschäften zu betrachten. Die in Versammlungen der Edlen gefaßten Beschlüsse sind gewissermaaßen als die ersten Reichsgrundgesetze, welche die teutsche Reichsverfassung durch die Reichsstände einschränken, anzusehen — von diesen edlen Männern, von diesen Edelingen ist der nachherige hohe teutsche Adel abzuleiten.

Die Freien, oder die freien Männer, sind entweder freie Eigenthümer freier Güter, oder Lehenleute der Edlen. Die Leztern sind es eigentlich, welche die Waffen tragen und unter den Panieren ihrer Lehenherren in den Streit ziehen, wiewol auch die Erstern nach Maaßgabe ihrer größern und kleinern Güter, oder ihres sonstigen Vermögens, zur Leistung der Heeresfolge verpflichtet sind. Die jungen freien Mannen empfehlen sich den Edlen; um einst Lehen von ihnen zu empfangen, dadurch, daß

sie sich eine zeitlang in das Gefolge derselben begeben, oder ihre Burgen und Vesten als Burgmannen bewachen und vertheidigen. Die meisten leben jedoch vom Sattel und Stegreif, oder zu deutsch: vom Strassenraub. Aus dieser ansehnlichen, auf eine schändliche Art zum Theil sich nährenden Kaste ist der nachherige niedere deutsche Adel entstanden — eine Entstehungsart, auf welche ihre spätern rechtlichern Enkel fürwahr! nicht stolz seyn dürften, mit welcher sie sich wenigstens nicht brüsten werden! auch werden sie sich nicht brüsten mit der alten Ehre des Adels, wenn sie erfahren, daß Ehre, Lehen, und Aemter für ganz gleichbedeutende Wörter gelten, und daß ihre hohen Ahnen ihre Ehre nicht mehr in ihre Freiheit, sondern in ihren Dienst sezten, um nur Aemter und Lehen an sich zu bringen! — Uebrigens können sich die Freien nach dem Tode ihres Herren einen Andern wählen, und sonach vermöge ihrer eigenthümlichen Güter und vermöge ihrer neuen Lehen zweien Herren dienen — eine Vergünstigung, welche, bey der nachherigen Theilung der fränkischen Monarchie zu den größten zur schreklichsten Anarchie hinführenden Verwirrungen Anlaß gegeben hat.

Dem Freien folgt der Freigelassene — ein Mensch, den der Edle oder der Freie größtentheils unter gewissen Dienst-Bedingungen der Leibeigenschaft entläßt, und ihm dadurch

schon den Uebergang in die Kaste der freien Mannen gar sehr erschwert, wo nicht ganz unmöglich gemacht hat. Seinen spätern Enkeln kann dieser große Schritt zwar gelingen; er selbst aber bleibt ein zweideutiges Mittelding zwischen Mann und Knecht und es ist wenigstens kein Freier schuldig, mit ihm vor Gericht zu stehen, oder ihn nur als Zeugen gegen sich anzunehmen, so lange das Andenken an seine sonstige Leibeigenschaft noch nicht ganz erloschen ist.

Leute sind Dienstleute der Edlen und Freien; Arbeiter, Handwerker, Künstler — geringer geachtet, als Freigelaßne, wenn ihnen auch Güter zugetheilt worden sind. Was ihm nach Abentrichtung seiner Gült und Zinsen von diesen Gütern übrig bleibt, das mag er zwar sein Eigenthum nennen — aber er selbst und seine Kinder und Kindes-Kinder sind und bleiben seines Herren Eigenthum.

So ist es auch, aber nur ärger noch mit dem Kolonen, oder Bauer, der zwar ein eigenes Gut besizt, und über sein mühselig Erworbenes und Erarbeitetes, über seine bewegliche Haabe nemlich, Herr und Meister ist — aber als glebae adscriptus auf das besitzende Gut gebannet bleibt, mit demselben verschenkt, verkauft und vertauscht werden kann, nach seiner eigenen Neigung und Gutdünken sich nicht verheirathen und Kinder zeugen darf, und Weib und Kinder, gefreiet und erzeugt mit Genehmigung oder auf Befehl seines Herrn, als Zubehörstücke seines

Gutes, gleich dem gewonnenen Viehstande, ansehen und dem rechtmäßigen nähern Eigenthümer hinterlassen muß.

Und noch ärger ist es mit dem armen leibeignen Knechte, der nicht einmal mit seiner mühselig erworbenen Haabe schalten und walten darf, wie er will und kann, sondern auch zu jeder Stunde des Tages und des Nachts fröhnen muß, wenn der Herr es befiehlt — und von seiner Hufe, von seinem zur Bearbeitung ihm übergebenen Gütchen alles Erzeugte und Gewonnene an den Herrn abliefern muß — und es sich gefallen lassen muß, daß nach seinem Tode sogar der Herr sein Recht über ihn ausübt, daß er ihm oder vielmehr seinen Kindern das Besthaupt, das Beste von seinen Thieren oder Kleidungsstücken von Rechtswegen wegnimmt — ein unmenschliches, abscheuliches, Herz-empörendes sogenanntes Recht, dessen sich die gebildetern Nachkommen der edlen und freien Herren nicht bedienen werden, nicht bedienen können, wenn sie sich nicht mit Schande bedecken, wenn sie sich nicht von der ganzen Nachwelt als Unmenschen brandmarken, wenn sie sich nicht mit dem Fluche ganzer Geschlechter belasten wollen.

Die Diener der fast in allen Provinzen des teutschen Reichs größtentheils mit Gewalt ausgebreiteten römisch-christlichen Religion machen ebenfalls einen eignen sehr zahlreichen und bedeutenden, mit den Ständen der Edlen und

Freien in aller Rüksicht wetteifernden Stand aus. Die hohe und niedere Geistlichkeit hat sich seit Klodwigs des Blutdürstigen Uebertritt zu dieser Religion zu einem Ansehen emporgeschwungen, welches nicht allein allen übrigen Ständen, sondern sogar seinen Nachfolgern selbst ungemein drückend und furchtbar geworden ist. Da sich die Geistlichen im ausschließenden Besitze aller vorhandenen wissenschaftlichen Schätze, welche größtentheils nur auf eine gar geringe Fertigkeit im Lesen und Schreiben sich einschränken, zu erhalten gewußt haben: so sind sie schon darum den Königen und Großen des Reichs ganz unentbehrlich geworden, so haben sie sich schon dadurch einen unbegrenzten Einfluß in die Regierung und Gesezgebung sowol, als in alle Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens erworben — wir finden sie als erste Minister, Kanzlaren, Räthe, Referendare, Notare, und Richter, wir finden sie in allen brieflichen Urkunden, bei allen Verhandlungen, in allen Aemtern; und in den Reichs-Versammlungen sind sie es, welche das Wort fast allein führen, und zugleich auch allein entscheiden. Aber nicht dadurch allein, sondern weit mehr und größtentheils durch ihre unbeschränkte Gewalt über den Verstand und die Herzen der Menschen, ist das Wachsthum ihres Ansehens, und mit diesem in natürlicher Folge zugleich die ungeheuere Vermehrung ihrer liegenden und fahrenden Haabe befördert worden. Was der Geistliche sagt, das gilt dem Unwissen-

den blindglaubigen Laien im Purpur und in Lumpen als Wort von Gott; was Er an heiliger Stätte verkündiget, das ist so wahr, als hätt' es ein Engel vom Himmel herabgeredet! — für wen er seine Hände zu den lieben Heiligen aufhebt und Fürbitte thut, der wird gewiß erhört; — Er entsündiget die Seele des Verbrechens und schweiget die Donnerstimme des strafenden Gewissens mit einem einzigen Worte; Er straft den verstokten Sünder und stürzt ihn in den Abgrund des Verderbens auf Zeit und Ewigkeit mit einem einzigen Worte; — den Seegen des Allgütigen leitet er wie Wasserbäche, wohin er will; die Blitze des Allmächtigen stehen ihm zu Gebote; Er darf es wagen, dem Uebermuthe der Regenten entgegen zu arbeiten und gegen Fürsten und Obrigkeiten zu kämpfen — Er kann die Beherrscher der Erde, nach Hadrians des Zweiten ausdrüklicher Behauptung, nicht allein von der Gemeinschaft der christlichen Kirche ausschliessen, sondern sie auch durch den Fluch der Hölle und dem Teufel übergeben! — darf man sich nun noch wundern, wenn die Monarchen, die Edlen und Freien und die armen Knechte sogar Alles aufbieten und Alles aufopfern, um Gnade zu finden vor den Augen dieser gewaltigen Herren, denen die Schlüssel zu den Pforten des Himmels und der Hölle anvertraut sind? darf man sich wundern, wenn sie Barmherzigkeit üben an den armen Heiligen ohne Maaß und

Ziel, und Tempel, und Altäre, Klöster und Dohmgestifte errichten, und mit reichen Spenden, an Forsten, Aeckern, Wiesen, an Gold, Silber und Edelgesteinen überschütten, um ebenfalls überschüttet zu werden mit Barmherzigkeit in dieser und jener Welt. Darf man sich wundern, wenn Fürsten und reiche Vasallen Weinberge und Dörfer anlegen, und prächtige Palläste bauen und ausschmücken, und beim Prunkgelag einem frommen Prälaten damit in Demuth ein kleines Geschenk auf ewige Zeiten machen, um dafür von ihm und seinem armen Heiligen dereinst auf eine höhere Stufe der Seligkeit hinaufgeschoben zu werden? — Wahrlich nein! auf diese Weise kann und darf man sich nicht wundern, daß die Prälaten, Dohmherren, Pfaffen und Mönche so reichlich begabt und zu hohem Ansehen gelanget sind — man muß sich vielmehr wundern, daß sich die Monarchen samt den Edlen und Freien nicht aller ihrer irdischen vergänglichen Güter entäußert, und solche den armen Heiligen dahin gegeben haben, um dagegen von ihnen himmlische unvergängliche Gaben einzutauschen.

Daß es den geistlichen Herren und Knechten, und dem Knecht aller Knechte, wie sich der heilige Vater jezt demüthig zu nennen und zu schreiben beliebt, an gutem Willen wenigstens nicht gefehlt habe, alle Gewalt und alle Reiche der Welt an sich zu reißen, und ihr Ansehen über alle Monarchen der Erde zu erhöhen, beweiset die stürmische Bereitwilligkeit, mit welcher sie das

Machwerk eines schädlichen Betrügers, die angeblich von dem ehrwürdigen Bischof, Isidor von Sevilla gesammelten, aber durchaus falschen Dekretalen der ersten römischen Bischöffe als ächt anerkennen und mit dem Stempel der Wahrheit und Untrüglichkeit bezeichnen. Diese von dem namenlosen Buben unter der gemisbrauchten Autorität des gelehrten Spaniers in Umlauf gebrachten untergeschobenen Bischofs-Briefe enthalten nemlich folgende dem heilgen Vater und der ganzen Klerisei ungemein schmeichelhafte und willkommene Hauptsätze: „Der römische Bischof ist des Apostel-Peters einziger und „rechtmäßiger Nachfolger, auf welchem die Gewalt, der Schlüssel (der ewigen Seligkeit und „der ewigen Verdammniß) und die Grundveste „der Kirche hauptsächlich beruhet; alle Bischöfe „und Diener der Kirche müssen als Gottes Augapfel in Ehren gehalten werden, alle geistliche „Personen und Güter von weltlicher Macht und „von Abgaben völlig befreiet seyn, die Gerichtsbarkeit über geistliche Personen nicht nur, sondern auch über die mit der Religion verwandten „Gegenstände (Ehestreitigkeiten, Eidesangelegenheiten, Zehendsachen ꝛc.) imgleichen über „weltliche Personen, Regenten und Unterthanen, „soll den Bischöfen und geistlichen Gerichte überlassen bleiben; alle Bischöfe sind, als untergeordnete Kirchenvorsteher, dem römischen Bischof, „als dem Urquell ihrer Gewalt, unterworfen; „von dem Ausspruche alle Bischöfe und Erzbi-

„schöfe

„schöfe soll und muß die Berufung von dem „römischen Bischof als dem obersten Richter, „Statt finden, und darum können Sachen von „Wichtigkeit allein und unmittelbar in Rom an„gebracht und abgeurtheilt werden; der Pabst „ist allein berechtiget, Bischöfe und Erzbischöfe „abzusetzen und andere an deren Stelle zu er„nennen, ja sogar Könige und Fürsten „mit dem Bannfluche zu belegen, und „der Regierung unfähig zu erklären." — Vermöge dieser und mehrerer kirchlich-despotischen Maximen, welche nach und nach in das päbstliche Gesezbuch und in die bischöflichen Verordnungen als ewige Grundwahrheiten aufgenommen werden und gesezliche Kraft erhalten, erhebt sich nun auf einmal der römische Bischof zum Statthalter Gottes auf Erden und tritt alle weltliche Gewalten, alle Könige, Fürsten und Herren unter seinen Pantoffel, und macht zu gleicher Zeit auch alle Bischöfe von sich, oder vielmehr von dem Stuhle des heiligen Peters abhängig; und obschon dabei die Bischöfe auf der einen Seite ungemein viel verlieren, so gewinnen sie doch auf der andern Seite, vom römischen Hofe unterstüzt, an Macht und Ansehen sehr reichlich wieder, gründen auf diese lügenhaften Aussprüche des falschen Isidors ihre gänzliche Unabhängigkeit von aller weltlichen Oberherrschaft, entziehen nicht allein sich und ihre Güter nebst allen dazu gehörigen Personen den vom Monarchen angestellten Richtern, üben nicht

allein über ihre eignen Güter, Lehen, Leute und Knechte die Gerichtsbarkeit selbst aus, sondern maßen sich nun auch über alle in ihren Sprengel gehörige Personen die höchste Gerichtsbarkeit selbst an — erdreusten sich sogar, die Könige, Fürsten, Grafen und Herren vor ihre Sende, vor ihr Sittengericht zu ziehen, und aufs strengste zu bestrafen.

Unter diesen Umständen sollte man wol mit der größten Wahrscheinlichkeit behaupten können, daß sich die ganze geistliche Gewalt gar bald zur unumschränkten Tirannin der ganzen Welt erheben, daß sie den Königen, Edlen und Freien alle Mittel zur Verminderung des hirarchischen Ansehens benehmen werde. Aber durch unersättliche Habsucht, durch schreiende Ungerechtigkeiten, durch zügellose Sitten, machen sich die geistlichen Herren in den Augen aller von ihrer Andächtelei nicht ganz bethörten, von ihrem heiligen Schimmer nicht ganz verblendeten Menschen äußerst verächtlich, und durch die von ihnen abergläubisch-gemisdeutete und schreklich gemisbrauchte Lehre von der Sündenvergebung und Sündenbehaltung, durch ihre eigennützige Bereitwilligkeit zum Segen und Fluchen geben sie dem unwissenden, nach dem Vortheil des Augenbliks geizenden Laien die Gelegenheit und die Mittel zur Herabwürdigung ihres Standes und zur Beraubung ihrer Güter selbst in die Hände. Denn nun sehen wir die Kirchen- und Klöster-Güter den Angriffen der Edlen und Freien unaufhörlich ausgesezt: nun lassen sich die Befeh-

der der Bisthümer, Dohmstifter und Klöster von keinem Bannfluch mehr schrekken, weil sich immer ein feiler Pfaff findet, der sie für jede begangene oder noch zu begehende Gewaltthat entsündiget; nun muß sich die bedrängte Geistlichkeit eines beträchtlichen Theils ihrer Güter durch Verleihung derselben an mannhafte Schutz- und Schirmvögte entäußern, um nur nicht alles zu verlieren — und gegen das Ende dieser Zeitperiode finden wir den geistlichen Stand so tief herabgewürdiget und verachtet, daß vornehme Laien die Kirchen und Klöster fast gar nicht besuchen — daß fast jeder edle und freie Mann einem seiner leibeignen Knechte im Lesen und Singen Unterricht ertheilen und die Weihe geben läßt, der ihm dann als Hauptpfaff den Gottesdienst versehen, dabei aber auch die edle Frau im Hause bedienen und ihr beim Auf- und Absitzen vom Roß behülflich seyn, und dem gestrengen Herrn sogar auf der Jagd die Hunde führen und das erlegte Wildpret nach Hause tragen muß.

Nach dieser zwar kurzen, aber der Wahrheit gemäßen Schilderung der geistlichen Herren dieser Zeit bedarf wol die überaus wichtige Frage: welchen Einfluß die den Teutschen größtentheils mit dem Schwert in der Hand aufgedrungene, von unwissenden, eigennützigen und herrschsüchtigen Priestern schreklich entstellte Christus-Religion auf ihre Bildung und auf ihren Karakter gehabt habe? keiner weitläuftigen Erörterung, da die Geistlichkeit selbst, weder durch

Lehre noch durch Beispiel auf die Nazion wohlthätig gewürkt hat. Kann man auch Belehrung von der gröbsten Unwissenheit, Licht und Wahrheit von dem finstersten Aberglauben verlangen? können Beispiele der wildesten Sittenlosigkeit, der schwärzesten Lasterhaftigkeit zur Tugend reizen? kann die Vernunftfähigkeit sich entwickeln und frei würken, wenn sie von dem blinden Glauben in eiserne Fesseln geschmiedet wird? kann die zarte Pflanze der Sittlichkeit in dem dürren unfruchtbaren Boden der Geistesklaverei gedeihen? kann der Mensch zum Gefühl seiner Würde, kann eine Nazion nur auf die niedrigste Stufe der Kultur erhoben werden, wenn das, was den Menschen allein adelt, die Vernunft unterdrückt, wenn das, was zur Kultivirung einer Nazion das Meiste beiträgt, Freiheit und Recht vernichtet wird? — Wie? ihr rühmet und brüstet euch mit dem Verdienste, das Heidenthum in Teutschland ausgerottet, und die christliche Religion unter und über uns herrschend gemacht zu haben? O entweihet nicht den ehrwürdigen Namen der Göttlichen mit eurer Lüge! Christus hat das Licht, ihr habt die Finsterniß — Christus hat die Wahrheit, ihr habt den Betrug — Christus hat das reine Recht, ihr habt die Ungerechtigkeit in die Welt gebracht. Ihr habt den heidnischen Aberglauben in Teutschland ausgerottet und euern Aberglauben dafür gepredigct; ihr habt die Nazionalgötzen der Teutschen zerbrochen, und eure Götzen an deren Stelle gesezt; ihr habt die Götzenpriester der Teutschen

erschlagen, um für euch Plaz zu gewinnen. Zeiget uns den Einfluß der Religion, die ihr mit dem Munde bekennet, an euren eignen Früchten, in euren eignen Werken, oder höret wie euer Pabst Zacharias von euch urtheilt. — „Die Bisthümer, dies sind seine eigene unfehlbaren Worte: sind in den Händen geiziger „Laien oder geistlicher Ehebrecher, die nur ihren irdischen Gewinn vor Augen haben. Die „Diakonen der Bischöfe sind größentheils in „der Unkeuschheit und im Ehebruch aufgewachsen, und haben noch als Geistliche ihre fünf „oder mehrere Beischläferinnen. Dessen ungeachtet unterstehen sie sich das Evangelium öffentlich zu lesen, und werden sogar Bischöfe. „Man findet häufig Bischöfe, die zwar ihrem „Vorgeben nach die Unkeuschheit fliehen; aber „doch destomehr im Trunke, in der Jagd und „in der Ungerechtigkeit ausschweifen. Sie ziehen bewafnet zu Felde und vergießen mit ihren Händen das Blut der Christen und der „Heiden!" — Zeiget uns den Einfluß der reinen christlichen Sittenlehre aufs Volk an der izt unter den Teutschen herrschenden Denkart, an den unter ihnen izt herrschenden Sitten und Gewohnheiten — oder höret, was in euerm eignen von Rhegino aufgeseztem Beichtspiegel am häufigsten darüber vorkommt: „Glaube an Zauberer, Wahrsager, Segenssprecher „und Hexen, die mit dem Teufel um Mitternacht ausreiten — Opfer unter Bäumen, bei

„Brunnen und Steinen — Todtenschmäuße mit „Teufelsliedern gefeiert — Zweikämpfe, Feuer- „und Wasserproben als Gottes-Gerichte zur Er- „forschung und Bekräftigung der Wahrheit — „Dirnen- und Weiber-Entführungen — Men- „schenraub, und Menschenhandel — Strassen- „räuberei und Mordbrennerei — Betrug und „Treulosigkeit, Meineid, Ehebruch — Verstüm- „melungen an Händen und Füßen, Augen-aus- „reißen, Mord — Empörungen der Söhne ge- „gen ihre Väter — Brüderkriege, Brudermord, „Vatermord.“ — Zeiget uns den Einfluß der ächten unverfälschten Christus-Religions-Grund- sätze auf die bürgerliche Wohlfahrt an der Gesez- gebung und Gerechtigkeits-Pflege dieses Zeitraums, oder höret, was in den salischen, alemanischen, bairischen und sächsischen Gesez-Sammlungen, die ihr selbst zusammengetragen und geheiliget habt, wegen Bestrafung der Meineidigen und Ehebre- cher, der Räuber und Mörder, der Menschen- Verstümmler und Menschen-Verkäufer verordnet worden ist. Hat der Mensch, vermöge dieser Ge- setze, als Mensch betrachtet, einen Werth bei euch; würdiget ihr die Unbilden und Verbrechen nicht lediglich nach Maaßgabe der Geburt und des Standes derer, von welchen und gegen welche sie verübt worden sind? habt ihr nicht einen Maaß- stab angenommen, nach welchem die auf jedes Ver- brechen und auf jede Missethat gesezte Strafe mit einer größern oder kleinern Geldsumme abgekauft werden kann? müssen nicht die für gewisse Verbre-

chen bestimmten Wehr- und Friedegelder doppelt und dreifach, ja sogar fünf- und sechsfach erlegt werden, je nachdem der Mann ist, an welchem ich mich vergriffen habe? kann ich mich nicht für die Ermordung eines leibeignen Knechtes mit einem Friedegelde von 35 Schillingen entsündigen, da ich für den Diebstahl eines Hengstes 45 Schillinge bezahlen muß? — Immerhin möget ihr diese Ungleichheiten und Ungebührnisse mit der Barbarei eures Zeitalters zu entschuldigen suchen, so bleibt es doch unwidersprechlich, daß ihr zur Ausrottung dieser Barbarei weder durch Lehre noch Beispiel beigetragen habt. Stellet die Tugenden und Laster unser Urälter-Väter mit den Tugenden und Lastern der Teutschen in dieser Periode zusammen: so werdet ihr selbst gestehn müssen, daß ihr in den Karakter der Nazion mit eurer Religion, die freilich nichts weniger als reine Christus-Religion ist, keine wohlthätige Veränderung bewürket habt. Wir sind euch also in dieser Rüksicht izt wenigstens noch keinen Dank schuldig; denn was einige wenige einsichtsvolle und redliche Männer unter euch für Religion, Wissenschaften und Künste gethan haben — das kann nicht auf eure Rechnung kommen, das ist auch sogleich wieder von dem wilden Strudel eurer Unwissenheit, eures Unglaubens und eurer Sittenlosigkeit verschlungen worden. Was wir euch allenfalls zum Lobe nachsagen können, das beschränkt sich auf die durch euch bewirkte Aus-

bildung unsrer Sprache zur Schriftsprache, und auf die von euren größtentheils aus fremden kultivirtern Gegenden hereingezogenen Mönchen, und von euren Laienbrüdern durch Lichtung unsrer dichtverwachsenen Waldungen, durch Austroknung unsrer Moräste, durch Urbarmachung unsers unwirthbaren Bodens, und durch Anlegung vieler Dörfer und Meiereien herbeigeführte bessere Landeskultur.

Doch auch dieses Verdienst können wir den Mönchen nicht ausschließend zusprechen, wenn wir gegen die mit den Teutschen theils grenzenden, theils mit ihnen schon vermischten slavischen Völker nicht ungerecht seyn wollen; da der größere Theil der nördlichen Küste und der ganze östliche Strich von Teutschland denselben ohnstreitig seine frühe Kultur zu verdanken hat. In dieser und mehrerer Rücksicht dürfte wol eine kleine Schilderung von diesen neuen Bewohnern mehrerer teutschen Provinzen, da sie auf die Schiksale und den Karakter der Teutschen selbst unter allen mit ihnen bis izt vermischten Fremdlingen den größten Einfluß haben, hier nicht ganz am unrechten Orte stehen.

Wenn wir die von Mönchshänden in ihren magern Kroniken von den Slaven entworfnen Schilderungen zum Grunde legen wollten, so hätten wir von diesem Volke Nichts als Abscheulichkeiten aufzustellen. Zum Glük enthält jedes Mönchswort nicht allemal eine himmlische Wahrheit; zum Glük zeigen sich uns diese verrufnen

Menschen in ihrer Denkart, in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren Werken und Thaten von ganz entgegengesetzten, obschon nicht immer sehr schätzbaren und lobenswürdigen, doch auch keineswegs verächtlichen und gehässigen Seiten. Die schmutzige mit den schwärzesten Farben des Religionshasses getränkte Feder des Klosterbruders beschreibt uns die Slaven, als treulos, unbeständig, blödsinnig, ungelehrig, verwegen, diebisch, unbarmherzig und — als Hunde; in ihren Aeußerungen und Handlungen hingegen beweisen sie sich als gutmüthige und fröhliche, gastfreie und barmherzige, genügsame und keusche, arbeitsame und ehrliche, tapfre und unerschrokne Menschen. Wir dürfen also auf jenes verunglimpfende Gewäsche auch nicht die mindeste Rüksicht nehmen.

Der Körperbau der slavischen Männer ist stark und wohl geformt; die Farbe ihrer Haut und ihrer Haare fällt ins röthliche — an ihren Weibern hat die Natur zwar nicht die ganze Fülle weiblicher Reize verschwendet, aber desto mehr Kraft in sie gelegt: die slavische Dirne ist mit eigenthümlichen Schönheiten ausgeschmückt.

Die Regierungs Verfassung der Slaven ist nichts weniger als despotisch. Sie gehorchen Königen, die sie Karl nennen; aber die Gewalt derselben ist sehr beschränkt. Ihre Länder sind in Supanias (Gauen) eingetheilt. Sie werden nicht nach geschriebenen Gesetzen, sondern nach dem Herkommen, nach vestgesezten

Gewohnheiten gerichtet. Den Ort, wo sich der Richter und das Volk zum Gericht versammelt, nennen sie Kretscham, die ordentliche Wohnung des Dorfrichters. Der Eidesleistung bedienen sie sich äußerst selten, weil sie sich dadurch der göttlichen Rache auszusetzen glauben. Der Tod am Galgen ist die schreklichste ihrer Strafen— sie halten es für abscheulich und unmenschlich, daß Christen ihre Verbrecher erst martern und dann rädern lassen.

Ursprünglich verehrten die Slaven nur einen Gott, den sie Bog und in der Folge bald Bjelbog (den weißen oder den Gott des Lichts) bald Jutrybog, (Gott der Morgenröthe) bald auch Swantewit (Gott des heiligen Lichts) nannten. Diesen hielten sie für den Urheber des Guten, den Tschernebog (schwarzen Gott) aber für den Urheber des Bösen. Nach der Zeit haben sich ihre Götter sehr vermehrt; denn izt werden außer den obersten vom Bog abstammenden Swantowit vornehmlich noch angebetet: Radegast, der Gott der Freude, Schiwa, die Göttin des Lebens, Porenut, der Gott der Schwangern, und Woda, der Gott des Krieges. Auch Geister und Gespenster werden von ihnen gefürchtet und in Ehren gehalten. Sonst verehrten sie ihre Gottheiten im freien Felde, auf Bergen und in Hainen; izt haben sie ihnen prächtige Tempel von Holz erbauet, unter welchen die zu Arkon auf der Insel Rügen und zu Rhetra in Meklenburg die berühmtesten sind. Ihr Got-

tesdienst bestehet in Beten, Opfern und Weissagen — Menschen zu opfern haben sie sich nicht eher erlaubt, als bis man diejenigen ihrer von dem christlichen Teutschen gefangenen Brüder, die vor einem Kreuze niederzuknieen sich weigerten, zur Ehre des Gekreuzigten unchristlich und unmenschlich ermordet hat. Sie feiern jährlich zwei Haupt-Nazional-Feste — das erste mit Frühlings-Anfang (dem Anfang ihres Jahres) zur Ehre der Verstorbenen, das andere im Herbst nach der Aernte, zur Danksagung für den Seegen der gewonnenen Früchte.

Den Krieg beginnen sie mit gottesdienstlichen Handlungen, weil sie für ihre Freiheit und für ihre Nazional-Götter zu streiten glauben. Ihre Waffen bestehen in langen am Gürtel herabhängenden Messern, in Wurfspießen, kleinen Schilden, Bogen, Schwertern und Lanzen. Die fast göttlich von ihnen verehrte schönfarbige und große Heerfahne Stanitia wird im Tempel zu Arkon aufbewahrt; sie bedienen sich derselben nicht eher, als in Zeiten der höchsten Noth — und dann glauben sie des Sieges ganz gewiß zu seyn. Sie beginnen den Kampf mit großem Geschrei; — sie sind sehr grausam, wenn sie von den Grausamkeiten christlicher Krieger zur Ausübung des Vergeltungsrechts gereizt werden.

Alle slavische Völker lieben die Jagd, beschäftigen sich aber auch mit dem Ackerbau, der Bienen- und Viehzucht, der Fischerei und hin und wieder auch mit dem Bergbau. Sie schlagen

Münzen, verfertigen Leinewand, und arbeiten in allen ihnen bekannten Metallen. Ihr Waaren- und Sklaven-Handel ist gegen das Ende dieses Zeitraums schon ungemein beträchtlich. In den von ihnen angelegten und izt schon mit Mauern umgebenen Handelsplätzen Dragawit über der Elbe, Norich an der Ostsee, Vinetha auf der Insel Usedom und Rethra und Lübek, werden die Produkte, Seltenheiten und Kostbarkeiten aller Länder zum weitern Vertrieb durch ganz Europa aufbewahrt. Unter diesen Handelsplätzen hat sich Vinetha zur größten und reichsten Stadt der ganzen bekannten Welt erhoben; die Einwohner derselben zeichnen sich durch ihre Gefälligkeit und Gastfreiheit gegen Fremde ganz vorzüglich aus, gestatten allen Nazionen freie Religions-Uebung, allen fremden Göttern und Göttinnen Tempel und Altäre, aber der christlichen Religion verweigern sie diese Begünstigung; sie dulden den Christen als Menschen, aber die Religion selbst ist ihnen durch die von den Dienern und Bekennern derselben gegen ihre Brüder verübten unmenschlichen Grausamkeiten verhaßt worden.

Die Lebensart der Slaven ist, wo nicht der Handel den Luxus herbeigeführt hat, größtentheils noch sehr einfach; ihre Hütten sind vom geschrotnem Holz erbauet; ihre Speisen und Getränke sind ganz kunstlos zubereitet; ihre ganze Kleidung bestehet in Unterkleidern und einem Kamsol — aber die slavischen Mädchen lieben den

Puz, die Bräute vornehmlich schmücken sich mit Perlen, Silbermünzen und allerlei glänzenden Kleinigkeiten. Ihre Spiele sind kriegrisch; schon der Knabe belustiget sich mit Ringen, Laufen und Pfeilwerfen. Alle slavischen Völker lieben Gesang, Musik und Tanz über Alles; das Bokshorn und Dudelsak sind ihre vorzüglichsten Instrumente. Ohne Sang und Klang wird keine feierliche Handlung vorgenommen; sogar ihre Todtenschmäuße werden mit ermunternden Liedern beschlossen.

## Dritte Periode
### (Jahr 887 bis 1056.)
## Arnulf und Ludwig das Kind.

Arnulfs persönliche Eigenschaften berechtigen das Vaterland zu großen Erwartungen; er hat sich durch seine Tapferkeit nicht nur, sondern auch durch seine Klugheit, als Herzog von Kärnthen, schon bei den Ständen des Reichs in großes Ansehen gesezt, hat sich unsern feindseligen Nachbarn furchtbar, der heiligen Kirche hingegen durch reiche Geschenke und Vermehrung ihrer Gerechtsame sehr angenehm zu machen gewußt und dennoch gewinnet unter der Regierung dieses wackern Mannes das Reich Nichts an Vestigkeit und Stärke, die Verfassung Nichts an Güte und

Würde, die Nazion Nichts an Freiheit, Kultur und Glükseligkeit. Teutschland wird während seiner zwölfjährigen Regierung von wilden Barbaren fürchterlich heimgesucht; die freche Willkühr der Edlen und Freien zerreißt die schwachen Banden der gesezlichen Ordnung; die unersättliche Habsucht der Bischöffe bemächtiget sich mit List und Gewalt aller erreichbaren Güter; das Volk wird von Geistlichen und von edlen Laien gleich unmenschlich gedrükt; der Kern der teutschen Jugend und Mannhaftigkeit und zur Erkämpfung eines leeren glänzenden Titels und einer unbedeutenden Krone nach Italien geführet und größtentheils vernichtet. Unter der Herrschaft der fränkischen Monarchie befand sich die Nazion in einer sehr traurigen Lage; sie befindet sich izt in keiner bessern.

Warum sehen wir uns in unsern patriotischen Erwartungen betrogen? warum kann sich der tapfere Arnulf seiner Feinde nie ganz erwehren? warum will ihm die Befriedigung des Reichs nicht gelingen? warum wird die Nazion unter seiner mannhaften Regierung nicht glüklicher, als unter der schwachen Regierung seiner Vorfahren? — Weil er mehr für seine persönliche Größe, als für das Beste der Nazion arbeitet; weil ihn sein Ehrgeiz über die Grenzen Teutschlands und Lotharingens hinausführt; weil er die Trümmer des alten fränkischen Reichs wieder in ein großes Ganze vereinigen und als ein zweiter Karl ein neues Ungeheuer von Monarchie schaffen will.

Denn kaum ist Arnulf auf den lothaӡringisch teutschen Thron erhoben worden, so sucht er seine vermeintlichen Ansprüche auf die von den Grafen Boso und Rudolf von der alten Monarchie abgerissenen Provinzen, die diesseits und jenseits des Gebirges Jura liegenden Königreiche Burgund, nicht nur geltend zu machen, sondern auch die französische Krone, um welche sich der tapfere Graf Odo von Paris und Karl der Einfältige streiten, an sich zu bringen; es gelinget ihm aber weder das Eine, noch das Andere, da die Obotriten und Normänner auf der einen, die böhmischen Sorben und die Daleminzier auf der andern Seite das Reich beunruhigen, da die den Einfällen und Verwüstungen dieser schreklichen Nachbarn blos gestellten Länder seine thätigste und schleunigste Hülfe bedürfen — er muß es geschehen lassen, daß die burgundischen Könige sich auf ihren neu errichteten Thronen behaupten — er muß sich damit begnügen, daß sowol die burgundischen Könige, als auch die immittelst mit einander ausgesöhnten französischen Könige Karl und Odo seine Oberherrschaft, wenn auch nur den Namen nach, anerkennen und den Eid der Treue ihm leisten.

Izt wendet sich Arnulf mit großer Heeresmacht gegen die Obotriten, denen die sächsischen Herzoge Bruno und Otto nicht länger widerstehen können, und dränget sie aus den sächsischen Provinzen in ihre Wohnsitze zurük. Aber ganz vermag er sie nicht zu überwältigen —

er muß sich sogar eiligst wieder zurükziehen und die Sachsen ihrem Schiksale überlassen, da die Obotriten in Verbindung mit den Dänen den Kampf von neuem, und schreklicher als jemals, beginnen.

Noch immer sind die Normänner Frankreichs, Lotharingens und Teutschlands furchtbarste Feinde; sie haben Tull und Verdün geplündert, haben sich bis Achen und Lüttich ausgebreitet, und das unter Anführung des Erzbischofs Sundewolds von Mainz ihnen entgegen geschikte teutsche Heer fast ganz vernichtet. Arnulf wirft sich ihnen nun selbst entgegen, greift sie in ihrem stark verschanzten Lager bei Löwen herzhaft an, schlägt sie nach einer tapfern Gegenwehr heraus, sprenget Tausende in die nahe vorbeifließende Dile, Tausende in die Sümpfe, erobert funfzehn Feldzeichen, und reiniget die ganze umliegende Gegend von diesen entsezlichen noch nie besiegten Räubern. Ganz Teutschland frohlocket und empfängt den Besieger der Normänner mit ausgezeichneter Ehrfurcht, mit unbeschreiblicher Freude. Um Lotharingen von der einen Seite gegen den burgundischen König Rudolf und von der andern Seite gegen die Einfälle der Normänner sicher zu stellen, übergiebt er das Königreich seinem unehelichen Sohne Swatopluk, der sich jedoch den Ständen durch seine Tirannei so sehr verhaßt macht, daß sie ihm in der Folge sogar des Reichs entsetzen.

Unter dem mächtigen Schutze des tapfern Swatopluks, Herzogs von Mähren, hat

sich

sich Böhmen von seinen vorigen Erschütterungen vollkommen wieder erholt, sind die böhmischen Slaven größtentheils und freiwillig zur christlichen Religion übergetreten, ist das benachbarte Thüringen von den verwüsteten Einfällen der Sorben, Daleminzier und Chutizer fast gänzlich verschont geblieben — und Arnulf bestätiget den tapfern Slaven in der Herzoglichen Würde von Mähren und Böhmen. Aber kaum fühlt sich Swatopluk stark und mächtig genug, dem König der Teutschen die Spitze bieten zu können, so kündiget er ihm den Gehorsam auf, so verweigert er ihm die verlangte Heeresfolge, so erklärt er sich zum unumschränkten Herrn über Mähren und Böhmen, so tritt er sogar mit dem griechischen Kaiser gegen seinen rechtmäßigen Oberherrn in Verbindung. Erzürnt und entrüstet über dieses undankbare Benehmen des Slaven und über seine hartnäckige Weigerung, an dem ihm angesezten Hoftage vor der Reichsversammlung zu Ulm zu erscheinen, überfällt ihn Arnulf mit einem zahlreichen Heere von Franken, Schwaben und Baiern, dringet in Mähren ein und verwüstet das Land ganzer vier Wochen lang aufs grausamste mit Feuer und Schwert — aber den tapfern Swatopluk selbst vermag er nicht zu überwinden, nicht zu unterjochen. Um seinen Zweck zu erreichen, bedient er sich eines Mittels, dessen verderbliche entsezliche Folgen auf ganz Teutschland übergehen, das ihn zum Verräther an seinem Vaterland macht, das seinen

Namen in der Geschichte mit Schande bedekt — er lokt die Ungarn, die wilden räuberischen und blutdürstigen Volksverwandten der Tataren und Kalmukken, die aus ihren asiatischen Wohnsitzen von den Petschenegern vertrieben nach langen Herumirren sich an der Donau fest gesezt haben, nach Mähren, und bahnet ihnen selbst den Weg nach Teutschland — eine Maaßregel, die auch unter der Voraussezung, daß die Barbaren diesen Weg auch ungerufen von Arnulf würden gefunden haben, keineswegs entschuldiget, geschweige dann gerechtfertiget werden mag. Auf zwei Seiten von den Teutschen und im Rücken von den Ungarn angegriffen, vertheidiget sich der slavische Fürst zwar muthig und tapfer, schlägt sogar die kalmuckischen Horden bis an die Donau, treibt die Teutschen bis Baiern zurük; aber in die Länge hin ermüdet der Arm des Starken im wiederholten ungleichen Kampfe — muß sich der Held Swatopluk unterwerfen, um Gnade bitten, schweren Tribut entrichten, und zur Versicherung seines Gehorsams einen seiner Söhne dem Könige als Geisel ausliefern.

Lange schon haben sich zwei mächtige Fürsten, Herzog Berengar von Friaul und Herzog Guido von Spoleto um das Königreich Italien und um die damit verbundene Kaiserkrone gestritten, und lange schon hätte sich König Arnulf, wär' er mit den teutschen Angelegenheiten nicht zu sehr beschäftiget gewesen, in diese Händel gemischt, um Italien und die Kai-

serkrone an sich zu bringen. Immittelst ist Guido zum König erwählt und zum Kaiser gekrönt worden, und Berengar wendet sich zugleich mit dem Pabst Formosus an den König der Teutschen, um ihn zur Hülfsleistung wieder den Spoletiner zu vermögen. Arnulf ergreift diese seine Absichten überaus günstige Gelegenheit mit Freuden, gehet mit einem ansehnlichen Heere über die Alpen, bemächtiget sich einiger italienischen Städte mit Sturm, unterwirft Mailand und Pavia seinen siegreichen Waffen und nimmt den Titel eines Königs von Italien an, kann jedoch diesmal nicht bis Rom vordringen, weil Rudolf von Oberburgund in Lotharingen eingefallen ist, und muß halbverrichteter Sache wieder nach Teutschland zurückkehren. Bald erscheinen neue Gesandten von Formosus und Berengar am königlichen Hoflager und bitten abermals um Hülfe — und Arnulf gehet abermals nach Italien, unterwirft sich Tuscien, wird von Berengar treulos verlassen und verrathen, und ist in Gefahr ein Opfer seines Ehrgeizes und der italienischen Treulosigkeit zu werden. In dieser entsezlichen Verlegenheit faßt er den kühnen Entschluß, alle Ungemächlichkeiten der abscheulichsten Witterung, allen Drohungen seiner zahlreichen Feinde, allen Nachstellungen seiner falschen Freunde, Troz zu bieten, und es koste, was es wolle, graden Weges auf Rom loszugehen; er führt ihn auch straks, aber mit großem Verlust an Menschen und Vieh, aus, er

erscheint vor Rom, er wird von den stolzen Römern von ihren Mauren herab verlacht, beschimpft, und verspottet — die Teutschen ergrimmen darüber, stürmen und erobern die Stadt. König Arnulf wird im Triumpf eingeführt, und vom Pabst Formosus zum Kaiser gekrönt; das Volk schwört ihm den Eid der Treue.

Arnulf hat sich mit Aufopferung vieler Tausende zur höchsten Würde emporgeschwungen und will nun seine siegreiche Laufbahn verfolgen und ganz Italien sich unterwerfen — aber er erkrankt plözlich, eilt mit seinem leeren Kaisertitel und mit dem geringen Ueberreste seiner teutschen Männer nach Teutschland zurük, und stirbt nach einer langwierigen Krankheit eines schmerzvollen Todes.

---

Sogleich nach Arnulfs Tode versammeln und berathen sich die Großen des Reichs über die wichtige Frage; ob sie seinen sechsjährigen Sohn Ludwig, oder einen andern mannhaften teutschen Fürsten zu seinem Nachfolger im Regimente erwählen wollen? „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!" rufen Einige. — „Wehe dem Lande, dessen König nicht aus königlichem Geblüte entsprossen ist!" rufen Andere... und nach langer Berathung wird Ludwig das Kind auf den teutschen Königsthron erhoben. Dem Erzbischof Hatto von Mainz, dem arglistigen und heimtückischen Pfaffen, und dem Her-

zog Otto von Sachsen, wird die Besorgung der Reichsgeschäfte, den Bischöffen von Freisingen und Augsburg die Erziehung des Königs-Kindes übertragen. Hatto meldet diesen Vorgang in knechtischer Ehrfurcht nach Rom, bittet in den demüthigsten Ausdrücken um Verzeihung, daß die Wahl ohne des Pabstes Vorwissen, Befehl und Erlaubniß vorgenommen worden sey, und sucht auf diese Weise, der Nazion das natürlichste, noch nie bestrittne und fast ganz unbestreitbare, Recht der freien Königswahl ohne fremde Einmischung zu entziehen und dem römischen Oberbischof zu übertragen.

Sogleich nach Ludwig's Regierungs-Antrite zeigt es sich mit Schrecken, wie übel sein Vater an Teutschland gehandelt hat, daß er sich der wilden Ungarn zu Werkzeugen seiner Rache gegen den tapfern Swatopluk bediente. Sie haben das slavisch-mährische Reich zerstückelt und auf den Trümmern desselben einen neuen mächtigen Staat errichtet, den sie izt nach allen Seiten hin zu erweitern und mit den Schätzen ihrer Nachbarn zu bereichern suchen. Sie fallen zu verschiedenen Zeiten in zahllosen Schwärmen in Baiern und Kärnthen, in Böhmen und Thüringen, in Schwaben und Franken ein, rauben, morden, brennen und verwüsten alle diese Provinzen, richten unter den sich ihnen widersetzenden teutschen Heeren die blutigsten Niederlagen an, zerstöhren alle Kirchen und Klöster, so weit ihr verderblicher Arm reicht, zwingen die Bischöffe zur Ausliefe-

rung aller goldnen und silbernen Gefäße, Kirchenkleider, Bildsäulen und anderer Heiligthümer von Werth, und — o der beschimpfenden Demüthigung unsers Vaterlandes! — bringen es sogar dahin, daß Teutschlands Fürsten und Edle zur Entrichtung eines jährlichen Tributs sich anheischig machen müssen.

Die Lotharinger werden noch immer von den Normännern und von der Tirannei ihres eigenen Königes Swatopluks so hart gedrükt, daß sie sich nach fremder Hülfe umsehen, daß sie sich dem Beherrscher der Teutschen in die Arme werfen und ihm den Eid der Treue schwören. Ergrimmt über diesen kühnen Schritt der Lotharingischen Edlen, beschließt Swatopluk Rache und Verderben über das unglükliche Reich, und zerstöhrt und verwüstet, was er mit seinem Schwert und mit seiner Mordfackel zu erreichen vermag, bis er von seinen eigen Unterthanen erschlagen wird. Lotharingen wird von nun an durch Herzoge von den teutschen Königen beherrscht.

Unter den häufigen Befehdungen die Bischöffe, Grafen und Herren, welche während Ludwigs Regierung das Reich in seinen Innern zerrütten und entkräften, verdient die Fehde Adalberts, Grafens von Babenberg, mit dem wetterauischen Grafen Rudolf, Bischof von Würzburg, wegen ihres sonderbaren Ausgangs bemerkt zu werden. Der tapfre Adalbert hat die Grafen von Wetterau in allen Kämpfen und Schlachten überwältiget und

den Bischof von Würzburg so schreklich heimgesucht, daß der arme geistliche Herr sich nicht mehr zu rathen noch zu helfen weiß, daß er sich endlich genothdrungen sieht, durch den Erzbischof Hatto von Mainz den König selbst um Hülfe anzugehen. Ludwig läßt den Babenberger auf den nach Tribur ausgeschriebenen Reichstag zur Verantwortung vorladen, und da er nicht erscheint, so erklärt er ihn in die Acht, bietet die Heeresfolge wieder ihn auf, sezt sich selbst an die Spitze des Heeres und belagert den Babenberger in seinem vesten Schlosse Thores — aber vergebens; Adalbert schlägt alle Stürme ab und entkräftet das zur Achtvollstreckung vor seiner Felsenveste liegende Heer so sehr, daß Ludwig die Belagerung unverrichteter Sache würde aufheben müssen, wenn nicht der listige Hatto dem Babenberger auf einem andern Wege beizukommen wüßte. Er verfügt sich zu dem Grafen, er entbietet ihm des Königs Gruß und Gnade, er beredet ihn zur Unterwerfung und verspricht ihm unter den heiligsten Betheurungen, daß er ihn lebendig, frei und unbeschädigt in seine Burg zurük bringen wolle, wenn die Aussöhnung zwischen ihm und dem König nicht zu Stande kommen sollte. Adalbert entschließt sich, auf das gegebene Wort des Prälaten, ihn ins Lager zu begleiten und sich dem König zu Füßen zu werfen. Aber kaum sind sie den Burgberg hinabgeritten, so krümmet und windet sich der Pfaff auf seinem Gaul und klagt über großes Wehe in seinen Eingeweiden, und giebt dem Gra-

fen zur Ursache dessen an, daß er noch nüchtern und sonst zu frühstücken gewohnt sey. Gegen diese Krankheit giebts wohl noch Mittel in Babenbergs Küch' und Keller, antwortet der Graf und sprengt mit Hatto wieder in die Burg, und nach eingenommenem Frühstük den Berg wieder hinab und ins Lager. Adalbert wird sogleich gefangen, gefesselt und dem Henker überantwortet: er beruft sich auf Hatto's Versprechen— „Und hab' ich es nicht erfüllt, fragt höhnisch der heimtückische Pfaff: hab' ich euch nicht lebendig, frei und unbeschädigt in eure Burg wieder zurük gebracht? daß ihr noch einmal mit mir herabgeritten seyd, das ist ja lediglich eure Schuld!" — und der Henker schlägt dem edlen Babenberger den Kopf ab. Dieser Schelmstreich wird durch ganz Teutschland in Spott- und Schimpfliedern besungen.

Wohl dir, mein Vaterland! daß diese Kindes-Regierung von keiner langen Dauer ist? — Ludwig stirbt im sechszehnten Jahre seines Alters — mit ihm erstirt der karolingische Mannsstamm in Teutschland.

## Konrad der Erste.

Es ist hohe Zeit — wahrlich! es ist hohe Zeit, daß ein Mann auf den teutschen Thron erhoben wird, ein Mann, der es mit dem Vaterlande

redlich meinet, der mit gutem Willen Kraft und Ansehen verbindet, der geneigt und stark genug ist, die Stände des Reichs in ihre gesezlichen Schranken zurük zu weisen, den abscheulichen Befehdungen, die das Vaterland in seinem Innern zerrütten, mächtig zu steuern, die raubbegierigen Barbaren von unsern Grenzen abzuhalten und durch Teutschlands gänzliche Befriedigung unsern Nachkommen ein besseres Schiksal zu bereiten, als wir und unsere Väter unter der schwachen und tirannischen Regierung der fränkischen Könige gehabt haben.

Die Sachsen und Franken, die mächtigsten unter den teutschen Nazionen, vereinigen sich, einem solchen Manne die höste Gewalt anzuvertrauen und wählen, mit Beistimmung aller Fürsten und Edlen des Reichs, den Herzog Otto von Sachsen zum König. Ganz Teutschland frohlocket über die getroffne Wahl, denn ganz Teutschland weiß es, daß Alles, was noch unter der vorigen Regierung zum Besten des Reichs gethan worden ist, lediglich der Klugheit und Tapferkeit dieses würdigen Fürsten zugeschrieben werden muß, und daß er mehr würde gethan haben, wenn ihm der arglistige Hatto nicht immer entgegen gearbeitet, wenn ihm nicht dieser ränkevolle, herrschsüchtige Priester seine wohlthätigsten Entwürfe vereitelt, seine gemeinnützigsten Anstalten unwirksam gemacht und oft sogar ganz vernichtet hätte. Aber zum Leidwesen aller Guten und Edlen schlägt Otto seines

hohen Alters halber die angebotene Krone aus und empfiehlt den Fürsten den fränkischen Herzog Konrad, einen tapfern, redlichen und großmüthigen Mann an seine Stelle. Konrad wird auf diese vollgültige Empfehlung sogleich von allen teutschen Nazionen gewählt und Otto und seine Söhne sind die Ersten, die ihm Gehorsam und Treue geloben.

Leider! ist Otto's Sohn und Nachfolger im Herzogthum Sachsen, der unternehmenste und tapfere Heinrich, auch der Erste, gegen den König Konrad seine Hoheitsrechte geltend zu machen, gegen den er mit Strenge verfahren zu müssen glaubt. Otto stirbt in seinem ersten Regierungs-Jahre, und Konrad hält es für sehr bedenklich, den kühnen und ehrgeizigen Jüngling im ruhigen Besitz alles dessen zu lassen, was sein Vater entweder durch freiwillige Uebertragung der Könige, oder durch willkührliche Anordnung der Stände, oder auch durch eigenmächtige Anmaßung vom Reich an sich gebracht hat — und Heinrich findet sich höchlich beleidiget, daß ihn der König zur Herausgabe der von seinem Vater rechtlicher und wohlverdienter Weise erworbenen Besitzungen auffodert und im Weigerungsfall mit Krieg bedrohet. „Das Schwert soll entscheiden!" — antwortet Heinrich der königlichen Bothschaft und rüstet sich zur Fehde. Die Fehde beginnet; Herzog Eberhard, des Königs Bruder, fällt mit großer Heeresmacht in Sachsen ein, Heinrich rükt ihm beherzt entgegen und schlägt

ihn bei Ehresburg aufs Haupt. König Konrad sezt sich nun selbst an die Spize seiner Franken, Schwaben und Baiern und stürmt nach Sachsen, und Heinrich vermeidet klüglich jede Feldschsacht, wirft sich in seine Veste Grona, läßt den Feind das platte Land ungehindert verwüsten und ungehindert den Rükzug nehmen, da er sich in dem verwüsteten Land nicht mehr zu halten vermag; und nun erst bricht er mit seiner ganzen Macht auf und fällt in Franken ein, und treibt den König so sehr in die Enge, daß er sich zum Frieden bequemen, daß er alle väterlichen Besitzungen und Gerechtsame feierlich bestätigen muß.

Zu diesem, dem königlichen Ansehen sehr nachtheiligen Schritte wäre jedoch Konrad vielleicht auch izt noch nicht zu bewegen gewesen, wenn nicht immittelst auch in Baiern und Lotharingen bedenkliche Unruhen ausgebrochen wären. Er wendet sich zuvörderst nach Baiern, dessen Herzog Arnulf, von den Mönchskronikern der Böse genannt, ihm den Gehorsam aufgekündiget, und sich für unabhängig erklärt hat, sucht die baierschen Stände und die Geistlichen vornehmlich auf seine Seite zu bringen, schlägt die herzoglichen Kriegsvölker aufs Haupt, verwüstet das Land bis Regensburg, läßt den zu den Ungarn geflüchteten Herzog in den Bann thun, und macht seinen eignen Bruder, den Herzog Eberhard zum Statthalter von Baiern. Nach glüklich geendigtem baierischen Feldzuge rükt

Konrad mit seinen siegreichen Schaaren gegen die Lotharinger, die sich auf Anstiften ihres treulosen Herzogs Raguinars vom teutschen Reiche losgerissen, und den König von Frankreich, Karl den Einfältigen, zu ihren Schuzherrn erkohren haben, wird aber so nachdrüklich von ihnen empfangen, daß er eiligst wieder über den Rhein zurükgehen muß. Die Lotharinger behaupten ihre Unabhängigkeit; aber die Elsasser und Utrechter bleiben dem Könige der Teutschen getreu.

Ach in Schwaben entspinnet sich zwischen dem Bischof Salomo von Kostanz, dem Liebling des Königs, und zwischen den schwäbischen Sendgrafen und Kammerboten, Erkanger und Berthold, ein arger Hader, der gar bald in eine blutige Fehde ausbricht. Konrad hat dem Bischof und Abt von St. Gallen einige königliche Kammergüter geschenkt, von welchen die Besatzungen in den Burgen der Kammerboten zeither mit Lebensmitteln versorgt worden sind. Erkanger und Berthold halten sich durch diese Schenkung für beeinträchtiget in ihren alten Gerechtsamen, und zwingen die auf diesen Gütern angesessenen Bauern, ihre Früchte nach wie vor in ihre Burgen zu liefern. Der Bischof beschwert sich über diese Gewaltthaten und wird von den Kammerboten mit Schimpf abgefertiget; er drohet mit den Bann und wird verlacht und verspottet; es kommt zu Thätlichkeiten und Salomo wird gefangen, auf Anrathen ihrer Mutter je-

doch bald wieder in Freiheit gesezt. Aber König Konrad ist in seinem Liebling schwer beleidiget und will diesen Frevel nicht ungerochen hingehen lassen; er trägt die Sache der Reichsversammlung zu Mainz, und da diese nicht entscheidet, einer nach Altheim berufnen geistlichen Versammlung zur Untersuchung vor — Erkanger und Berthold werden vorgeladen, und wegen der an einem Bischof verübten Unbilden zu Tode verurtheilt. Konrad bestätiget das über die edlen Kammerboten, über seines eignen Weibes leibliche Brüder von partheiischen und rachsüchtigen Pfaffen ausgesprochene Bluturtheil, und läßt es zu Adingen an ihnen vollstrecken.

So sehr es sich Konrad auch angelegen seyn läßt, die innerlichen Unruhen zu dämpfen und den allgemein herrschenden Fehdegeist zu bändigen, so will es ihm doch nie vollkommen gelingen — so ist es darum schon unmöglich, das Reich gegen die Einfälle benachbarter Völker sicher zu stellen, und gegen den gemeinschaftlichen Feind mit vereinigten Kräften zu kämpfen. Und so bleibt dem jede Provinz ihrem Schiksal allein überlassen; so muß sich jedes Volk gegen die von Zeit zu Zeit bald hier bald dort einbrechenden wilden Ungarn so gut vertheidigen, als es kann — so kommt kein Teutscher seinem überfallnen Bruder zu Hülfe — so hat dieser und jener Herzog oder Graf wol gar noch eine herzliche Freude daran, wenn der arge Feind die Güter der benachbarten Abtei, des benachbarten bischöflichen Spren-

gelrechts schreklich verwüstet, so weidet sich das Auge dieses und jenes Bischofs oder Abtes an den Greueln der Zerstöhrung, die barbarische Horden auf den Gütern dieses oder jenes verhaßten edlen Laien verübt haben — so muß es dem wilden Ungar allerdings sehr leicht werden, bis ins Herz von Teutschland, ja sogar bis an die äußersten Grenzen, bis Elsaß und Lotharingen, ohne besonders starken Widerstand, vorzudringen, den Segen und die Reichthümer aller teutschen Provinzen als gute Beute in ihre rauhen Steppen hinwegzuführen, und die von einem tapfern und thätigen König beherrschte, sonst so freie, tapfre und furchtbare Nazion in der schimpflichsten Zinsbarkeit zu erhalten.

Konrad thut und leistet, was unter diesen widrigen Umständen zu thun und zu leisten möglich ist. Hätt' er aber auch zum Besten des Vaterlandes gar nichts gethan oder thun können, so muß doch sein Andenken wegen seiner lezten edlen, großmüthigen und rein-patriotischen Handlung bei der spätesten Nachwelt in Segen bleiben. Er läßt nemlich, als er dem Ziele seiner irrdischen Laufbahn sich nahe fühlt, seinen Bruder Eberhard, samt seinen Anverwandten und den Angesehensten unter den fränkischen Edlen, vor sich bescheiden, stellet ihnen die traurige Lage des gemeinsamen teutschen Vaterlandes vor, wenn wegen der Nachfolge im Regimente unter den mächtigsten Fürsten und Völkern Zwiespalt entstehen, wenn die ohnedies auf

einander eifersüchtigen Franken und Sachsen darüber mit einander zerfallen und in Fehde verwickelt werden sollten, überredet seinen Bruder, den Ansprüchen auf die teutsche Königswürde freiwillig zu entsagen, ermahnet die versammelten Edlen, bei der künftigen Königswahl auf seine Familie keine Rüksicht zu nehmen, sondern lediglich das größere Verdienst entscheiden zu lassen, und empfielt ihnen als den tapfersten und größten teutschen Fürsten einen Mann, von dem er selbst aufs tiefste gedemüthiget worden ist — empfielt ihnen seinen ärgsten und edelsten Feind, den Herzog Heinrich von Sachsen zu seinem Nachfolger... eine Handlung, dergleichen die Geschichte aller Zeiten und aller Völker nur sehr wenige, unsers Vaterlandes auch nicht nur eine aufzuweisen hat.

## Heinrich der Sachse.

König Konrad hat die Welt kaum gesegnet, so kommen die Edelsten der Franken und Sachsen in Frizlar zusammen und wählen den mannhaften treflichen Heinrich einstimmig zum König; der großmüthige Eberhard leistet ihm zuerst den Eid der Treue und überreicht ihm die königlichen Kleinodien — die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, den Mantel, das Schwert der alten Könige und die Krone.

Fast alle teutsche Völker äußern den lebhaftesten Beifall über Heinrichs Erhebung zur höchsten Würde des Reichs, die einzigen Baiern und Schwaben versagen ihre Beistimmung und sind vest entschlossen, dem edlen Sachsen sich nicht zu unterwerfen, der tapfre Herzog Burkard von Schwaben, erklärt sich für unabhängig — der sogleich nach Konrad's Tode zur Freude des ganzen Landes aus Ungarn zurückgekehrte Herzog Arnulf reißt sich von dem teutschen Staatskörper los und erklärt sich zum König von Baiern. Diese gefährliche Spaltung ist für den mannhaften Heinrich nichts weniger als niederschlagend, sie giebt ihm vielmehr Gelegenheit, als ein kluger und entschloßner, als ein des Thrones vollkommen würdiger Mann sich zu zeigen. Er eilt sogleich nach geendigtem Fürstentage zu Frizlar an der Spitze seiner izt eben nicht zahlreireichen aber muthigen und sieggewohnten Lehnsleute nach Schwaben — und so plözlich überrascht und zum Widerstande nicht gefaßt genug, kann und mag es der tapfre Burkhard nicht aufs Aeußerste ankommen lassen, und unterwirft sich sammt allen schwäbischen Edlen. Heinrich stärket seine Macht in Schwaben und dringt in Baiern ein — Herzog Arnulf zieht ihm beherzt entgegen, und schon stehen beide Heere in Schlachtordnung, schon sollen die Zeichen gegeben werden, als der König seinen muthigen Feind auf den Plan fordern läßt. Arnulf wähnet, daß ein Zweikampf den Streit enscheiden soll, und sprengt jach

auf

auf den Plan seinem königlichen Widerpart entgegen; aber der edle König bietet ihm freundlich die Hand zur Sühne, macht ihm die rührensten Vorstellungen, und bringt es in wenigen Augenblicken dahin, daß der ehrgeizige und streitbegierige Baier gegen Beibehaltung verschiedener königlichen Vorrechte dem Königstitel entsagt und sich unterwirft. Heinrich und Arnulf umarmen sich — ihre Heere schlagen die Waffen zusammen und erheben ein Freuden-Geschrei.

Kaum hat Heinrich, ohne einen Schwertschlag zu thun, die Einigkeit und den Frieden aller teutschen Völker bewerkstelliget, so sucht er auch Lotharingen wieder mit Teutschland zu vereinigen — und auch dieses Werk gelinget ihm aufs erwünschteste. Unter der thätigen Mitwirkung des lotharingischen Herzogs Giselbert's und des trierischen Erzbischofs Rutger's reißen sich die Stände von dem schwachen und einfältigen Karl von Frankreich los, und unterwerfen sich dem König der Teutschen. Zur Befestigung des guten Vernehmens mit den Lotharingern bestätiget Heinrich den Herzog Giselbert nicht nur in seiner Würde, sondern giebt ihm auch seine Tochter Gerberg zur Ehe — den großmüthigen Herzog Eberhard ernennt er, um sich dankbar gegen ihn zu beweisen und um einen treuen und zuverlässigen Beobachter in diesem Lande zu haben, zum Pfalzgrafen von Lotharingen.

Teutschland hat sich nun wieder zu seiner alten Größe, Macht und Würde erhoben; es ge-

nießt izt eines so vollkommenen Friedens, als es noch nie genossen hat. Aber im fünften Regierungs-Jahre Heinrich's wird dieser glükliche Friede plözlich und schreklich gestöhrt — die alten Feinde der Teutschen, die wilden Ungarn, stürzen sich von Mähren aus über Baiern, dringen von da bis an den Bodensee, verbrennen das Kloster St. Gallen, verheeren und verwüsten Franken und Elsaß und verüben die entsezlichsten Grausamkeiten in Thüringen und Sachsen. Heinrich wirft sich diesen wilden Schwärmen zwar mit einem in Eil zusammengebrachten Heere muthig entgegen, vermag sich aber gegen die ihm weit überlegene Menge nicht zu behaupten, verliert einen großen Theil seiner jungen Krieger, ist jedoch so glüklich, einen der vornehmsten ungarischen Anführer in seine Gewalt zu bekommen, für dessen Loslassung ihm die Ungarn eine große Geldsumme anbieten und endlich einen neunjährigen Waffenstillstand bewilligen.

Bis izt sind die Ungarn wegen der Behendigkeit und Stärke ihrer Reiterei den muthigen und tapfern Teutschen ungemein furchtbar und fast ganz unüberwindlich gewesen; bis izt ist es ihnen sehr leicht geworden, ungeheuere Landesstrecken zu überschwemmen, auszuplündern und zu verwüsten, da Teutschland diesseits des Rheins noch wenige Städte und veste Pläze hat, an welchen sich ihre Verheerungswuth, wie die Meereswogen am Felsengestade, hätte brechen müssen. Aber Heinrich arbeitet während des weislich bedungenen Waffen-

stillstands unablässig daran, diesem Bedürfniß abzuhelfen, und jenen Mangel zu ersetzen. Er errichtet ein eigenes stehendes Kriegsheer, verstärkt die Reiterei, übt sie fleißig zu Roß und zu Fuß in den Waffen, führet nach Art der alten Teutschen Kriegsspiele ein, schenket den gefangenen (größtentheils adelichen) Straßenräubern, die er mit aller Strenge verfolgt, die verwürkte Strafe, wenn sie als ehrliche Männer unter seinem Panier zu dienen angeloben, und bildet aus ihnen eine eigne trefliche Reiterschaar, auf deren besondere Treue und Tapferkeit er sich in allen Fällen verlassen kann. Er legt mehrere veste Burgen und Städte an, versieht sie mit hinlänglichen Besatzungen, bevölkert sie mit Gewerbe treibenden Personen und verordnet, daß alle Versammlungen, Berathschlagungen und Gastgebote in denselben gehalten werden sollten, und wird durch diese weisen Anstalten der Urheber der bessern vaterländischen Kultur. Er läßt es jedoch bei den bloßen Kampfspielen nicht bewenden, sondern gewöhnet seine Kriegsvölker auch an ernstere Waffenübungen—er bekriegt zuvörderst die unruhigen Slaven, unterwirft sich die Daleminzier und Milzier, und erbauet die hohe veste Burg Meißen, um sie von da aus im Zaum halten zu können; er rükt hierauf in Böhmen ein, dessen Herzog Wenzeslav sich der teutschen Oberherrlichkeit entzogen hat, belagert und erobert Prag, und zwinget den Herzog zur Huldigung und zum Tribut; er überfällt die Heväler, berennt im strengsten Winter ihre Hauptstadt Brennaburg,

lagert sich aufs Eis und zwinget sie durch Hunger, Schwert und Kälte zur Uebergabe; er errichtet, um den Empörungen der Rhetrier und übrigen mit ihnen grenzenden slavischen Völkern zu steuern, die Markgrafschaft Nordsachsen, und ernennt seinen tapfern Feldhauptmann Bernhard, den Besieger dieser Völker, zum ersten Markgrafen; er sucht die Normänner in ihren eigenen Wohnsitzen auf, überwältiget den jütländischen König Gorm in einer blutigen Schlacht, sezt über die Eider, die bisherige Grenze Teutschlands, erobert ein beträchtliches Stük Landes, bevölkert es mit teutschen Kolonisten, errichtet die Markgrafschaft Schleswig und übergiebt sie einem Markgrafen zur Beschüzung der teutschen Grenze und des daselbst eingeführten Christenthums.

Unter diesen und mehrern mit Weisheit angeordneten, mit Klugheit geleiteten und mit Muth und Tapferkeit geendigten kriegerischen Beschäftigungen, verstreicht die Zeit des mit den Ungarn geschlossenen Waffenstillstandes. Der edle König läßt die Fürsten, Prälaten, Grafen und Herren zusammen kommen, schildert ihnen in kraftvoller Rede die gegenwärtige Lage des Vaterlandes, und beschließt mit der Frage; ob sie sich den Frieden von den Räubern auch izt wieder erkaufen, oder erkämpfen — ob sie die schimpflichsten Fesseln der Zinsbarkeit aus knechtischem Kleinmuth forttragen, oder als freie Teutsche zerreißen wollen? Die ganze Versammlung erhebt sich und schwört: Krieg und Rache den Barbaren!

Treue und Beistand dem edlen königlichen Streiter für Freiheit und Vaterland! — Bald erscheinen die ungarischen Gesandten und fordern den gewöhnlichen Tribut; Heinrich läßt ihnen einen räudigen Hund, dem Schwanz und Ohren abgeschnitten worden sind, zum Zeichen der tiefsten Verachtung überreichen. Ergrimmt über diese schnöde Abfertigung ihrer Gesandten brechen die Ungarn mit zwei Heeren in Sachsen und Thüringen ein, um sich nicht nur blutig zu rächen, sondern auch das ganze teutsche Reich zu verschlingen — aber izt zeigt es sich, hier sehen und empfinden sie es mit Entsetzen, was Heinrich während des Waffenstillstandes gethan und geleistet hat. — Aufgehalten im Laufe ihrer Verheerungen von den vielen neuerbauten vesten Burgen und Städten und zurükgeworfen von den treflich geübten Schaaren der Teutschen, ziehen sich die wilden ungarischen Horden bei Merseburg zusammen, um den dort gelagerten Kern der teuschen Heereskraft mit einem entscheidenden Streiche zu vernichten—aber Heinrich schlägt und richtet eine gräßliche Niederlage unter ihnen an, und jagt ihnen die zusammen geraubte Beute wieder ab und säubert das Reich von diesen unmenschlichen Gästen. Von der gewonnenen reichen Beute behält der Sieger nichts für sich — er läßt sie zum Theil an Kirchen und Klöster, zum Theil an die Armen und im Kriege Verunglükten großmüthig vertheilen.

Der edle trefliche Mann, der Retter des Vaterlandes, der Stolz des teutschen Adels, beschließt sein großes königliches Tagewerk damit, daß er zwischen dem von ihm in Schuz genommenen mächtigen Grafen Heribert von Vermandais und dem König Rudolf von Frankreich eine gütliche Aussöhnung zu Werke bringet, ohne sich weiter in die verworrenen französischen Angelegenheiten zu mischen und Vortheil daraus zu ziehen — vollendet zu Memleben an der Unstrut im sechzigsten Jahr seines Lebens, nachdem er seinen Sohn Otto, mit Einwilligung der Stände, zu seinem Nachfolger bestimmt, seine zweite Gemahlin Mathilde reichlich begabt, und seine übrigen Söhne, Heinrich, Bruno und Tankmar mit Geld und Gütern abgefunden hat, und nimmt den Ruhm eines nicht nur tapfern und klugen, sondern auch redlichen und menschenfreundlichen Mannes mit ins Grab. Der entseelte Körper des großen Teutschen wird im Gefolge vieler Tausende und unter der so gerechten als herzlichen Wehklage der Edlen und des Volks nach Quedlinburg abgeführt, und in der dasigen Stiftskirche feierlich beigesezt.

---

## Otto der Erste.

Die königliche Wittwe Mathilde hatte bei Heinrichs Lebzeiten schon Alles aufgeboten und angewendet, ihrem Lieblingssohne Heinrich,

den sie ihrem Gemahl als Königin gebohren hatte, die Krone zu verschaffen, aber vergebens — und izt arbeitet sie abermals vergebens an der Durchsetzung dieses Entwurfs. Die teutschen und lotharingischen Herzoge, Grafen, Herren und Kriegsmannen bleiben ihrem gegebenen Worte getreu, versammeln sich der Königswahl halber zu Achen, rufen den jungen Herzog Otto, unter freudiger Beistimmung des ganzen Volks, zum König aus und geloben ihm mit männlichen Handschlag Treue und Beistand wider alle seine und des Reichs Feinde. Die Krönung wird von dem Erzbischof Heribert von Mainz mit großem Gepränge und mit einem in Teutschland noch nie gebrauchten christ-katholischen Zeremoniel verrichtet, und beim Königsmahl übernehmen die Herzoge von Lotharingen, Franken, Schwaben und Baiern verschiedene Aemter zur Bewirthung und Bedienung des Königs.

Otto's Regierungs-Antritt ist ungemein glänzend und glüklich; Teutschland und Lotharingen huldigen ihm mit froher Bereitwilligkeit, welche jedoch keineswegs als Würkung seiner persönlichen Verdienste, sondern lediglich als Würkung der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen die Verdienste seines großen Vaters angenommen werden darf. Denn kaum hat Otto die ersten Schritte auf der königlichen Laufbahn gethan, so verändert sich die Stimmung der Nazion — so welket der Ehrenkranz, denn das väterliche Verdienst um sein Haupt gewunden hat — so wird

sein glänzender Königthron der stärksten Stützen, Ehrfurcht und Liebe, beraubt und oft gewaltig erschüttert. Otto wird ohne ausgezeichnete Fähigkeiten und Tugenden von einem seltnen fast beispiellosen Glücke auf den höchsten Gipfel monarchischer Größe erhoben, und unter den fürchterlichsten Unruhen, Kriegen und Empörungen, von diesem seinen treuen Vormunde mächtig beschüzt und erhalten.

Der Geist der Widersezlichkeit und der Geringschätzung des königlichen Ansehens zeigt sich zuerst in Baiern, da sich nach Arnulfs Tode dessen ältester Sohn Eberhard der königlichen Würde, ohne des Königs Genehmigung, anmasset und auf Otto's Vorladung sogar sammt seinen Brüdern sich weigert, auf dem zur Verantwortung ihnen angesezten Hoftage zu erscheinen. Otto überträgt die herzogliche Würde dem baierischen Pfalzgrafen Berthold, dem Bruder Arnulfs und sezt ihn mit gewafneter Hand selbst in das Herzogthum ein. Ganz Baiern unterwirft sich seinen siegreichen Waffen — Eberhard rettet sich mit der Flucht.

Zu gleicher Zeit suchen sich auch die Böhmen der teutschen Oberherrlichkeit zu entziehen. Boleslav hat seinen Bruder Wenzeslav ermordet und sich ohne Vorwissen und Genehmigung des teutschen Königs auf den slavisch-böhmischen Herzogsstuhl geschwungen. Otto, auf seine königliche Gerechtsame eifersüchtig, fällt mit großer Heeresmacht in Böhmen ein.

und wird mit großem Verlust wieder herausgeschlagen. Er übergiebt hierauf die Vertheidigung der teutschen Gränzländer dem tapfern Herrmann Billung und muß vierzehen Jahre lang kriegen, bis Böhmens Herzog sich ihm unterwirft.

Unter den Franken und Sachsen haben sich bei Heinrich's Lebzeiten schon wegen Besetzung und Verwaltung der wichtigsten und einträglichsten Aemter mancherlei verdrießliche Händel entsponnen, die jedoch unter Otto's Regierung erst in offenbare Feindseligkeiten ausbrechen. Die sächsischen Beamten erlauben sich nicht nur die willkührlichsten Bedrückungen, sondern entziehen sich auch der herzoglichen Gerichtsbarkeit und berufen sich bei jedem verübten Ungebührniß auf den unmittelbaren königlichen Ausspruch, der größtentheils zu ihren Gunsten erfolgt. Herzog Eberhard der großmüthige kommt einst mit einem solchen angesehenen und mächtigen Beamten, dem sächsischen Dinasten Bruning, in Streit und züchtiget ihn mit gänzlicher Verheerung seiner Güter; aber Otto nimmt dieses eigenmächtige Verfahren so hoch auf, daß er den Herzog in eine starke Geldstrafe, seine Anhänger hingegen zum schimpflichen Hundetragen bis Magdeburg verurtheilt — nach überstandener Strafe aber mit Gnadenbezeugungen überschüttet.

Herzog Eberhard unterwirft sich zwar dem königlichen Urtheil, aber Rache kocht in

seinem Busen — und bald bietet sich ihm zur Befriedigung derselben Gelegenheit dar. Des Königs Halbbruder Thankmar glaubt auf die erledigte Grafschaft Merseburg gegründete Ansprüche zu haben, und da Otto bei Verleihung derselben keine Rücksicht auf ihn nimmt, so sucht er sich derselben mit Gewalt zu bemächtigen und bittet den Herzog von Franken um Hülfe. Eberhard vereiniget sich sogleich mit ihm, stürmt und erobert die vesten Plätze Badelik und Ehresburg, nimmt den Bruder des Königs, Heinrich, gefangen und zieht sich hierauf nach Franken wieder zurük. Thankmar bleibt in Ehresburg, wird aber, da Otto selbst der Vestung sich nähert von den Ehresburgern nicht nur, sondern auch von seinen eigenen Kriegsvölkern treulos verlassen und am Altar in der Kirche von einem Lanzenwurf getödtet. Otto beklagt das Schiksal des Unglüklichen mit falscher Wehmuth, und verurtheilt drei Freunde desselben umbarmherzig zum Strange — den mitschuldigen Eberhard läßt er durch den Erzbischof Friedrich von Mainz unter der Zusage gänzlicher Verzeihung zum Frieden bewegen, nimmt ihn erst sehr gnädig auf und verbannet ihn hinterher doch noch auf einige Zeit nach Hildesheim — ein Verfahren, das den Herzog sowol als den Erzbischof, dessen gegebenes Wort dadurch gewaltthätig gebrochen wird, mit Bitterkeit und Rache erfüllet.

Der sonst so großmüthige Eberhard sucht seine Rachbegierde gegen den König auf alle

nur mögliche Weise zu befriedigen, und verbündet sich in dieser Absicht mit dem lotharingischen Herzog Giselbert und mit Otto's leiblichem Bruder Heinrich, den er unter dem Versprechen, ihn auf den Thron zu erheben, sehr leicht in seine Plane verwickelt — und bald bricht die Empörung in Lotharingen und in mehrern Gegenden Teutschlands fürchterlich aus. Otto erkämpft zwar bei Bürich im Clevischen einen entscheidenden Sieg über die Verbündeten, und zwinget sie zur Unterwerfung; aber bald erhebt sich der Sturm von neuem und schreklicher, als vorher — der westfränkische König Ludwig fällt im Elsaß ein, Eberhard und Giselbert gehen bei Andernach über den Rhein und schlagen den schwäbischen Herzog Herrmann aufs Haupt; die Anzahl der Misvergnügten wächset mit jedem Tage und selbst im Lager des Königs vor Breisach lauert die Verrätherei, um einen entscheidenden Streich auszuführen. Man spricht laut und ohne Scheu von Otto's Entthronung; die misvergnügten Grossen des Reichs versammeln sich in dieser Absicht schon zu Mez; selbst die besten Freunde des Königs halten ihn schon für verlohren und sehen seinem Falle mit jedem Augenblicke entgegen — aber Zufall und Glük sind auch diesmal wieder seine Retter. Herzog Eberhard wird von seinen eigenen Verwandten überfallen, und nach einer tapfern Gegenwehr erschlagen; Herzog Giselbert springt in einen mit Menschen schon überladenen Nachen und ertrinkt — und nun ergiebt sich Breisach dem König, nun

ziehen sich die Westfranken aus dem Elsaß zurük, nun muß sich der westfränkische König Ludwig unter allen von Otto vorgeschlagenen Bedingungen zum Frieden bequemen und sich sehr geehrt und glüklich schätzen, daß ihm der teutsche König seine Schwester, die verwitwete Herzogin von Lotharingen, zur Gemahlin giebt.

Die Unzufriedenheit der sächsischen Gränz-Vertheidiger mit dem König hat eine neue Verschwörung gegen ihm zur Folge. Diese wackern Krieger sind zeither lediglich von dem slavischen Tribut unterhalten worden und begehren izt, da jene Völker unter Otto's stürmischer Regierung das Joch der Zinsbarkeit abgeworfen haben, eine billigmäßige Entschädigung und Unterstüzung. Da nun Otto sich nicht geneigt finden läßt, diesem billigen Begehren zu willfahren, so beschließen die Schaarführer, mit Einverständniß seines Bruders Heinrichs, ihn zu ermorden. Dieser entsezliche Anschlag wird jedoch noch glüklich entdekt und durch Bestrafung der vornehmsten Verschwornen vernichtet. Heinrich fällt seinem schwer beleidigten Bruder im Bußgewande zu Füssen und wird begnadiget, und in der Folge sogar nach Berthold's von Baiern Tode zum Herzog von Baiern erhoben.

Bis izt hat Otto lediglich für seine persönliche Sicherheit zu kämpfen gehabt, nun gewinnet er aber Zeit, auch zum Besten des Vaterlandes Etwas zu thun. Er bekriegt die seiner Oberherrschaft sich entzognen slavischen Völker

und dringet ihnen wieder einen schweren Tribut auf: er überfällt die Dänen, die sich von Schleswig wieder Meister gemacht und die ganze von seinen Vater dahin geführte sächsische Kolonie vernichtet haben, schlägt sie mehrere Male aufs Haupt, und zwinget ihren König Harald zur Unterwerfung, zur Leistung des Huldigungs-Eides, und zur Annehmung des Christenthums. Er stiftet zu Havelberg und Brandenburg, zu Schleswig, Ripen und Aarhaus neue Bisthümer und begabt sich mit königlicher Freigebigkeit und frommer Verschwendung.

Das Glük hat Otto's Unternehmungen ungemein begünstiget, und seinen Namen in Teutschland nicht nur, sondern auch in allen benachbarten Ländern verherrlichet; aber noch ermüdet es nicht, seinen Günstling mit Ruhm und Ehre zu überschütten — es winket ihm izt von Italien aus — es ruft ihn auf den Kaiserthron, — es führt ihm sogar ein schönes königliches Weib in die Arme.

Hugo und Lothar, Italiens Könige, sind gestorben; Berengar, Markgraf von Ivrea, hat sich der lombardischen Krone bemächtiget, und dringet in die königliche Wittwe Adelheid, seinem Sohne Adelbert ihre Hand zu geben. Aber Adelheid sieht in Berengar und Adalbert die Mörder ihres Lothar's und widerstehet standhaft und duldet lieber die schmachvollsten Misshandlungen, ehe sie sich zu dieser abscheulichen Verbindung erniedriget. Man sperret

sie in einen vesten Thurm am Garbersee — ein Priester rettet und führet sie unter tausend Gefahren zum Grafen Azzo von Canossa. Azzo, ein treuer Anhänger ihres Hauses, nimmt sie in Schuz und läßt dem Könige der Teutschen, der ebenfalls Wittwer ist, die Hand der schönen Wittwe sammt Italien zum Heirathsgut antragen.

Otto säumet keinen Augenblik dem Rufe des Glückes zu folgen; er gehet im Herbste des Jahres 951 über die Alpen, dringet ohne großen Widerstand in Italien ein, schlägt Berengarn von Canossa hinweg, bemächtiget sich der lombardischen Hauptstadt Pavia, wird von den versammelten Edlen als König von Italien anerkannt und feiert daselbst sein glänzendes Beilager mit der schönen Adelheid. Berengar und Adalbert folgen ihm auf seinem Rükzuge nach Teutschland und werden von ihm auf dem Reichstage zu Augsburg mit Italien belehnet.

Aber dieses glükliche Ereigniß bewirket bald die unangenehmsten Veränderungen in Otto's Familie — es kommt sogar soweit, daß sein eigner Sohn Ludolf zugleich mit dem Herzog Konrad von Lotharingen sich wider ihn empört, daß er sogar genöthiget ist, das Schwert wider ihn zu ziehen. Ludolf und Konrad werden jedoch bald zur Unterwerfung gezwungen; Otto bestraft sie mit dem Verlust ihrer Herzogthümer und giebt Lotharingen seinem eigenen Bruder, dem Erzbischof Bruno von Kölln, und Schwaben dem tapfern Burkhard.

Izt überschwemmen auch die wilden Ungarn wieder das Reich und dringen mit ihren verwüstenden Schwärmen bis in Schwaben ein. Otto bietet die Kräfte von ganz Teutschland auf, um diese schreklichen Gäste in einer entscheidenden Schlacht zu vernichten — und es gelinget ihm, einen blutigen entscheidenden Sieg über sie zu erkämpfen, die Flüchtigen weit über die Grenzen ihres eignen Landes zu verfolgen und das schöne Pannonien ihnen zu entreissen.

Berengar ist nach Italien zurükgekehret und herrscht daselbst als Despot, verfolget die Anhänger Azzo's und Otto's aufs grausamste, wagt sich sogar in die römische Kirche und wirthschaftet mit den Gütern derselben nach tiranischer Willkühr. Man ruft von allen Seiten um Hülfe — und Otto bricht plözlich auf, erscheint plözlich in Italien, zwingt den Tirannen sich in seinen Vesten zu verbergen, gehet nach Rom, wird mit aller ersinnlichen Pracht empfangen und vom Pabst Johann dem Zwölften zum Kaiser gekrönt.

Aber dieser treulose Pabst verbindet sich in der Folge mit dem nach Korsika geflohenen Adalbert, um mit Hülfe desselben die Teutschen aus Italien zu vertreiben — Otto läßt ihn von einer Versammlung von Geistlichen absetzen und die Geistlichkeit und das Volk durch einen Eid sich verpflichten, ohne des Kaisers Einwilligung keinen Pabst mehr zu wählen.

Aber die treulosen Römer rufen nach Otto's Abzuge aus der Stadt den falschen und ausschweifenden Johannes nicht nur wieder zurük, sondern trachten auch dem Kaiser selbst nach dem Leben, wofür er sie aber nachdrüklich züchtiget. Berengar wird gezwungen sich ihm zu ergeben und samt seiner Gemahlin nach Bamberg geschikt, um dort ihr Leben zu beschließen.

Otto gehet zwar zweimal nach Teutschland wieder zurük, hält sich aber in den leztern 10 Jahren seines Lebens die meiste Zeit in Italien auf, läßt seinen mit der Adelheid erzeugten Sohn Otto zum Kaiser krönen, vermählet ihn mit der griechischen Kaisertochter Theophamia und stirbt nicht lange nach seiner Rükkehr nach Teutschland im Benedictiner Kloster zu Memleben im Jahre 974 — im ein und sechszigsten Jahre seines Alters.

Die Mönchskroniker haben sehr Recht, daß sie ihrem verschwenderischen Wohlthäter den Ehrennamen des Großen beigelegt haben. Als Mensch und König war Otto fürwahr! nicht groß — aber als Mönchsfreund und Bereicherer der Geistlichkeit hat Otto, nach dem Zeugnisse seiner Lobredner, seines Gleichen nicht gehabt — ist Keiner größer gewesen, als Er!

# Deutschland
ein
historisches Gemälde

von

F. C. Schlenkert.

Dritter Abschnitt.

---

Braunschweig
1796.

# Darstellungen

aus der

# Geschichte der Deutschen

seit

dem Tode Otto des Großen bis auf Rudolf von Habsburg 973 – 1293.

# Einleitung.

Der Tod Otto's, des ersten römisch-deutschen Kaisers, fiel in einen der merkwürdigsten und glänzendsten Zeitpunkte der Geschichte der Deutschen. Die Grenzen des Reichs waren erweitert und gesichert, benachbarte Völker mußten die Oberherrschaft desselben anerkennen, die fürchterlichsten Feinde, Normannen und Hunnen, waren gedemüthiget, Italien war mit Deutschland vereinigt. Durch die Erlangung der Kaiserkrone erhob Otto die deutschen Könige über alle Fürsten Europa's; selbst der Papst hatte Gehorsam angelobt. Die Deutschen hatten jetzt schon verschiedene Stufen der Ausbildung erstiegen. Aus dem Stande der Rohheit waren sie durch ihre Bekannkschaft mit den Römern gerissen, das Christenthum fing an, ihre Leidenschaften zu zähmen, sie gewöhnen sich bereits an die Herrschaft der Gesetze. Der Anbau der Städte durch den König Heinrich machte sie mit dem geselligen Leben bekannter, in ihren Klöstern faßten schon einige Wissenschaften Wurzeln, und durch die Verbindung mit

Italien konnten sie die Mittel kennen lernen, welche die Ausbildung und Aufklärung des Geistes befördern. Nun also konnte die Nation mit entscheidenden Schritten ihrem wahren Glücke, welches in nichts anderm, als in der Veredlung der Menschheit, in dem Vermögen richtig zu denken und gut zu handeln besteht, wovon in allen Umständen einzig das Wohl des Staats abhängt, entgegen gehn. — Die Geschichte wird uns lehren, wie unsre Vorfahren diese Vortheile, welche sie damals in den Händen hatten, oder erlangen konnten, zur Befestigung des Wohls ihrer Nachkommen anwandten, wie ihre Regenten die Pflichten, das Volk jenem Ziele des Staats zuzuführen, erfüllten, wie die Anzahl der geistigen und sinnlichen Vollkommenheiten, welche die bürgerliche Gesellschaft ihren Gliedern gewähren kann, vermehrt, die Einsichten der Menschen in allen Volksklassen erweitert und berichtigt, ihr Geschmack veredelt, ihre Selbstständigkeit gestärkt und ihr Gefühl der Menschenwürde erhöhet wurden.

## Uebersicht

## der Verfassung Deutschlands in diesem Zeitraume.

Seit dem Vertrage zu Verdün war Deutschland keine Provinz der fränkischen Monarchie mehr, sondern wurde als ein unabhängiges, selbstständiges Reich betrachtet. Ludwig der Deutsche, Konrad, Heinrich I. und besonders Otto, hatten sein Ansehen sehr vermehrt, es von dem Drucke seiner mächtigen Nachbaren befreiet, die Ansprüche derselben vernichtet, den verheerenden Anfällen der Hunnen Grenzen gesetzt und überhaupt die Ehre der Nation so erhöhet, daß nicht nur die angrenzenden Fürsten, sondern auch selbst die griechisch-römischen Kaiser zu Constantinopel und die Sultane der Türken und Araber Hochachtung für dieselbe bewiesen. Bei dem Tode Otto I. hatte Deutschland zwar nicht völlig die Grenzen, welche es jetzt umgeben, aber doch fast eben die Größe. Jenseits des Rheins begrif es Lothringen und Burgund unter sich, gegen Norden und Osten erstreckte sich sein Gebiet bis an die Havel und Oder. Genau waren die Gränzen damals nicht bestimmt.

Sie hingen von dem Erfolge der Kriege ab, welche von Zeit zu Zeit gegen die Dänen, Wenden, Slaven und Ungern geführt wurden. Deutschland hätte freilich durch seine Größe und Kräfte sich heben und um sich her Eroberungen machen können, besaß aber schon damals selten Gemeingeist genug, auf einen Punkt hinzuwirken. Anstatt, daß es seine unruhigen Nachbaren sich hätte unterwerfen können, mußte es lange vieles Ungemach von denselben dulden. Machten es diese zu arg; so wurde zwar ein Kriegszug gegen sie vorgenommen, aber auch sobald, als es nur thunlich war, abgebrochen, ohne daß der Grund der Fehde völlig gehoben und die Ruhe gesichert wäre. Man begnügte sich, die nächsten Stämme des feindlichen Volks, die man gerade erreichen konnte, zu demüthigen, und man gieng gerne wieder nach Hause, wenn sie Frieden, oder wohl gar das Christenthum anzunehmen versprachen. Nur nach oft wiederholten Blutvergießen konnten die Markgrafschaften Schleswig, Brandenburg, Meissen, Lausitz, Mähren und Oesterreich zum Schutz der Grenzen befestigt und behauptet werden. Hiezu kam, daß die Deutschen nicht die Geschicklichkeit anwandten, jenen Völkern ihre Sprache, Gesetze und Sitten mitzutheilen und die Herzen der Ueberwundenen zu erobern.

Die Deutschen selbst bestanden aus verschiedenen Völkerschaften, zwischen welchen jetzt noch ein scharfgezeichneter Unter-

schied herrschte, ob sie gleich theils ächten deutschen Ursprungs, theils durch langen Aufenthalt schon einheimisch geworden waren, einerlei Sprache und Religion, ein gemeinschaftliches Oberhaupt, auch einige allgemein angenommene Geseze hatten. Die Franken, in der Mitte Deutschlands, genossen wegen ihrer ehmaligen Macht, womit sie die Monarchie gestiftet und behauptet hatten, ein vorzügliches Ansehen. Ihre Fürsten wollten immer noch eine Hauptrolle im Reiche spielen und das nächste Recht zum Throne haben. Die Lothringer wollten auch jetzt gern noch unabhängig seyn und suchten bei mehrern Gelegenheiten ihr voriges Reich wieder herzustellen, wozu sie ihre Lage zwischen Frankreich und Deutschland benutzten. Auch die Baiern verfolgten dieses Ziel; mehr als einmal bestrebten sie sich, das alte baiersche Reich wieder aufzurichten. Auch die Schwaben betrachteten sich als ein Hauptvolk, indem sie Nachkömmlinge der Allemannen waren, deren Gebiet sich jenseits des Rheins und über einen Theil Helvetiens erstreckte. Die Thüringer hatten zwar schon mehr, als die Vorhergenannten, von ihrer Selbstständigkeit eingebüßt, da sie größtentheils mit ihren Besitzungen von ihren mächtigern Nachbaren, den Franken und Sachsen, verschlungen und mit denselben vermischt waren; sie verlohren dessen ungeachtet das Andenken an ihre vorige Größe noch nicht. Unter Allen ragten aber jetzt die Sachsen hervor.

Diese hatten eben dem Reiche die wichtigsten Dienste geleistet. Durch sie vornehmlich waren die Hunnen, dieser allgemein schreckhafte Feind, die Normannen und Slaven, zurückgeschlagen und gedemüthigt. Keiner der übrigen Volksstämme hatte aber auch so Gelegenheit, sein Gebiet zu erweitern. Jezt, da ihre Fürsten die Königswürde mit so vielem Glücke und Nachdrucke führten, erhielten sie ein merkliches Uebergewicht in Deutschland.

Obgleich diese Völkerschaften gegen einander in verschiedenen Verhältnissen, die aus den Eigenthümlichkeiten ihrer Wohnplätze, ihrem Character, den, jeder von ihnen eigenen Sitten, Gesetzen und Absichten entsprangen, standen; so waren sie doch nun zu einer Staatsverfassung vereinigt. Diese war nicht nach einem Entwurfe des menschlichen Verstandes, sondern durch den Zufall nach und nach entstanden. Daher war sie ein Gemisch aus den römischen, gallisch-fränkischen und altgermanischen Staatseinrichtungen und Gesetzen. Ungeachtet jetzt noch die Nation bei der Gesetzgebung und bei der Wahl ihrer Fürsten gefragt wurde, so war doch hier keine Demokratie mehr, da die Entscheidung größtentheils schon die Großen an sich gezogen hatten, die eine zusammengesetzte Aristokratie bildeten. Volksregierung und Volksfreiheit, Aristokratie und Herrscherdruck waren jetzt schon in Deutschland sonderbar verflochten. Die Monarchie sollte die-

ses alles unter ihre Flügel nehmen. Ein aus so verschiedenen, sich entgegenstrebenden Theilen zusammengesetzter Staat mußte nothwendig oft mit sich im Widerspruche stehen. In der That entsprangen aus dieser Quelle unaufhörliche Bewegungen. Bald ergrif ein Großer gegen den Andern die Waffen, um ihn sich zu unterwerfen, bald verbanden sie sich wieder, um das Volk zu unterdrücken, oder ihrem gemeinschaftlichen Oberherrn einen Theil des Gehorsams zu entziehen, den sie ihm schuldig waren. Aus diesem Streben gegen einander, aus dieser Spannung, worin Volk, Fürsten und König gesetzt waren, entstand die sogenannte deutsche Freiheit. Die Nation glaubte sich frei, wenn sie um ihre Stimme gefragt wurde und sie sich vor der Unterdrückung der Grafen, Bischöfe und Herzöge schützen konnte; diese Großen verstanden darunter, wenn sie ihre Gewalt gegen Volk und König auszudehnen vermochten; der König hielt es für Freiheit des Reichs, wenn seine Befehle ohne Widerstand befolgt wurden. Bei dem Anfange dieses Zeitraums hatte jedoch die Monarchie mehr Kraft, als ihr in der Folge geblieben ist. Die Könige aus dem sächsischen Geschlechte herrschten beinahe unumschränkt. Das Glück, womit sie Kriege führten, ihre Eroberungen, die Wohlthaten, welche sie ausspendeten, die Einrichtungen, die sie zur Beruhigung, zum Wohlstande und Aufnahme der Nation veranstalteten, mach-

ten sie beliebt und gaben ihnen mehr Gewalt in die Hände, als sie nach der ursprünglichen Verfassung hätten verlangen können. Die Großen erschracken, wenn Otto I. sie zornig anblickte; sie zitterten, wenn er an seinen majestätischen Bart griff. Das königliche Ansehen entsprang theils aus dem Andenken an den glorreichen großen Karl, theils aus der Erinnerung an die ehmaligen römischen Imperatoren, August, Trajan, Justinian, deren glänzende Vorbilder noch vorschwebten und in deren Stelle die deutschen Kaiser zu treten schienen. Hierzu kam noch die Meinung, daß die Kaiser in weltlichen Dingen, wie die Päpste in den geistlichen, die Ersten seyn müßten. Die Christenheit konnte nicht getheilt werden; es war nur ein Glaube, eine Gemeinschaft der Gläubigen; der Kaiser war erster Beschützer der Kirche, also auch der vornehmste Monarch in der Christenheit. — In Deutschland war er oberster Heerführer. Niemand machte ihm diese Stelle bei einem Nationalkriege streitig. Er war oberster Richter. Nicht nur auf seinen Zügen durch das Reich hielt er, wo er hinkam, selbst Gericht, sondern er ließ auch überall in seinem Namen die Gerechtigkeit verwalten. Er war die einzige Quelle aller Ehrenstellen; er verlieh und bestätigte Freiheiten, Vorzüge und Gerechtsame. Alle Fürsten, geistlichen und weltlichen Standes, sahen ihn als ihren Oberherrn an. Besonders herrschten die Ottonen fast will-

führlich. Sie setzten Grafen und Herzöge ein und ab, wie es ihnen gefiel; legten Festungen und Städte an, wo sie wollten; errichteten neue Grafschaften, Herzogthümer und Bisthümer und legten diesen Ländern neue Gerechtsame fast nach Gutdünken bei. Nur bei den altgermanischen Herzogswürden scheinen bisweilen von dieser Alleinherrscherei Ausnahmen gemacht zu seyn, so wie wir auch finden, daß die Könige, wenn nicht immer, doch oft bei dergleichen Unternehmungen den Rath und die Einwilligung der Großen, ja selbst die Einstimmung des Volks, suchten; so verhielt es sich auch mit der Gesetzgebung. Oft wurde der bloße Wille des Königs schon als Gesetz angenommen; ein andres Mal mußten seine Verordnungen vorher in den Volksversammlungen geprüft und gebilligt werden, ehe sie Kraft erhielten. — Die Einkünfte der Krone waren beim Anfange dieses Zeitraums groß genug, ihr Glanz zu geben. Da es noch nicht Sitte war, stehende Kriegsvölker und einen glänzenden Hof zu unterhalten, da die Bedienungen nicht für Geld verwaltet wurden, die Großen noch einfach und genügsam lebten und für sich keine Kriege führten, so brauchten sie keine große Ausgaben zu machen. Eigentliche Steuren fanden damals gar nicht Statt. Es gab durch ganz Deutschland zerstreut liegende Grundstücke, welche aus einzelnen Höfen, Dörfern und Städten, auch größern und kleinern Landstri-

chen bestanden, die zum Unterhalte des Monarchen bestimmt waren. Sie hießen daher königliche Kammer- und Tafelgüter. Die Könige ließen sie für ihre Rechnung verwalten und den Ueberschuß an Gelde und Früchten sich abliefern. Hier erhoben sie auch Zölle, wenn solche da angelegt waren, übten da durch ihre Pfalzgrafen die Gerichtsbarkeit aus und genossen aller der Rechte, die den freien deutschen Gutsbesitzern zustanden. In der Folge aber wurden diese Güter dem Throne, theils durch geistliche und weltliche Stände entzogen, theils ihnen von einigen Kaisern zu Lehen übergeben, oder gar geschenkt, um sich die Zuneigung derselben zu versichern. Außer diesen erhielten die Monarchen zuweilen freiwillige Gaben von den Nationen, oder den Großen wenn sie vor ihnen erscheinen. Ueberhaupt war es Sitte, daß die Provinz, oder Stadt, worin sich der König gerade aufhielt, denselben unterhalten und dazu Naturallieferungen in dessen Küche und Keller leisten mußte. Geschah es nun, daß der verlängerte Aufenthalt desselben der Landschaft zu lästig fiel; so bat man ihn, sich zu entfernen, man versagte ihm die Lebensmittel, und suchte endlich ihn mit Gewalt zu vertreiben.

Sollten nun einmal große Unternehmungen geschehen, Kriege gegen auswärtige Feinde, oder zur Herstellung der Ruhe im Innern geführt werden, so trat der Lehndienst

in seine Kraft. Alsdann wurden die Vasallen, welche Länder und Gerechtsame vom Kaiser und Reiche zu Lehen besaßen, zur Heersfolge aufgefordert. Diese rüsteten sich dann nebst ihren Hintersassen aus, versahen sich auf eine Zeit, so lange man nämlich glaubte, daß der Feldzug dauern würde, mit allen Nothwendigkeiten, zogen unter dem Oberbefehle des Königs, oder desjenigen Herzogs oder Grafen, dem er ihn auftrug, gegen den Feind, leisteten soviel sie wollten, giengen aber nach Hause, wenn sie aufgezehrt hatten, und ihnen dann das Land oder der Feldherr keinen Unterhalt mehr verschaffen konnten. — Wie also die Kraft und der Erfolg der Unternehmungen der Könige von ihrem persönlichen Werthe, ihrer Klugheit und Tapferkeit und dem dadurch erworbenen Ansehen abhing und wie ihr eigenes Vermögen ihren Einfluß bestimmte und das Maaß ihrer Herrschaft erweiterte, und wie sie aus diesen Ursachen entweder willkührlicher herrschen durften, aber desto stärkere Einschränkungen sich gefallen lassen mußten, so verhielt es sich auch insonderheit mit den Regalien. Einige Kaiser schalteten mit den Herzogthümern und Grafschaften, als einem Eigenthume. Sie setzten Herzöge und Grafen ab und ein, und verschenkten Länder und Würden an wen sie wollten nach Belieben aus Gnade. Andre durften nicht so willkührlich verfahren, sie mußten wenigstens die Beistimmung des Volks und der Großen

suchen. Die Uebergabe geschahe bei den Weltlichen durch Darreichung einer Lanze mit einer Fahne, bei den Geistlichen durch Ring und Stab, bisweilen auch durch den Handschuh, als Zeichen der Einwilligung. Als die Fürsten Mittel gefunden hatten, sich in ihren Ländern und Würden erblich zu machen und als die Päpste die Investitur der Geistlichen sich zueignen wollten, fing man erst an, über die eigentliche Bedeutung dieser Sinnbilder nachzudenken, und jeder erklärte sie zu seinem Vortheile.

Vicariatsregimente gab es damals nicht in dem jetzigen Verstande. Gewöhnlich blieb bei dem Tode des Kaisers ein Theil seines Ansehns in Regierungssachen auf seinem Hause haften. Bisweilen führten seine Brüder, die Witwe, auch wohl die Mutter, oder Schwester, wenn sie Zutrauen erworben hatten, die Regierung nebst der Vormundschaft über den minderjährigen König fort. Ein anderes Mal eigneten sich andre Reichsfürsten, die zugleich durch ihre Tugenden beliebt waren, die Zwischenverwaltung zu, oder sie wurde ihnen übertragen: bald fingen aber auch die Geistlichen an, sich hinzuzudrängen und man verstattete es ihnen desto leichter, da sie Fähigkeiten besitzen mußten.

Neben dem königlichen Throne erhebt sich in Deutschland noch eine Macht, die Macht der Fürsten. Sie waren Vorsteher, die Fordersten, Ersten und Obersten jener altdeut-

schen

schen Volkstämme, welche zu Heerführern und Richtern wegen ihrer Tugenden und Erfahrung, durch Beweise ihrer Weisheit, Rechtschaffenheit, Gerechtigkeitsliebe und Bürgersinns gewählt und erhoben wurden. In dem vorhergehenden Zeitraume gab es unter ihnen einen wesentlichen Unterschied. Man unterschied zwischen denen, die aus der altgermanischen Verfassung abstammten und gewissermassen geborne Fürsten des Volks waren, und denen, welche von den Königen fränkischen Stamms, als Herzöge, Richter, oder Grafen, überhaupt als königliche Statthalter und Amtsverweser (Missi dominici) angestellt wurden. Die Würde der Erstern haftete an der Nation der Franken, Sachsen, Baiern, Schwaben und Lothringer, und fing jetzt auch an, auf letztere überzugehen, sogar auf die Geistlichen, welche königliche Aemter verwalteten, und Land und Leute an sich gebracht hatten. Schon hierdurch entstand zwischen diesen Großen eine besondere Stimmung. Jene strebten nach ihrer ehmaligen Hoheit, nach der Unabhängigkeit der Nation, der sie vorgesetzt waren, wovon ihre eigene der Preis schien; diese beeiferten sich, ihnen ähnlich zu werden. Beide stellten aber den König als Vorbild auf, dem sie in ihrer Lage an Macht, Herrschaft und Verhalten gleich werden müßten. Jedoch waren sie bei dem Anfange dieses Zeitraums abhängiger, als je. Ihr Glück und Bestand lag gänzlich in der Hand des Königs. Wenn auch die Ottonen bisweilen gegen einen

Großen mit Rücksichten verfuhren und demselben etwas zugestehen, das als Recht des Eigenthums und der Erbfolge zu seyn scheint: so geschah es doch allemal nur aus besondern Gründen, aus Rücksicht auf erworbene Verdienste um ihre Person und um das Reich. Sie betrachteten sie, als ihre angebornen Diener, beriefen sie an den Hof, nahmen sie in ihr Gefolge, gebrauchten sie zu Gesandtschaften, setzten sie als Befehlshaber in Festungen, als Statthalter in Provinzen, gaben ihnen die Leitung der Heere, und Keiner weigerte sich, den Befehlen des Königs zugehorchen; der es that, wurde für ungehorsam gehalten und bestraft. So waren sie abhängig vom Könige, aber auch abhägig vom Reiche, das heißt, von der Zuneigung des Volks und ihrer Mitfürsten, denn sie wurden mit Einwilligung derselben eingesetzt, oder abgesetzt. Nichts ist schwerer, als hier jetzt eine Grenze zwischen der Gewalt des Kaisers und den Befugnissen dieser Großen zu ziehen. Bald wird etwas als ein Recht des Königs oder der Fürsten ausgegeben, was es ein anderes Mal nicht seyn sollte, bald mußte jener in seinen Forderungen, bald diese in ihren Anmaßungen nachgeben, bald wurde jener für einen Tyrannen und Despoten ausgeschrieen, bald diese als Rebellen behandelt, wenn sie ihre vermeintlichen Befugnisse geltend machen wollten. Gewiß ist, daß sich die Macht der Großen hauptsächlich durch die Erbfolge vermehrte. Der König ließ die väterliche Würde dem Sohne, wenn der Vater

gut gewesen und der Sohn tauglich war; oft wurde sogar auf die Töchter, oder andere Verwandte Rücksicht genommen, um so mehr, wenn die fürstliche Familie Güter und Anhang in der Provinz erworben hatte und dadurch Kraft besaß, dieselbe im Gehorsam zu erhalten und sie zu schützen. Die Einkünfte der Fürsten waren von der nemlichen Beschaffenheit, wie die der Könige. Sie flossen aus den, ihnen in ihrer Provinz eingeräumten Grundstücken und aus der Gerechtigkeitspflege. Dazu erwarben sie sich auch Eigenthum, woraus ihre Kammergüter entstanden. Waren außerordentliche und große Ausgaben erforderlich, so durften sie Beden veranstalten, Beiträge vom Lande bittweise. Fortdauernde Steuern waren in Deutschland noch nicht eingeführt. Jeder lebte von seinem Eigenthume, von der Arbeit seiner Hände und seinem Kunstfleiße.

Wenn nun im deutschen Reiche etwas mit vereinigten Kräften unternommen, wenn Krieg geführt, neue Gesetze und Anordnungen sollten gemacht werden; so mußten Fürsten, König und Volk einig seyn. Hierdurch entstand die Reichsversammlung, der Reichstag. Ehemals hielten die Deutschen ihre Nationalversammlung jährlich auf den Merz, oder wenn die Witterung noch zu rauh war, auf den Mayfeldern, auch wohl, wenn es die Umstände erforderten, des Herbstes noch einmal, wobei jeder freie Mann und Gutsbesitzer bewaffnet

erscheinen und seine Meinung sagen konnte. Diese Volksversammlungen hörten auf, als das Bereisen zu beschwerlich und kostbar wurde, als die Großen alle Macht an sich zogen und das Volk nicht mehr zur Sprache kam. Die Nation wurde es gewohnt, für sich sprechen zu lassen. Jetzt war es Sitte, daß die Kaiser, wenn sie glaubten, eine solche Versammlung zu ihrer Absicht nöthig zu haben, den Großen befahlen, zu erscheinen. Die nicht erschienen, mußten sich entschuldigen. Der Kaiser eröffnete die Versammlung mit einem Vortrage seiner Absichten, Wünsche und Bitten. Dann wurde darüber hin und hergesprochen. Wenn man endlich sah, wohin die Meynung der Meisten ausfiel; so that der Kaiser einen Endspruch, der Gesetzes Kraft erhielt. Man kann leicht denken, welchen Einfluß die Geistlichkeit hierbei erhalten mußte, da sie allein im Besitz einiger Beredtsamkeit war und den Beistand der Religion auf ihrer Seite hatte. — Aber nicht immer gieng es so feierlich zu. Oft versammelte der Kaiser nur einige Fürsten, die er gerade ablangen konnte, um sich her, fragte sie um Rath, überlegte mit ihnen die Sache, und faßte einen Beschluß. Diese Versammlungen werden von den Schriftstellern des Mittelalters Colloquia, Curiae, Conventa, Comitia, Parlamente genannt, und haben zu dem jezigen Reichskonvente, und auch zu den ständischen Landtagen den Grund gelegt. Oft nah-

men sich aber auch die Fürsten die Freiheit, sich zu versammlen, wenn sie entweder gegen den Kaiser, oder sonst zu ihrem gemeinschaftlichen Besten etwas beschließen wollten, woraus die Fürstentage und Fürstenbündnisse entstanden sind.

# Deutschland unter Otto des großen Nachfolgern aus dem sächsischen Geschlechte.

Nachdem Otto Deutschland gegen seine äußere Feinde gesichert und die Ruhe im Innern befestigt hatte; so hätte seine Pflicht erfordert, es bei dem errungenen Frieden zu erhalten, sich der Regierung desselben ganz zu widmen, Wohlstand unter den Bewohnern zu verbreiten und überhaupt das Glük der Nation durch die Benutzung der Mittel, ihre Sitten zu bilden und ihren Verstand aufzuklären, herbeizuführen. Aber die Stimmung des Zeitalters und der Gang der Begebenheiten, dem auch die größten Geister oft nachgeben müssen, eröffneten noch ein weites Feld für seinen Trieb nach Thaten und Herrschaft. Er wurde durch die, von dem gewaltthätigen Könige Beren-

gar gedrückten Fürsten nach Italien gerufen. Hier fand er seine zweite Gemahlin und mit derselben einen Anspruch auf die Königswürde. Jetzt erhielt er Gelegenheit, das abendländische Kaiserthum herzustellen, und weil Karl der Große das einzige Muster war, nach welchem sich die Fürsten dieser Zeit bilden zu müssen glaubten, und da Otto schon viele Aehnlichkeit mit diesem großen Manne erlangt hatte; so nahm er auch, wie jener, vom Papste, 962 die Krone und den Namen eines römischen Kaisers an und verband Italien bis auf den untern Theil desselben, welcher noch in den Händen der römisch-griechischen Kaiser zu Constantinopel blieb, mit dem deutschen Reiche. Von dieser Zeit an vermehrten sich seine Geschäfte und Beschwerlichkeiten. Bei der Erweiterung seiner Macht wurden die Großen Deutschlands eifersüchtiger, als vorher; die Italiäner sträubten sich gegen die Herrschaft der Deutschen, oder wurden derselben bald müde und ungetreu; der Papst wünschte zwar vom Kaiser Schutz und Begünstigung, aber er wollte nie dessen Macht über sich und über Italien völlig gegründet wissen. Allein Otto wußte sein Ansehn zu behaupten, er trat, als er 973 starb, mit Beifall vom Schauplatze, hinterließ aber seinen Nachfolgern ein unübersehbares Feld zur Bearbeitung in politischer und moralischer Hinsicht. — Er hatte, besorgt die Krone seinem Hause zu erhalten, schon vor seinem zweiten Zuge nach Italien, welches ihm mit mancherlei Ge-

fahren drohete, seinen Sohn zu seinem Nachfolger wählen lassen. Otto II. ergriff also gleich, nachdem er noch einmal zu Magdeburg zum Könige ausgerufen war, die Zügel der Regierung. Obgleich der größte Theil des Volks diese Nachfolge billigte und ein Erbrecht des Königs auf den Thron gleichsam anerkannte; so gab es doch auch unter den Großen einige, welche dieses Verfahren der Freiheit der Nation oder vielmehr ihrer eignen für gefährlich hielten, die in dem sächsischen Geschlechte vereinigte Macht fürchteten und daher sich der Erhebung Otto's widersetzten, zumal da er gleich anfangs einige Handlungen einer unumschränkten Herrschaft verrichtete, unter andern in dem Grenzstreite zwischen den Herzögen von Schwaben und Baiern, welche damals die mächtigsten Fürsten des Reichs waren, einen willkührlichen Machtspruch that. Heinrich von Baiern, von Natur zänkisch, hierdurch beleidigt, lehnte sich nun gegen ihn auf, zog die Böhmen und Pohlen auf seine Seite und ließ sich sogar 974 von dem Bischofe Abraham von Freisingen zu Regensburg auch eine deutsche Königskrone, auf welche er, als Enkel Heinrichs I. Anspruch machen zu können glaubte, mit der Einwillung einiger Fürsten, aufsetzen. Aber Otto drang schnell gegen die Verbündeten an, und obgleich ein Theil seines Heers von den Böhmen bei Pilsen aufgerieben wurde, zwang er doch den Herzog zur Unterwerfung und verbannte ihn nach Utrecht in den Gewahrsam des Bischofs Poppo;

gar gedrückten Fürsten nach Italien gerufen. Hier fand er seine zweite Gemahlin und mit derselben einen Anspruch auf die Königswürde. Jetzt erhielt er Gelegenheit, das abendländische Kaiserthum herzustellen, und weil Karl der Große das einzige Muster war, nach welchem sich die Fürsten dieser Zeit bilden zu müssen glaubten, und da Otto schon viele Aehnlichkeit mit diesem großen Manne erlangt hatte; so nahm er auch, wie jener, vom Papste, 962 die Krone und den Namen eines römischen Kaisers an und verband Italien bis auf den untern Theil desselben, welcher noch in den Händen der römisch-griechischen Kaiser zu Constantinopel blieb, mit dem deutschen Reiche. Von dieser Zeit an vermehrten sich seine Geschäfte und Beschwerlichkeiten. Bei der Erweiterung seiner Macht wurden die Großen Deutschlands eifersüchtiger, als vorher; die Italiäner sträubten sich gegen die Herrschaft der Deutschen, oder wurden derselben bald müde und ungetreu; der Papst wünschte zwar vom Kaiser Schutz und Begünstigung, aber er wollte uie dessen Macht über sich und über Italien völlig gegründet wissen. Allein Otto wußte sein Ansehn zu behaupten, er trat, als er 973 starb, mit Beifall vom Schauplatze, hinterließ aber seinen Nachfolgern ein unübersehbares Feld zur Bearbeitung in politischer und moralischer Hinsicht. — Er hatte, besorgt die Krone seinem Hause zu erhalten, schon vor seinem zweiten Zuge nach Italien, welches ihm mit mancherlei Ge-

fahren drohete, seinen Sohn zu seinem Nachfolger wählen lassen. Otto II. ergriff also gleich, nachdem er noch einmal zu Magdeburg zum Könige ausgerufen war, die Zügel der Regierung. Obgleich der größte Theil des Volks diese Nachfolge billigte und ein Erbrecht des Königs auf den Thron gleichsam anerkannte; so gab es doch auch unter den Großen einige, welche dieses Verfahren der Freiheit der Nation oder vielmehr ihrer eignen für gefährlich hielten, die in dem sächsischen Geschlechte vereinigte Macht fürchteten und daher sich der Erhebung Otto's widersetzten, zumal da er gleich anfangs einige Handlungen einer unumschränkten Herrschaft verrichtete, unter andern in dem Grenzstreite zwischen den Herzögen von Schwaben und Baiern, welche damals die mächtigsten Fürsten des Reichs waren, einen willkührlichen Machtspruch that. Heinrich von Baiern, von Natur zänkisch, hierdurch beleidigt, lehnte sich nun gegen ihn auf, zog die Böhmen und Pohlen auf seine Seite und ließ sich sogar 974 von dem Bischofe Abraham von Freisingen zu Regensburg auch eine deutsche Königskrone, auf welche er, als Enkel Heinrichs I. Anspruch machen zu können glaubte, mit der Einwillung einiger Fürsten, aufsetzen. Aber Otto drang schnell gegen die Verbündeten an, und obgleich ein Theil seines Heers von den Böhmen bei Pilsen aufgerieben wurde, zwang er doch den Herzog zur Unterwerfung und verbannte ihn nach Utrecht in den Gewahrsam des Bischofs Poppo;

das Herzogthum Baiern übertrug er seinem Vetter, Otto von Schwaben. Während dieses Kronstreits suchte der König Harald von Dännemark sich von seiner Verbindlichkeit gegen die Deutschen loszureissen; Otto bemächtigte sich aber Jütlands, und nöthigte Haralden, sich zu einem jährlichen Tribut anheischig zu machen und seinen Sohn zur Geisel der Treue zu geben. Nun schritt er zur Vermehrung seiner Herrschaft fort. Die Lothringischen Großen, besonders die Söhne des abgesetzten Grafen Raginer, nach der Unabhängigkeit strebend, nützten ihre zu diesem Zweck vortheilhafte Lage. Sie wollten zwar die deutsche Freiheit, aber nicht Unterthanen des Kaisers seyn. Jetzt fanden sie bei Lothar von Frankreich thätigen Beistand. Otto glaubte diesen Streit zu endigen, wenn er das Herzogthum in Lothringen, dem Bruder Lothars, Karln, als Lehn vom Reiche übergäbe. Aber Lothar, hiemit unzufrieden, rückte plözlich 978 gegen den Kaiser los, der zu Achen unbekümmert Hof hielt und sich kaum nebst seiner Gemahlin mit der Flucht retten konnte. Seine Schätze, seine mit Speisen besetzten Tafeln wurden eine Beute der Franken, die nun sogar den Adler auf dem kaiserlichen Pallaste nach Frankreich hindreheten, als wenn sie mit der Einnahme der kaiserlichen Wohnung sich schon des Reichs bemächtigt hätten. Der ehrgeitzige Otto hierdurch aufgebracht, fiel darauf mit einem starken Heere über die ihrem Kaiser und Volke angethane treulose Beschim-

pfung entrüsteter Deutschen in Frankreich ein, verheerte Champagne und Isle de France, und rückte siegreich vor die Thore von Paris. Er zertrümmerte die Vorstädte und ließ auf dem Martyrberge von den Priestern, welche er zu dem Ende in großer Menge zusammenbrachte, ein Halleluja singen, welches in den Straßen der stolzen Stadt Schreken und Verwunderung verbreitete. Da jedoch die Pariser durch häufige Ausfälle sein Heer schwächten, mußte er nach einer fast dreimonatlichen vergeblichen Belagerung den Rückzug nehmen, auf welchem theils durch die verfolgenden Feinde, theils durch die Witterung, eine große Anzahl der Deutschen aufgerieben wurde und alles Gepäcke verlohren gieng. Kaum konnte Otto, ohne abgeschnitten zu werden, die Grenzen erreichen, über welche nun die Franken weit hinüberstreiften. Indessen kam es doch im folgenden Jahre zum Frieden. Otto und Lothar hielten eine Zusammenkunft an der Saar, wo Karl die Belehnung über Lothringen vor dem deutschen Könige auf den Knieen empfing. Darauf gieng Otto nach Italien, wo heftige Unruhen herrschten. Die Städte in der Lombardei, an deren Spitze Mailand stand, welche durch die Handlung schon große Reichthümer erworben hatten, strebten nach Unabhängigkeit und Vergrößerung. Sie wollten weder den kaiserlichen Grafen Folge leisten, noch mit ihren Nachbaren friedlich leben. Auch die Römer hatten sich unter Anführung des Crescentius

empört, den mit kaiserlicher Genehmigung gewählten Pabst Benedict VI. ermordet und Bonifaz VII. der ihnen ergeben war und sich erbot, lieber unter den griechischen, als deutschen Kaisern zu stehen, gewählt. Otto hielt in den ronkalischen Gefielden über die Italiäner Gericht. Er zwang die Empörer zur Ruhe; Rom unterwarf sich. Nun wollte er auch Apulien, auf welches er durch seine Gemahlin Theophania, eine constantinopolitanische Prinzessin, ein Recht erlangt zu haben glaubte, in Besitz nehmen. Allein die Griechen riefen die Sarazenen aus Afrika zu Hülfe, um nicht allein Unter-italien zu behaupten, sondern auch die Deutschen wieder gänzlich aus Italien zu vertreiben. Otto war anfänglich glüklich. Aber in einem Haupttreffen verließen ihn die italiänischen Hausvölker; der größte Theil seines Heers wurde mit der Blüthe des deutschen Adels von den Sarazenen niedergehauen. In der Gefahr, selbst gefangen zu werden, stürzte sich der Kaiser in die See und rettete sich in ein vorbeiseegelndes Haudelsschiff. Indem der Schiffspatron noch nicht mit sich einig war, ob er den großen Gefangenen nach Constantinopel ausliefere, oder die von demselben angebotenen Schätze nähme, warf sich Otto vom Verdecke hinab in die Fluten und schwamm glücklich bei Rossano ans Land. Diese schimpfliche Niederlage, worüber seine griechische Gemahlin noch dazu spottete, wirkte sehr auf das Gemüth des ehrgeitzigen Otto's. Er wurde seitdem nicht

wieder froh, sondern strenge und grausam. An den Italiänern rächte er sich wegen ihrer Treulosigkeit sehr scharf. Bei einem zu Rom angestellten Feste ließ er die Gäste, welche ihm verdächtig waren, niederhauen, und verordnete durch ein Gesetz, man solle keinem Italiäner auf seinen Eid trauen. Auch in Deutschland zog dieses Unglück traurige Folgen nach sich. Auf die Nachricht davon, erhoben sich alle slavischen Völker, um das Joch der Deutschen und der christlichen Religion abzuwerfen. Sie drangen mit Feuer und Schwerdt tief in Deutschland hinein, ihre Nationalgottheiten an dem Gotte der Christen zu rächen. Hierzu kam, daß jetzt auch viele Große ihre Unzufriedenheit über die bisherige willkührliche Herrschaft des Kaisers äußerten. Um das Reich zu retten, berief Otto eine Versammlung der Fürsten nach Verona. Sie versprachen, durch seine Klagen und Bitten erweicht, ihm nicht nur aus Mitleiden thätigen Beistand, sondern wählten auch den dreijährigen Sohn desselben zu seinem Nachfolger. Als er nun in Begrif war, seinen Feinden entgegen zu gehen, riß ihn der Unmuth über sein Mißgeschick in der Ausführung seiner ehrgeizigen Entwürfe im 28sten Lebensjahre dahin.

## Otto III.

Einen Knaben auf dem Kaiserthrone hatten die Deutschen noch nicht gesehen. Jeder suchte diesen Umstand zu benutzen. Gleich anfangs konnte man sich wegen der Vormundschaft nicht vertragen. Heinrich von Baiern wollte sie sich als Verwandter zueignen; er trachtete aber dadurch selbst nach der Krone. Nach vielem Streite wurde der Kaiser in die Hände des Erzbischofs zu Maynz gegeben. Willigis, eines Rademachers Sohn aus Schöningen, hatte sich durch Tugenden und Kenntnisse zu diesem Posten hinauf geschwungen, und wurde für würdig gehalten, dem Reiche vorzustehen und den Kaiser zu erziehen, wobei ihm die Kaiserliche Mutter und Bernward, ein treflicher junger Geistlicher, der sich durch Einsichten und Geschmack auszeichnete, beistanden und die Bildung des zarten Mündels vollendeten. Die Anlagen Otto's entwickelten sich früh. Er erwarb sich durch seine liebreiche Gesinnungen alle Herzen. Schon in seinem funfzehnten Jahre endigte er mit Glück und Ehre den Krieg mit den Slaven, schlug einen Einfall der Normannen zurück, und behauptete die Rechte des deutschen Reichs gegen Frankreich, wo jetzt der Graf Hugo Capet mit Hülfe der Pariser anfing, die rechtmäßigen, obgleich schwachen Fürsten aus dem karolingischen Geschlechte, vom Throne zu verdrängen, um sich selbst darauf

zu setzen. Welch ein Wechsel des Schicksals! — Als Otto beschäftigt war, mehrere Einrichtungen zur Aufnahme und zum Wohlstande des Vaterlandes zu treffen, rief ihn das schon wieder unruhige Italien zu sich. Herzlich hatte er schon gewünscht, diesen Schauplatz großer Thaten, welche er durch den genossenen Unterricht kennen gelernt hatte und dieses Land, wo einzig jezt die Wissenschaften blüheten, zu betreten. Unterstützt durch einiges, ihm auf einer zu Magdeburg gehaltenen Fürstenversammlung bewilligtes Geld, trat er den Zug an. Er bezwang die empörte Lombardei und ließ sich zu Mailand krönen. Um die Ruhe desto mehr zu sichern und Rom nebst dem Oberpriester desto näher mit sich zu verbinden, wählte er 996. seinen Anverwandten, den Sohn des kärnthischen Herzogs Otto, Bruno, zum Papste, der den Namen Gregor V annahm, mit welchem er die sogenannte ottonianische Constitution, vermöge welcher die Römer den jedesmaligen König von Deutschland sofort, als römischen Kaiser und Herrn über Italien anerkennen, und keinen andern, als den vom Kaiser ernannten Papst annehmen sollten, bestätigte. Otto bezeigte sich besonders gegen die Römer nicht allein milde und liebreich, sondern auch fast gütiger und vertraulicher, als gegen seine Deutschen, da er, wie nicht unwahrscheinlich ist, den Vorsatz gefaßt hatte, seinen Sitz gänzlich

nach Rom zu verlegen. Aber weder die heiligsten Angelobungen, noch die schärfsten Züchtigungen, vermochten die Italiäner in der Treue zu erhalten. Denn als er zum zweiten Male aus Deutschland, von da er eine Wallfahrt nach Gnesen zu dem Grabe des heil. Adalberts, der von den Preußen, welchen er das Evangelium predigen wollte, erschlagen war, mit vieler Andacht und Schwärmerei verrichtet hatte, nach Rom zurück kam und sich mehr, als je bemühete, den Römern seine herzliche Zuneigung zubeweisen, wurde er plötzlich von denselben in seinem Pallaste belagert und konnte kaum sich mit dem Leben aus der Stadt retten. Diese Beleidigung schmerzte den sanftmüthigen Jüngling tief. Sein Herz und seine Absichten waren empfindlich gekränkt. Er wollte sich rächen, aber der Kummer nagte sein Leben ab, als er kaum 22 Jahr alt war. Unwahrscheinlich ist die Sage nicht, daß ihm die schöne Witwe des Crescentius, den er wegen seiner Empörung und Grausamkeit hinrichten lassen mußte, Gift in die Arztnei geträufelt habe. Otto fühlte sich über sein Zeitalter erhaben; er war gebildeter und feiner, als seine Deutschen. Daher sehnte er sich nach dem mildern Himmel Italiens, wo die Wissenschaften, welche er liebte, fröhlicher blüheten; daher klagte er: "Das Geschlecht, unter welches mich das Schicksal geworfen hat, ist mir fremd; wie werde ich mich der sächsischen Rohheit entwöhnen und mei-

ne Anlage zur Feinheit ausbilden! Ein Funke vom himmlischen Geiste der Griechen schlummert in mir; gern möchte ich die Künste der Vorwelt verstehen und in der Dichtkunst Fertigkeit erlangen!„ Otto's Geist war eine zu zarte Pflanze für den noch rauhen Boden Deutschlands. Würde sie länger gelebt und Stärke erlangt haben; so hätte sie schon frühe Früchte für die Veredlung und Aufklärung der Nation hervorbringen können.

## Heinrich II.

Deutschland gerieth durch den plötzlichen Tod seines hofnungsvollen Kaisers in Trauer und Unruhe, zumal da er keinen bestimmten Nachfolger hinterließ. Es warfen sich drei Kronbewerber auf, Ekhard, Markgraf in Thüringen, ein beliebter Mann, Hermann, der mächtige Herzog in Schwaben, und Heinrich, Herzog von Baiern, Urenkel Heinrichs I. Der letztere bemühete sich gleich anfangs, theils durch Güte, theils durch List, die Reichskleinodien in seine Hände zu bekommen; denn der Besitz dieser alten Ueberbleibsel von Karls des Großen Kleidung, der Krone, des Schwerts und einiger Heiligthümer, gab nach der damals in Deutschland herrschenden Meinung schon ein großes Beförderungsmittel zur Wahl und einen Schritt zum Throne ab. Er schmeichelte den geistlichen Fürsten mit Versprechungen und ge-

wann hauptsächlich dadurch, weil er aus dem regierenden Hause stammte, so die Oberhand, daß ihn die Franken und der größte Theil der Sachsen zum Könige annahmen. 1002. Nachdem er zu Maynz gekrönt war, gieng er auf seine Gegner los und hatte das Vergnügen, daß sich Hermann ihm zu Bruchsal unterwarf. In Italien, wo sich der Markgraf Harduin von Yvrea zum Könige hatte wählen lassen, fand er aber mehr Schwierigkeiten. Harduin verbarg sich bei der Ankunft des Kaisers in seine Festungen, wurde aber bei der Abwesenheit desselben desto lauter; jedoch gieng er endlich, als ihm Heinrich zu mächtig wurde, freiwillig ins Kloster. Dieser ließ sich zu Rom krönen, wobei ihm Benediet VIII. eine goldene Kugel mit einem Kreutze, woraus der Reichsapfel entstanden ist, schenkte. Als er da in der hohen Peterskirche mit seiner Gemahlin auf den Knieen lag, gesalbt und betäubt von Glanz und Nebel, fragte ihn der schlaue Papst, der wol wußte, welchen Eindruck diese Feierlichkeit auf den frommen Heinrich machte; ob er denn ihm und der Kirche allezeit getreu bleiben wolle? Der Kaiser sagte ohne Bedenken Ja, und dieses hat man als eine Huldigung zu Rom angesehen und nachher viele Ansprüche über die Kaiser daraus herleiten wollen. — Heinrich vertrieb darauf die Griechen völlig aus Italien und unterwarf die Halbinsel mehr, als je, der Herrschaft der Deutschen, gab aber auch einem in

Cala-

Calabrien gelandeten Haufen von Normännern daselbst ein Stück Landes, um sich ihrer Tapferkeit gegen die Sarazenen und Griechen zu bedienen, ohne zu ahnden, daß die Nachkommen dieser Abenteuer seinen Thronfolgern einmal dieß Reich entreissen würden. Unterdessen hatte sich zwischen den Polen und Deutschen über die Besetzung des Herzogthums in Böhmen ein heftiger Krieg entsponnen. Der Herzog Boleslav von Polen war ein unruhiger ehrgeitziger Fürst, der sich wenig an sein gegebenes Wort band. Er glaubte, die bei der Kaiserwahl entstandenen Unruhen benutzen zu können, fiel in Deutschland ein und Heinrich mußte ihm die Lausiz abtreten. Jetzt ließ er dem Herzoge von Böhmen die Augen ausstechen und setzte sich in den Besitz des Landes, das Heinrich I. schon den Deutschen unterworfen hatte. Der Krieg wurde bis 1018 mit abwechselnden Glücke geführt und nicht sehr zur Ehre des Reichs geendigt. Boleslav, dessen Vater es nicht wagte, sich in Gegenwart des Grafen von Meissen niederzusetzen, behauptete sich an der Oder, schrieb den Russen Gesetze vor, bedrohete den Kaiser in Constantinopel, und zeigte damals, was Pohlen seyn kann, wenn die Nation ihre Kräfte zu gebrauchen weiß. Heinrich dachte sein Reich auf einer andern Seite zu erweitern. Er bewog den kinderlosen König Rudolf von Burgund, seiner Mutter Bruder, ihn zum Erben anzunehmen. Hingegen verwandelte er die Grafschaft Bamberg in ein Bis-

thum, obwohl nicht ohne Widerspruch der weltlichen Fürsten. Ueberhaupt war er von Gottesfurcht und Religionsfeier durchdrungen. Man nannte ihn den Heiligen und den Vater der Mönche. Er wollte sich in der Abtey St. Val zum Klosterbruder aufnehmen lassen. Der Abt fragte ihn, ob er denn auch ihm in jedem Stücke gehorchen wolle? Als Heinrich dieses versicherte; so befehle ich dir, fuhr der vernünftigere Prälat fort, sogleich zur Regierung des Reichs zurükzukehren. Auf der andern Seite zeigte Heinrich nicht geringe Fähigkeiten. Zu seiner Zeit herrschte in dem Innern Deutschlands eine ungewöhnliche Ruhe, indem er die Stände, welche jetzt schon anfingen, beständig mit den Waffen gegen einander loszubrechen, durch sein Ansehen im Gleichgewichte und Furcht zu erhalten wußte. Als er einst mit dem Könige Robert von Frankreich sich unterreden wollte und zwischen den beiderseitigen Höflingen über die Hofstaatsgebräuche heftige Streitigkeiten entstanden, brach sie Heinrich grosmüthiger Weise ab und gieng ohne Umstände in das französische Lager, wo ihn Robert brüderlich empfieng und beide Monarchen alle zwischen ihren Völkern obwaltende Zwistigkeiten freundschaftlich beilegten.

---

Während die Deutschen über hundert Jahre unter der Herrschaft der sächsischen Könige und Kaiser standen, durch welche manche wichtige

Veränderung in den politischen Verhältnissen der Nation bewirkt wurde, giengen auch einige Umwandlungen in den Sitten derselben vor. Ihre Bekanntschaft mit den Wenden, davon ein Theil an der Ostsee in blühenden Städten lebte, ausgebreiteten Handel trieb und schon große Schritte in der Cultur gethan hatte, und die Verbindung mit Italien, wo griechische und römische Sitten und Wissenschaften noch immer erhalten und bearbeitet wurden, hatten merklichen Einfluß auf die Deutschen. Bald nach der Erwerbung Italiens waren neue Gebräuche, italischer Geschmack in der Lebensweise, im Essen und Trinken, in das Innere unsers Vaterlandes hinüber gepflanzt und hatten vornehmlich bei den Großen und an den Höfen Wurzel gefaßt. Die Deutschen unterwarfen sich Italien, sie wurden zum Theil aber von den italischen Sitten wieder besiegt. Otto I. zeigte nach der Bekanntschaft mit den Römern schon mehr Glanz; sein Sohn nahm durch seine constantinopolitanische Gemahlin noch dazu griechisch-morgenländische Gebräuche an; Otto III. hätte schon zum Weichling ausarten können. Bei ihm sollte alles griechisch, oder römisch seyn. Er fieng an, eine prachtvolle Hofhaltung einzurichten und viele große Beamte anzustellen. Inzwischen blieben bei der Nation noch immer die Hauptzüge ihrer ehemaligen Denkungsart; sie klebte zu stark an ihrer väterlichen Lebensweise und hatte im Ganzen zu viel Abneigung, sich den ausländischen Gebräuchen leicht und schnell zu

zu unterwerfen. Der Hang zum Kriege und Selbsthülfe war noch immer herrschend, er wurde sogar durch die Umstände befördert und rechtmäßig. Nur der Krieger war geehrt, und da der Deutsche auf Ehre hält, mußte er wohl Krieger seyn. Die Schwäche der Regierungsverfassung, das Schwankende in der Gerechtigkeitspflege, das Bestreben aller nach Unabhängigkeit und Gütern nöthigten Jedeen, für sich auf der Hut zu stehen, sich stets zum Schlagen uud Vertheidigen fertig zu halten. Der Zweikampf war nicht nur überall in allen Ständen eingerissen, sondern sogar gesetzlich. War gerade keine Fehde und Strauß zu bestehen, so gieng der Deutsche auf die Jagd, mit Pfeilen und Bogen und einer Koppel Hunde versehen kämpfte er mit dem Wilde. Nachher ruhete er und ließ sich reichlich Speise und Trank auftragen. „Die Deutschen, sagt Donizo, fressen wie Wölfe und lieben den Trank übermäßig; dann zanken sie, ziehen das Schwert und hauen sich die Glieder vom Leibe.“ Ist diese Schilderung wahrscheinlich etwas übertrieben; so ists doch wahr, daß selbst der Kaiser bei der Krönung zu Rom versprechen mußte, mit Gottes Hülfe nüchtern zu leben; daß die Sitten des Volks noch sehr roh waren. Aber die benachbarten Nationen gaben kein besseres Beispiel zur Nachahmung. Die Gristlichkeit war nicht friedfertiger, sanftmüthiger und mäßiger, als die Laien, vielmehr fachte sie zur Behauptung und Vermehrung ihrer Schätze den krieges

rischen Geist an, gürtete oft das Schwert über das Meßgewand, befestigte ihre Wohnungen und Kirchen, und verwandelte Klöster in Burgen. Der Kriegsstand unterdrückte alle übrigen Stände. Daher wollte Jeder Soldat seyn, Jeder seine Burg haben. Bald waren alle Hügel mit Schlössern bedeckt, woraus nachher so viele Raubnester geworden sind. Bei aller dieser Rohheit und den daraus entspringenden Gewaltthätigkeiten blieben den Deutschen doch schätzbare Tugenden eigen. Sie standen überall wegen ihrer Unerschrockenheit in Gefahren und ihrer unüberwindlichen Tapferkeit in Ansehen; sie waren edelmüthig und ihren Worten getreu, dabei aber auch leichtgläubig, und hartnäckig im Aberglauben.

Die häusliche Lebensart richtete sich zwar nach der Verschiedenheit der Stände und des Vermögens, doch war es allgemeine Sitte, die Sorgen des Hauswesens den Weibern zu überlassen. Die Königin und Gräfin schämte sich nicht, Küche und Keller zu besorgen und mit eigenen Händen Kleidungen für sich und ihr Gesinde zu verfertigen. Man webte zwar schon einiges Linnen, aber der Gebrauch der Hemden war noch nicht überall eingeführt. Männer und Weiber trugen wollene Wämser, oder Pelze, die mit einem Gürtel befestigt wurden. Der höchste Schmuck bestand in einem mit Pelzwerk aus Preußen gefutterten Leibrocke und einem künstlich gestickten Gürtel. Unter den Nahrungsmitteln

liebte man vorzüglich Wildpret und Bier. Hülsenfrüchte wurden noch nicht überall gebauet, die Obst-arten waren noch nicht sehr verfeinert und der Weinbau wurde nur in einigen Gegenden am Rheine getrieben. Das niedere Volk wohnte in schlechten Hütten von Erde, Stroh und Holz, auch hier und da noch in Höhlen und Gruben und hatte kümmerliche Nahrung. Was es erwarb, floß in die Hände der Gutsbesitzer. Bei Gastmahlen sahe man auf der Tafel selten mehr, als ein Gericht. Otto I. liebte keine Verschiedenheit der Speisen.

Wollte ein deutscher Jüngling heirathen, so zog er hin, das Mädchen zu besehen. Die Schöne saß bei ihrer Mutter, die Stickerei, die Kunkel, oder das Psalmenbuch in der Hand, in blühender Gesundheit, fromm und demüthig schlug sie die Augen nieder. Erfolgte die Einwilligung der Aeltern, so überreichte der Bräutigam der Geliebten seine Geschenke, setzte ihr ein Leibgeding fest und führte die Braut in stattlicher Begleitung seiner Vasallen in seine Heimath, wo ein Hochzeitmahl gefeiert wurde. — Noch war es nicht allgemeine Sitte, die Todten bei den Kirchen zu begraben. Man scharrte den Verstorbenen ein, wo er sich sebst eine Ruhestelle gewählt hatte. Aber schon in der Mitte dieses Zeitraums kamen die Familienbegräbnisse so sehr in Gebrauch, daß man den Leichnam des in der Fremde Verstorbenen in einem Kessel auskochte,

um die Gebeine zu der Ruhestäte seiner Ahnherrn desto bequemer fortschaffen zu können.

Man kann leicht schließen, daß in diesem Zeitraume die Wissenschaften noch nicht sehr in Deutschland ausgebreitet waren, daß ihre Wirkung, die Nation aufzuklären und zu bilden, noch nicht groß seyn konnte. Es fehlte im Ganzen an Anstalten, an Aufmunterung und Ruhe. In den Dom- und Kloster-Schulen geschah zwar etwas für die Gelehrsamkeit, aber es blieb nur in diesen finstern Mauren und überhaupt ein Eigenthum der Geistlichen. Corvei, Fuld, Paderborn, Goslar, zeichneten sich aus, sie konnten aber dem Geiste der Habsucht und Gewaltthätigkeit nicht widerstehen. Karls d. Gr. Bemühungen wurden durch seine kleingeistigen Nachfolger nicht fortgesetzt. Otto I. lernte erst lesen, als ihn seine zweite Gemahlin Anlaß und Geschmack dazu aus Italien mitbrachte. Die Großen des Volks fühlten nicht einmal das Bedürfniß wissenschaftlicher Kenntnisse. Ihr einziges Sinnen war Ritterschaft und Krieg. Sie glaubten nur für das Pferd und das Schwert da zu seyn. Selbst die Geistlichen leisteten nur wenig. Nicht alle konnten lesen und schreiben. Die es aber konnten, wurden dadurch die einzigen Geschäftsmänner, Rathgeber und eigentlichen Verwalter der Regierungsangelegenheiten. Die Religionswissenschaft des zehnten Jahrhunderts verdient den Namen einer Wissenschaft so wenig, im Betracht ihrer innern Beschaffenheit, als der Art, womit

man sie lehrte und lernte. Sie war ein Gemisch von Volksmeinungen mit einigen übelverstandenen Sätzen des Christenthums. An genauere Bestimmung gewisser Lehren wurde wenig gedacht; was man Ketzerei nannte, war nur größtentheils Verwechselung eines Irrthums mit einem andern. Wenn auch einzelne Männer dunkle Gefühle der Wahrheit hatten; so mangelte ihnen doch die Geschicklichkeit, sie auszudrüken und Licht in ihre Gedanken zu bringen. Die ersten Verbreiter des Christenthums konnten ihm nicht leichter Eingang verschaffen, als wenn sie es auf die herrschenden Gewohnheiten und religiösen Gebräuche der Völker pflanzten. Winnefried verfuhr nicht anders. Und so sehr auch die Geistlichkeit über Glaubensreinheit schrie; so schlichen sich doch fremde Meinungen und Gebräuche ein. Die Mysterien in der Religion, die Lustration mit dem Weihwasser, das Fegfeuer, die häufigen Festtage, die Wallfahrten, die Gottesurtheile, der Bilderdienst und die Menge der Heiligen, welche man verehren mußte, der blinde Glaube und Gehorsam gegen die Priester, sind offenbar nicht ursprünglich christlich, sondern wurden nach und nach angenommen, und gewisser Maßen mit den Glaubenslehren in Verbindung gebracht. Traurig ist es nur, daß diese Dinge damals die Hauptsache ausmachen sollten. Die eigentlichen Religionslehren wurden auf eine solche spitzfindige Weise bearbeitet, daß sie auf den großen Haufen gar keinen Einfluß haben konn-

ten. Was der davon etwa begriff, legte er auf eine mystische Weise aus und hielt sich an das Sinnliche. Der Papst hat es den Deutschen dieser Zeit zum Verdienst angerechnet, daß bei ihnen keine Ketzereien entstanden. Freilich waren sie dazu nicht aufgelegt. Sie glaubten, was man ihnen predigte, wenn es auch noch so sehr gegen die Vernunft stritt; sie thaten, was man gute Werke nannte, wenn es auch blos zum Vortheil der Geistlichkeit gereichte. Der Glaube war der Punkt, um den sich alles drehete; die größte Ehre war, ohne Untersuchung und Zweifel recht viel zu glauben, und je unglaubhafter und vernunftwidriger die Dinge waren, desto größer war das Verdienst.

Die damaligen Religionslehrer waren nicht im Stande, eine bessere Religion zu verbreiten. Sie genossen nur einen sehr dürftigen Unterricht. Konnten sie lesen und schreiben: so waren sie gelehrt und geschickt genug, das wichtigste aller Aemter, das Amt eines Volkslehrers zu bekleiden. Und ob man gleich um diese Zeit anfing, die höhere Geistlichkeit aus dem Adel zu wählen, so war sie doch eben so abergläubisch und unwissend als die übrigen. An eine humane Erziehung wurde gar nicht gedacht. Auch ihr Stand hinderte sie, die eigentliche Absicht ihres Amts zu erfüllen. Da sie Güterbesitzer und Landesherren wurden; so hiengen sie bald ihr Herz daran, verlohren ihren eigentlichen Zweck aus den Augen, und machten die Nebensache, ihre

Besoldung, Unterhalt und Einkünfte zum Hauptgegenstande ihres Daseyns. Dadurch riß denn Unwissenheit, Stolz, Habsucht und mit denselben das ganze Gefolge aller Laster unter der Geistlichkeit in Deutschland ein. Sehr naiv gaben sich die Aebte und Pröpste den Titel unwürdig. Sie waren es auch in jedem Betrachte, da sie die Religion, welche sie lehren sollten, so mißbrauchten, daß sie alle ihre Würde und alle Kraft, die Sitten zu veredeln und den Geist aufzuklären, verlohr.

Bei aller dieser Mangelhaftigkeit des Christenthums bemüheten sich die Deutschen doch es noch auszubreiten. Schwärmerische Geistliche, Mönche und Bischöfe, drangen mit dem Kreutze in der Hand, unter die Heiden. Wo ihre armselige Ueberredungsgabe nicht zureichte, erlaubten sie sich allerlei Künste, um die Menschen für ihren Glauben zu gewinnen. Die unzähligen Wunder, welche sie verrichteten, waren eben so viel Gaukeleien und Betrügereien. Wo auch diese zu schwach waren, nahmen sie das Schwert zu Hülfe. Blutige Kriege kostete es, einen Theil der Einwohner Jütlands, der Wenden, Slaven, Ungarn und Polen für die Kirche zu erobern. Unter diesem Namen war Alles erlaubt, Gewalt, Krieg, Verfolgung, Unterdrückung.

Die sogenannten sieben freien Künste waren damals der Innbegriff alles menschlichen Wissens und machten das aus, was man Phi-

losophie nannte. Sie heißen Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, und wurden im Ganzen und im Einzeln nur allein im Bezug auf die Theologie getrieben. Man lernte sie, um sie bei der Erklärung der Glaubenssätze und bei gottesdienstlichen Handlungen anzuwenden. Daher waren auch die Begriffe, welche man von physikalischen Dingen, von den Erscheinungen in der Natur, hatte, sehr kümmerlich. Aus einigen dunkeln Stellen der Bibel und den darauf gebaueten astrologischen Deutereien wurde bewiesen, daß mit dem Ende des ersten Jahrtausends das Ende der Welt eintreten würde. Der Glaube hieran war so allgemein und stark, daß selbst das tapfere Heer Otto's, mit welchem er die furchtbarsten Feinde besiegt hatte, bei der Erblickung einer Sonnenfinsterniß vor Schrecken und Angst auseinander lief.

Die witzigen und nothwendigen Künste wurden von den Deutschen nicht mit besserm Erfolge bearbeitet. In der Baukunst wurden weder die Gesetze der Schönheit angewandt, noch auch die Bequemlichkeit selten in Anschlag gebracht. Sie baueten ihre Palläste, Städte und Schlösser winklicht und dunkel, nach dem Character des Zeitalters.

Die wenigen Merkmale von der Malerkunst der Deutschen aus diesem Zeitraume, beweisen keinen Begriff von Geschmack. Man ent-

deckt nichts von Vertreibung der Farben und Ausdruck; es waren einzelne harte Pinselstriche. Auch wagte es der Künstler nicht über einige religiose Gegenstände, Anfangsbuchstaben und Fenster, in das Reich der Einbildungen zu gehen. Man würde hierüber besser urtheilen können, wenn uns das Schicksal das Gemälde, welches Heinrich I. von seiner siegreichen Schlacht mit den Hunnen zu Merseburg verfertigen und aufstellen ließ, erhalten hätte.

Hätte auch die lateinische Sprache, da sie beim Gottesdienste gebraucht wurde, und die Geistlichen allein sie deswegen einiger Maßen lernen mußten, also auch sie nur in öffentlichen Schriften anzuwenden verstanden, die deutsche nicht niedergedrückt; so würde uns dieser Zeitraum doch keine Dichter aus unsrer Nation haben liefern können, weil der herrschende Geist zum Kriege und blinden Glauben jede freiere Uebung und Gebrauch der Seelenkräfte fesselte. Wer durfte es wagen, einen Gedanken und Ausdruck zu äußern, als gerade in den Buchstaben liegen sollte? Man war in dem Anbau der Muttersprache seit Karl d. Gr. nicht fortgeschritten. Wer gelesen werden wollte, mußte lateinisch schreiben. Ohngeachtet der Achtung, welche der Fleiß und die Kenntnisse der gandersheimischen Stiftsjungfrau Roswitha verdienen, muß man doch gestehen, daß ihre lateinischen Reime wenig ästhetischen Werth haben, obgleich ihre Dichter-anlagen, der Werth ihrer Absicht und die Aus-

nahme, welche sie in diesem Zeitalter machte, nicht zu verkennen sind. Wie viel roher mußten aber nicht die Versuche in der Muttersprache selbst ausfallen? Sie schränkten sich blos auf einige Lob- und Schimpflieder ein, wodurch man die Tugenden der Großen, oder ihre Unarten schildern und beim Volke im Andenken erhalten wollte. Von diesem Gehalte waren auch überhaupt die Schauspiele. Unbekannt mit den Regeln und Zwecke der Bühne, bestand die ganze Kunst der deutschen Schauspieler in abendteuerlichen Mummereien, Absingung von Liedern, wobei das Religiöse mit dem Lächerlichen auf das Widrigste gemischt war. Vorzüglich liebte man die Gauckler, welche durch Stellung und Bewegung des Leibes gewisse Handlungen auszudrücken sich bemüheten. Die von Heinrich I. gestifteten kriegerischen Uebungen waren jezt die wahren Nationalschauspiele. Weil sie mit den Waffen in der Hand und oft sehr ernsthaft getrieben wurden; so waren sie ganz dem Geiste der Deutschen angemessen. Große und Geringe, Junge und Alte konnten Theil daran nehmen. Der Fürst brach mit dem gemeinsten Ritter die Lanze. Man bildete den Krieg im kleinen. Und da auch oft bei solchen Gelegenheiten Rechtssachen, Streitigkeiten und andre Gegenstände verhandelt und entschieden wurden; so drängte sich alles hinzu, ihnen beizuwohnen. Sie waren das einzige Erziehungsinstitut der Deutschen.

Dagegen wurde der Ackerbau destomehr vernachlässiget. Er war allein in den Händen der Knechte und Leibeigenen; für freie Männer war er schimpflich. Der Landmann lebte unter heftigem Drucke; was er erwarb, gehörte dem Herrn; ihm blieb nur ein kümmerlicher Unterhalt. Man verkaufte die Bauern Rudelweise, und ihr Werth fiel noch, als die Kriege mit den Slaven Gelegenheit gaben, oft ganze Heerden von Gefangenen für einen geringen Preis zu erhalten. Noch durfte ein Herr seinem Knechte das Leben nehmen. Ein solcher Todschlag wurde mit einigen Fasttagen, oder einer geringen Geldstrafe abgebüßt.

Da die Deutschen in ihrer Kleidung und in ihrem Hauswesen noch so einfach blieben; so fielen auch die Ursachen weg, welche die Ausbildung und Vermehrung der Handwerke begünstigen. Jede Hausfrau verfertigte selbst die nöthigen Gewänder für ihr Haus; jeder richtete selbst seine Hütte auf, schlug selbst seinen Tisch, Truhe und Stuhl zusammen.

In dieser Lage war auch die Handlung. Ein Volk, das so wenig brauchte, das sich mit den Fellen seiner Thiere kleidete, seine Waffen selbst verfertigte, bedurfte keiner Kaufmannschaft. Was etwa von ausländischen Waaren eingeführt wurde, geschah größtentheils durch die Juden, und die Menschen gaben einen vorzüglichen ihrer Handelsartikel ab. Italien weckte zuerst Bedürfnisse bei den Deutschen, die sie vorher nicht

kannten, und zeigten ihnen zugleich die Quellen, sie zu befriedigen. Dadurch entstand in einigen deutschen Städten, Augsburg, Maynz, Cöln, und Bremen einiger Verkehr. Aber kein Großer dachte auf die Begünstigung des Handels. Er wurde vielmehr durch Anlegung vieler Zölle und durch die Räuberei des Adels auf den Heerstrassen beschwert und gehemmt. Die Kosten und Gefahren der Versendung wurden dadurch sehr groß. Die Kaufleute mußten Karawanenweise in Deutschland reisen, und konnten nur in grossen, festen Städten sichre Niederlagen haben. Jedoch finden sich Spuren, daß sie schon mit England einige Handelsverbindung hatten, und auch ostindische Waaren durch Italien, besonders über Venedig, zogen, denn einige deutsche Städte mußten schon Otton I. für die Gestattung der Marktfreiheit jährlich eine gewisse Pfundezahl Pfeffers geben.

Vorzüglich hob sich aber der deutsche Handel nach der Entdeckung der Bergwerke am Harze. Vorher waren die edlen Metalle sehr selten in Deutschland. Man grub zwar schon an einigen Orten Eisen und etwas Silber, auch wurde Gold aus den Rheinsande gewaschen, aber es war zu wenig, um dem Handel Lebhaftigkeit zu geben. Der Zufall, welcher unter Otto I. Regierung die Schätze des Harzes bekannt machte, ist für unser Vaterland von unzuberechnendem Einfluß gewesen. Man spürte auch die Wirkungen davon so schnell, daß das vorher im-

mer als äußerst arm und dürftig geschilderte Sachsen plötzlich für die reichste Provinz Deutschlands gehalten wurde, und nun, nach dem Ausdrucke der Geschichtschreiber, das goldene Zeitalter eintrat. Außer daß die Deutschen hierdurch veranlaßt wurden, sich mit größerm Fleiße auf das Bearbeiten der Metalle, auf das Schmelzen, Gießen und Schmieden zu legen und darin ihre Kunst zu erhöhen, vermehrte sich auch unter ihnen die Menge des Geldes, Pracht und Ueberfluß. Es entstanden nun mehrere Münzstädte. Man prägte Solidi und Denarii, aber auch die sogenannten Hohl- oder Blechmünzen, welche aus dünnen Silberbleche bestanden, in der Mitte ausgehöhlt und mit unförmlichen Bildern versehen waren. Daneben rechnete man auch noch nach Talenten, und zahlte nach Pfunden, die man sich zuwog. Der Kaiser verlieh die Münzfreiheit den Bischöfen, Grafen und einigen Städten; sie mußten aber des Kaisers Namen auf die Münze setzen. Bald fingen die Bischöfe an, den Namen ihres Kirchenpatrons vorzuziehen und endlich den ihrigen ihm beizufügen.

Hierdurch erhoben sich nicht nur die in Deutschland schon vorhandenen Städte, sondern es vermehrte sich auch die Zahl derselben, und es entstand eine Volksklasse, von der man vorher hier nichts wußte, der Bürgerstand. Man nannte nicht blos die Schlösser, sondern alle mit einer Mauer, oder andern Befestigung umgebene Wohnplätze, Burgen, die dadurch

zu

zu Städten wurden, wo die Einwohner geborgen oder geschützt waren. Es ist einer der merkwürdigsten Vorgänge während der Regierung des schächsischen Geschlechts, daß die Deutschen sich bequemten, in Städte zu ziehen. Die Entstehung der meisten deutschen Städte fällt in diesen Zeitraum, selbst Nürnberg kann sein Daseyn vor dem zehenten Jahrhunderte nicht aus Urkunden beweisen. Sie standen unter der Gerichtsbarkeit der Grafen und Bischöfe, welche solche durch Vögte verwalten liessen. Von einem eigenen Stadtregimente trift man noch keine Spur an. Nachdem sie aber durch Handlung und Handwerke Reichthümer erwarben und ihre Bevölkerung zunahm, fingen sie an, sich jener Gerichtsbarkeit zu entziehen und sich selbst eine Verfassung zu geben, wobei sie vornehmlich die Lombardischen Handelsfreistaaten zum Muster nahmen. Um ihre Absichten zu befördern, neigten sie sich oft auf die Seite der Kaiser gegen die Fürsten und ließen sich dann für ihre Dienste Freiheiten und Privilegien ertheilen, die sie sich gemeinschaftlich zueigneten. Sie haben dem Vaterlande Handlung und Wohlstand erhalten, und sind die Ernährerinnen deutscher Freiheit und Aufklärung geworden.

# Begebenheiten der Deutschen unter den fränkischen Kaisern.

Das deutsche Volk kam, nachdem Heinrich II. ohne männliche Erben und einen bestimmten Nachfolger gestorben war, in der fruchtbaren Ebene zwischen Maynz und Worms zusammen, um sich wieder ein Oberhaupt zu wählen. Jede Nation erschien unter der Anführung ihres Herzogs. Sie lagerten sich auf beiden Ufern des Rheins. Nach einer sechsmonatlichen, ziemlich stürmischen Berathschlagung, die sich doch endlich zum Vortheil der Franken endigte, fiel die Wahl auf den fränkischen Grafen Konrad, den Enkel Grafen Konrads zu Worms, der Kaisers Otto I. Tochter Juditha zur Gemahlin gehabt hatte. Er stand in dem Rufe der Rechtschaffenheit, und seine unbeträchtlichen Erbgüter ließen keine Bedrückung der deutschen Freiheit befürchten. Sobald seine Krönung durch den Erzbischof Pilligrin zu Cöln unter großen Beifallsbezeugungen des Volks geendigt war, fing er an, die einzelnen Provinzen seines Reichs zu bereisen. Wo er hinkam, übte er Gerechtigkeit. Um die schon wieder in Ita-

lien ausgebrochenen Unruhen in der Geburt zu ersticken, gieng er dahin. Alles unterwarf sich; er wurde zu Rom in Gegenwart der Könige von England und Burgund mit großer Pracht gekrönt, ganz Italien huldigte ihm; er konnte nichts thun, als Gnade beweisen. Indem hier Alles so glücklich ging, erregte sein eigener Sohn Ernst, dem er schon das Herzogthum Schwaben gegeben hatte, der aber seinen Ehrgeiz auf einmal befriedigen wollte, in Deutschland den heftigsten Aufruhr. Ein gewisser Graf Welf hatte sich mit demselben verbunden. Conrad eilte zurück. Ernst wollte den Vater angreifen, allein sein Heer erkennt die Unnatürlichkeit des Beginnens und weigert sich zu fechten. Er mußt sich ergeben und wurde auf das Schloß Gibichenstein gesetzt. Der Vater läßt ihn nach einiger Zeit wieder los und will sein Glück von neuen gründen; allein der übelberathene Sohn kehrt zu seiner vorigen Unthat zurück, plündert und raubt, bis er ertappt und erschlagen wird. Konrad sorgte für die Erhaltung der Würde und Ruhe Deutschlands, wo er Gelegenheit fand. Er zwang den König Stephan von Ungern zum Frieden; Micislav in Polen mußte sein Reich den Deutschen unterwerfen und gegen die Dänen setzte er in einem Vertrage die Eyder zur Grenze fest. Er ließ sich die Ansprüche seines Vorgängers auf Burgund übertragen und verband dieses 144 Jahre alte Königreich, das aus dem je-

zigen Delphinat, Provence, Savoyen, einem Theile der Schweiz und Bourgogne bestand, nach dem 1032 erfolgten Tode des letzten Königs Rudolph völlig mit dem deutschen Reiche. Als er nun zum zweiten Male aus Italien zurückkehrte, wo er für die Befestigung der deutschen Herrschaft gesorgt hatte, starb er plötzlich zu Utrecht am Podagra. Das Vaterland verlohr an ihm einen gerechten und edelmüthigen Fürsten. Der Herzog Misko von Böhmen wollte ihm einst den Herzog Micislav von Polen, der sich dessen Schutze anvertrauet hatte, verrätherischer Weise ausliefern, aber Konrad verwarf diesen Antrag mit Abscheu und deutscher Ehrlichkeit. Seine Gerechtigkeitsliebe kämpfte unermüdet, aber fast vergebens gegen den Geist der Zeit. Fehden, Gewaltthätigkeiten, Rauben und Plündern nahmen jetzt in Deutschland immer mehr zu.

Heinrich III. trat in die Fußstapfen seines Vaters und hatte noch den Vorzug, daß er Wissenschaften besaß, denn er war von seiner Mutter Gisela zum Bücherlesen angehalten worden. Deutschland stieg unter ihm zu einer glänzenden Höhe und zeigte, was die Nation vermögte, wenn sie unter einer weisen und kraftvollen Leitung vereinigt ist. Heinrich befestigte seine Herrschaft über Burgund, welches nach damaliger Sitte darin bestand, daß er große Lehen austheilte; er zwang Polen und Böhmen den verweiger-

ten Tribut zu entrichten, eroberte Ungarn bis an Stuhlweissenburg, ließ sich von dem, durch ihn auf den Thron gesetzten König Peter den Eid der Treue schwören und gab diesem Reiche deutsche Gesetze. In Italien zankten sich drei Päpste um den heiligen Stuhl. Endlich verglichen sie sich, die Einkünfte unter sich zu theilen, ihren Wollüsten nachzuhängen und sich nicht weiter um die Welt zu bekümmern. Dieses Triumvirat war zu schändlich, als daß es hätte lange bestehen können, zumal noch ein vierter hinzukam. Heinrich ließ sie alle auf der Kirchenversammlung zu Sutri absetzen und seinen Canzler, den Bischof Suidger von Bamberg, der den Namen Clemens II. annahm, wählen, mit welchem er den ottonischen Vertrag erneuerte, worüber er auch so strenge hielt, daß die Römer bei einer Erledigung des heiligen Stuhls nichts weiter zu thun wagten, als den Kaiser um die Gnade zu bitten, denselben wieder zu besetzen, wozu er gewöhnlich Deutsche wählte. Die Päpste selbst erschienen oft an seinem Hofe, um sich seiner Gewogenheit zu empfehlen. Seine Reichsstände nöthigte er zur treuen Ergebenheit, und schaltete mit den Grafschaften und Herzogthümmern nach Gutdünken. Cärnthen gab er 1047 dem Grafen Welf; das rheinische Herzogthum Franken zog er wieder unter die königliche Kammer, Schwaben schenkte er dem Pfalzgrafen Otto, den Konrad von Baiern setzte er ab und gab

dessen Herzogthum seiner Gemahlin Agnes. Daneben dachte er eifrig auf den Anbau und Aufnahme des Reichs. Zu seiner Zeit wurde die Anzahl der Städte und Dörfer sehr vermehrt, viele Wälder in Ackerfeld verwandelt und die darin noch befindlichen Ueberbleibsel des heidnischen Götzendienstes und Aberglaubens zerstört. Er erhob unter andern Goslar zu einer beträchtlichen Stadt und wählte sie zu seinem Lieblingsaufenthalte. Aber mitten in seiner rühmlichen Laufbahn riß ihn im 39sten Jahre seines Alters der Tod hin, viel zu früh für die Schritte, welche er that. — Hatte Heinrich von den Schwachheiten seines Zeitalters auch die, daß er seine Frömmelei zu weit trieb und daher nie seine Krone aufsetzte, als vorher gebeichtet und die Erlaubniß der Priester dazu erlangt zu haben, und daß er sogar sich einmal einer scharfen Leibeszüchtigung des Erzbischofs Hanno zu Cöln unterwerfen zu müssen geglaubt haben soll; so ist es doch auch gewiß, daß er viele Eigenschaften besaß, welche die wahre Größe eines Fürsten ausmachen. Er war standhaft in Gefahren, tapfer im Kriege, klug in der Wahl seiner Rathschläge, großmüthig und gütig. Aber seine weisen Entwürfe widersetzten sich den Leidenschaften seiner Zeitgenossen, besonders der Herrschsucht der Geistlichkeit und daher hat man ihm nicht die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welche den Verdiensten des großen Mannes gebührt.

# Heinrich IV.

Plötzlich stürzt die Kaisermacht von ihrer Höhe herab. Heinrich IV. war nur erst im 5ten Jahre, als er 1056. zu Cöln als Kaiser anerkannt wurde. Anfänglich führte seine Mutter die Vormundschaft und Erziehung; aber bald wurde ihr beides mit List und Gewalt entrissen, und nun gerieth der muntere, empfängliche Jüngling bald in die Hände des Erzbischofs Hanno von Cöln, bald in die Hände Adelberts, Erzbischofs von Bremen; wovon der erste rauh und ernsthaft den Geist seines Mündels niederdrückte, der andere fein und einschmeichelnd dessen Leidenschaften freien Zügel ließ. Beide waren nur darin einig, für sich und die gesammte Geistlichkeit Vortheile zu erzielen, und so wurde durch die fehlerhafte Erziehung der Grund zu dem Unglück des Monarchen gelegt. Kaum fing er an, die Zügel der Regierung zu ergreifen, so erhoben sich die Fürsten und der Papst, um sich alle die Freiheiten, welche ihnen des Kaisers großer Vater so billig und weise beschränkt hatte, wieder zuzueignen und noch zu vermehren. Und da Heinrich seine angeerbte Hohheit behaupten wollte, und um die Ruhestörer im Zaum zu halten verschiedene Festungen anlegte, machten erstere ein großes Bündniß gegen ihn; besonders zwangen ihn die Sachsen, seine Schlösser nieder zu reissen und ihre Landschaft zu verlassen.

Letztrer forderte ihn sogar zur Rechenschaft vor seinen Stuhl, besonders wegen der Verleihung geistlicher Pfründen, indem er den Kaiser beschuldigte, geistliche Aemter um Geld vergeben zu haben, und warf, da Heinrich gegen die ohne sein Vorwissen vorgegangene Wahl des stolzen Hildebrands, der jetzt unter dem Namen Gregor VII. auf Peters Stuhle Gottes Statthalter vorstellte, Beschwerden äussern zu müssen glaubte, den Bannstrahl auf ihn herab, wodurch der Kaiser auf einmal den Gehorsam seiner Unterthanen, die Liebe seiner Freunde, alle Menschenrechte verlohr und gleichsam für vogelfrei erklärt wurde. So herzhaft Heinrich sich anfänglich zeigte, die verschwornen Fürsten aus dem Felde schlug, und selbst den Papst durch eine Synode zu Worms absetzen wollte; so sah er sich doch genöthigt, da ihn Alles verließ, dem Strome zu weichen und sich zu Canossa dem römischen Oberpfaffen flehend zu Füßen zu werfen, wo er kaum durch die Fürbitte der schönen Freundin des Papstes, Mathild, Gnade erlangen konnte. Hierdurch noch nicht befriedigt, wiegelte der Papst die deutschen Fürsten auf, den Herzog von Schwaben, Rudolf, zum Gegenkaiser zu wählen. Dieß gab Heinrichen Gelegenheit, die Größe seines Muths zu zeigen. Er eilte zurück und schlug mit Hülfe des tapfern Gottfrieds von Bouillon und des elsaßischen Grafen Friedrich von Hohenstauffen, des

Stammvaters des Hohenstauffenschen Geschlechts, den Heinrich nachher seine Tochter Agnes und das Herzogthum Schwaben gab, seine Feinde, wo er sie fand. Rudolfen wurde in dem Treffen an der Elster die rechte Hand abgehauen. "Mir geschieht schon recht, rief er, als er mit dem Tode rang, aus; mit dieser Hand schwur ich dem Kaiser Treue, und nun habe ich damit das Schwerdt gegen ihn geführt!„ — Nachdem Heinrich auch seine übrigen Gegner in Deutschland zur Ruhe gezwungen hatte, ging er nach Italien, wo die reiche Gräfin Mathildis, ihr Gemahl Welf, der Papst, die Normannen und die lombardischen Städte darin einig waren, den Kaiser zu plündern, aber sich nur bei der Austheilung der Beute nicht vertragen konnten. Endlich ließ sich auch sein Sohn, Heinrich, verleiten, die Waffen gegen den unglücklichen Vater zu ergreifen, um den abermals über denselben ausgesprochenen päpstlichen Bannfluch aus Gehorsam gegen Gott und die Kirche zu vollziehen. Vater und Sohn rückten an der Spitze ihrer Anhänger gegen einander los; allein, als der Kaiser sich, um diesen unnatürlichen Kampf zu vermeiden, in Unterhandlungen einließ, war er hinterlistiger Weise vom Sohne in Verhaft genommen und beredet, die Reichskleinodien herauszugeben. Da er sich dessen weigerte, rissen einige Bischöfe ihm den Ornat vom Leibe; er wurde durch Ueberredung und Drohungen gezwungen, dem Reiche zu

entsagen und seine Freunde der Rache seiner Feinde Preis zu geben. — Nun hatte der rechtmäßige Beherrscher Deutschlands und Italiens im eigentlichen Sinne kein Brod. Demüthig flehete er den Sohn an, ihm eine Pfründe an der, ehmals von ihm so prächtig als reich ausgestatteten Kirche zu Worms zu verleihen, damit er nicht um Unterhalt und einen Ort, wo er sein Haupt niederlegen könne, zu betteln brauche. Aber taub blieben Sohn und Fürsten gegen die Bitten des Gebannten; nur die Bürger zu Cöln fühlten Mitleiden für den Unglücklichen und schützten ihn in ihren Mauern. Aus Verzweiflung grif er nochmals zum Schwerte und rief ausländische Fürsten um Beistand an; allein der Kummer endigte sein mit Leiden und Schmach erfülltes Leben 1106. Der Haß der Päpste ruhete auch nach seinem Tode noch nicht, denn sein, von den Priestern verfluchter Leichnam, mußte 5 Jahre unbegraben liegen.

Heinrich hatte Anlagen zum liebenswürdigen Fürsten. Er war wohlthätig, uneigennützig, dankbar, beredt und unerschrocken. Die schlechte Erziehung bildete diese Eigenschaften an ihm nicht aus, sondern ließ sie verwildern. Daher irrte er oft schnell von dem mit Klugheit gewählten Wege ab; oft war er zu streng, zu stolz, dann wieder zu gelinde und demüthig. Er verdient unsre Bewundrung, daß er sich so standhaft dem Papste widersetzte, und er würde ihn überwunden haben, wenn er nicht den mit

teuflischer Arglist und Bosheit ausgerüsteten Hildebrand, der es sich einmal vorgesetzt hatte, den päpstlichen Stuhl über alle Throne zu erheben und der in seinem Kopfe und in dem Geiste der Zeit, selbst in der Religion, ja im Himmel und in der Hölle, Mitleid genug fand, seinen ehrgeitzigen Plan auszuführen. Heinrich, der in manchem Stücke des damaligen Religionswesens richtiger dachte, als seine Zeitgenossen, erfuhr mehr, als einmal, daß die gröbsten Irrthümer, wenn sie herrschend geworden sind, weder durch die Vernunft, noch durch Gewalt auf einmal bezwungen werden können. Er konnte den Glauben, daß ein vom Papste Gebannter Gottes, der Menschen und des Lebens unwürdig sey, dem man Wort und Treue nicht zu halten gebrauche, nicht besiegen. Eben so wenig konnte er die bis zum Wahnsinn getriebene Neigung der Einwohner seines Reichs zu den damals zu des Papstes Vortheil erfundenen und eben darum von demselben auf das höchste begünstigten Kreutzzügen, an denen Heinrich gar keinen Gefallen hatte, dämpfen, sondern mußte es dulden, daß die Kreutzfahrer Deutschland mit Mord und Verwüstung anfüllten und die besten Kräfte des Vaterlandes nach Palästina schleppten. Ueberhaupt wurden diese Stürme und die Schwäche der Regierung von den Großen des Reichs, besonders von den Bischöfen und den übrigen Geistlichen aller Art benützt, und zum Theil erregt und unterhal-

ten, um sich in ihren Gütern und Lehen festzusetzen, immer mehr an sich zu reissen, ihre Gewalt und Anmaßungen zu erweitern und so unabhängig und selbstherrisch zu seyn, als ihnen gefiel. Wie sehr das Reich hierunter litt, ist nicht zu beschreiben; es ist aber gewiß, daß der größte Theil seiner Verfassung und Schwäche aus dieser Periode entspringt. Die Nation wurde getheilt, die Nationalmacht der Deutschen zerstört. Die Polen und Ungarn riessen sich größtentheils von ihren Verbindlichkeiten los, die Großen Burgunds fanden ihren Vortheil, wenn sie sich an Frankreich hingen; in Italien dehnten die lombardischen Städte und die Normannen ihre Macht, die den Kaisern allemal gefährlich werden mußte, immer weiter aus.

Sobald Heinrich V sich auf den Throne festgesetzt hatte, nahm er seines verdammten Vaters Grundsätze an. Er wollte keines Weges eins der größten Vorrechte seiner Herrschaft, die Bischöfe zu berufen und zu belehnen, dem Papste abtreten. Um jedoch den Streit zum Ende zu bringen, lud er den Oberpriester nach Deutschland zu gütlichen Unterhandlungen ein, da er den Beistand seiner Fürsten zu haben glaubte. Allein Paschal merkte dieß und versammelte ein Concilium, wo er die Foderungen seiner Vorgänger in dieser Investitursache, worüber bisher schon viel Streit und Unglück entstanden, aber noch keine eigentliche Erklä-

rung gegeben war, vornehmlich dahin festsetzte: das kein Geistlicher einem Weltlichen den Lehenseid leisten solle, weil die Kirche nicht zugeben könne, das ein Geistlicher seine geweihete Hand in die blutigen Hände eines weltlichen Fürsten lege. Heinrich ließ gegen diesen Beschluß protestiren; "nicht auf fremden Boden, sagten seine Gesandten, sondern in Deutschland muß dieser Streit entschieden werden, oder zu Rom mit dem Schwerte," und setzte die Investitur mit Ring und Stab fort. Um seinen Verfahren destomehr Nachdruck geben zu können, bemühete er sich, das kaiserliche Ansehen im Reiche herzustellen; einige Große gewann er mit Güte, andere züchtigte er. Vornehmlich kamen ihm die großen Geldschätze, welche ihm seine Gemahlin Mathild, eine Tochter Heinrichs I. aus England zubrachte, hierbei zu Statten. Darauf gieng er 1110 an der Spitze eines starken Heers nach Italien, auch nahm er eine Anzahl von Gelehrten, um sich deren Rath und Rechtsgründe zu bedienen, mit. Nachdem er auf der ronkalischen Ebene den gewöhnlichen Reichstag gehalten und sich von den Großen Italiens den Huldigungseid hatte leisten lassen, rückte er auf Rom, den Sitz alles Unglücks, welches die Christenheit drückte, los. Der Papst that Vergleichungsvorschläge, wohl hauptsächlich in der Absicht, die Sache in die Länge zu ziehen und den Kaiser zu ermüden. Da zuckte ein Deutscher aus

des Kaisers Gefolge gegen den Papst und die Cardinäle sein Schwert mit diesen Worten: "Was macht ihr viel Wesens? Ihr sollt wissen, daß unser Herr gekrönt seyn muß, als seine Vorgänger!,, Und als der Papst sich dennoch ferner weigerte, ließ ihn der Kaiser, nach dem Ausspruche seiner Räthe, nebst den Cardinälen gefangen nehmen und einigen römischen Edelleuten vor dessen Augen die Köpfe abschlagen. Dieß machte Eindruck. Es wurde nun der Vertrag errichtet: daß die Wahl der Bischöfe frei seyn, diese aber vor der Einweihung sich von dem Kaiser durch Ring und Stab belehnen lassen sollten. Kaiser und Papst beschworen den Vergleich und nahmen zur Bestärkung das Abendmahl. Aber kaum war Heinrich nach Deutschland, wo unterdessen heftige Bewegungen entstanden, zurückgekehrt; so widerrief der treulose Papst und ließ den Kaiser durch französische Bischöfe excommuniciren. Die Deutschen weigerten sich, von ihm die Investitur anzunehmen, und indem sie eine unbeschränkte Kirchenfreiheit foderten, versagten sie ihm den Gehorsam. Anfangs zeigte Heinrich Muth, nahm den Maynzer gefangen, und fing an, da er sah, daß alles Unglück in Deutschland daraus entstand, daß die Großen, besonders die Bischöfe, so weitläuftige Güter an sich gebracht und dadurch Macht erworben hatten, Untersuchungen über den rechtmäßigen Besitz dieser Güter anzustellen, um

das Eigenthum der Lehnsleute von den Fiscal-gütern, welche sie nach und nach an sich gerissen hatten, zu unterscheiden, letztere herauszufordern und jetzt erledigt werdende Lehen wieder unter die königliche Kammer zu ziehen. Aber es war zu spät. Die Fürsten verbanden sich, ihre erworbene Rechte zu behaupten. An ihrer Spitze stand der mächtige Herzog von Sachsen Lothar; Heinrich wurde aus dem Felde geschlagen, seine Schlösser wurden niedergerissen, seine Freunde unterdrückt und die benachbarten Nationen aufgereitzt, sich seiner Herrschaft zu entziehen. Nun gerieth er fast in das Elend, worin er seinen Vater ehemals gestürzt hatte. Um sich zu retten, sah er kein Mittel, als nachzugeben. Auf dem Reichstage zu Worms 1122. unterzeichnete er endlich und der Legat des Papsts Calixti II eine Urkunde, worin festgesetzt wurde, daß die Wahlen der Prälaten und Bischöfe in Gegenwart des Kaisers, oder seiner Geschäftsträger, frei seyn, vom Papste die geistlichen Beneficien mit Einhändigung des Bischofsstabs, die weltlichen Regalien aber vom Kaiser mit Zustellung des Scepters übergeben werden sollten. — Durch diesen unglücklichen Vorgang wurde die Macht des Papsts im Reiche befestigt, und der Kaiser verlohr, da er nun die Bischöfe nicht mehr ernennen durfte, die stärkste Stütze seines Throns. Nun konnte er den weltlichen Großen kein Gleichgewicht entgegen stellen, er mußte ihre Macht und

Eigenthumsrechte anerkennen. Dadurch gieng auch zugleich der beste Theil des kaiserlichen Ansehens in Italien verlohren. Ueberall setzten sich nun die Großen in ihren Gütern fest; die ausländischen Lehnsträger riessen sich bald auch von der geschwächten deutschen Herrschaft los. Heinrich versuchte noch einmal zuletzt, die Vorrechte des Throns zu behaupten; aber er unterlag. Nach ihm hebt in Deutschland ein neues System an.

Schon die Wahl seines Nachfolgers war von den vorher gewöhnlichen sehr verschieden. Es versammleten sich zwar (1126) die Völkerschaften der Deutschen wieder auf dem Wahlfelde bei Maynz; allein es wurde, besonders auf den Antrieb des sich dabei auch jetzt eingefundenen päpstlichen Gesandten, ein Ausschuß von zehn Wahlfürsten ausgezogen, der in der Stadt Maynz bey verschlossenen Thüren seine Berathschlagungen hielt, nach Art der Papstwahl. Obgleich die beiden hohenstauffenschen Brüder, Friedrich, Herzog in Schwaben, und Konrad, Herzog von Franken, des verstorbenen Kaisers Schwestersöhne und Erben, der Verwandschaft wegen, Ansprüche auf die Krone machen zu können glaubten; so erkohren doch die Wahlfürsten, indem sie die Macht und Herrschsucht des salisch-fränkischen Hauses fürchteten, den Herzog von Sachsen Lothar. Als dieser sich mit thränenden Augen den Wählern flehend zu Füssen warf,

ihn mit dieser gefährlichen Ehre zu verschonen, hoben sie ihn mit Gewalt, da er sich aus allen Leibeskräften widersetzte und über Mißhandlung schrie, auf ihre Schultern, und trugen ihn, damit das Volk sähe, wie groß, männlich und ehrbar sein künftiger Oberherr sey, und nun seinen Beifall zurufen könne, im Lager herum. Zugleich schrieben sie ihm aber nicht nur eine gewisse Capitulation, wonach er sich in der Regierung richten sollte, vor, sondern sie fertigten auch eine Gesandschaft nach Rom ab, um die Einwilligung des Papstes einzuholen. — So änderten sich die Dinge! So entstanden wählende und bestimmende Fürsten! Und so unterwarfen die Deutschen, damit ihre Großen ihre eigene Herrschaft und die Erbfolge in ihren Gütern sich sichern mögten, die Bestätigung ihrer Königswahl dem römischen Bischofe!

Lothar war ein gebohrner edler Herr von Querfurth, Graf von Süpplingenburg und Arensberg. Er hatte vom K. Heinrich IV. für geleistete Dienste das Herzogthum in Sachsen nach dem Tode des letzten Billungs, Herzogs Magnus, 1106 erhalten und durch seine Gemahlin Richenze, die Güter, welche ihr Vater, Graf Heinrich der Fette zu Nordheim, an der Weser und um Braunschweig besaß, geerbt. Man wählte ihn, weil er sich vorher, um die Kirchen- und Fürsten-Freiheit zu vertheidigen, den Anmaßungen K. Heinrichs V. nachdrücklich widersetzt hatte, indem man hoffte, daß er auf dem Throne beide noch

mehr begünstigen würde. Aber seine Grundsätze mußten sich ändern, da er sah, daß die Krone, welche man ihm anvertrauet hatte, an allen Seiten so gewaltthätig zerrissen wurde. Er kämpfte, um theils seinen Gegner Konrad, der sich wirklich auch zum Könige in der Lombardei hatte krönen lassen, theils andre, sich gar zu viel anmaßende Große, im Zaume zu halten, und war so glücklich, in Deutschland die Ruhe, uud in Italien das kaiserliche Ansehen durch die Gewalt der Waffen, durch seine unwandelbare Gerechtigkeitsliebe und dann auch durch seine Klugheit und zur rechten Zeit angebrachtes Nachgeben gegen Auswärtige, einiger Maßen herzustellen. Um mit desto größerm Nachdrucke wirken zu können, verschafte er sich den Beistand des mächtigen Herzogs von Baiern, Heinrichs, eines gebohrnen Welfen, dem er seine einzige Tochter und Erbin Gertrud zur Gemahlin gab und zugleich das Herzogthum Sachsen übertrug, wodurch die Größe des welfischen Hauses gegründet wurde. Den Geist seines Zeitalters konnte er aber dennoch nicht schwächen. Er mußte der herrschsüchtigen Geistlichkeit überall nachgeben und sich von dem Papste mit allen den demüthigenden Feierlichkeiten krönen lassen, welche bei seinen Vorgängern schon gebraucht waren. Die deutschen Könige waren schon gewohnt, den römischen Bischöfen und seiner Kirche, nicht nur Schutz, sondern auch Treue zu schwören, dem Papste die Füße zu küssen, ihm den Steigbügel zu halten, und die Kai-

serkrone von ihm, als wenn er sie wirklich ertheilen könnte, zu empfangen.

---

Wir sehen, daß bei diesen Veränderungen in der Verfassung Deutschlands, wobei die Nation nicht gewann, sondern an ihrer Freiheit und Würde sehr verlohr, Niemand thätiger und wirksamer war, als die Geistlichkeit in allen ihren zahlreichen Abstufungen. — Ursprünglich wurden die Bischöfe, nach Bonifacius Einrichtung, von der Synode, welche zu gewissen Zeiten gehalten wurde, gewählt, oder auch dem Könige zur Bestätigung vorgeschlagen. Ihr Amt sollte seyn, in gewissen, in den Grafschaften und Herzogthümern gelegenen Bezirken, die Aufsicht über die gemeine Geistlichkeit und das Religionswesen überhaupt zu führen, und die Einkünfte und Güter, welche zur Unterhaltung der Kirchen und des Gottesdienstes bestimmt waren, zu verwalten. Als sie nachher anfingen, Güter, die dem Reiche gehörten, zu erwerben, zog der König das Recht, sie einzusetzen, an sich und übte alle Gewalt des Landesherrn über sie aus. Jedoch verhielt es sich in diesem Stükke, wie bei der Verleihung der weltlichen Würden. Der schwächere und weniger gefürchtete Kaiser konnte seine Wahl nicht immer durchsetzen. In einigen Bisthümern maßten sich bald nicht nur die vornehmern Geistlichen, sondern auch der weltliche Adel und die Fürsten ein Recht an der Bischofswahl an. Oft mußte der

Kaiser nachgeben und konnte dann nichts weiter, als bestätigen. Schon im Anfange dieses Zeitraums gelangten die Bischöfe zu großem Ansehen welches besonders dadurch wuchs, daß sie in grossen Städten, bei prächtigen Kirchen wohnten. Die Ottonen trugen durch ihre übertriebene Freigebigkeit bei. Andre Kaiser erhoben darum die Bischöfe, um an ihnen ein Gegengewicht gegen die weltlichen Fürsten zu haben. Bisweilen gelang dieses; allemal schlug es aber zur Vergrößerung der Geistlichkeit aus und vermehrte die Habsucht und den Stolz derselben. Unter den Erzbischöfen, welche über einen ungleich grössern Sprengel, als die Bischöfe, und selbst über eine gewisse Anzahl derselben, die Oberaufsicht führten, waren jetzt schon die zu Maynz, Cöln, Trier, Magdeburg und Bremen die wichtigsten. Sie verrichteten bei den Bischöfen die Consecration, und die ersten drei krönten auch den neuerwählten König. Der Maynzer, im Herzen Deutschlands, erhielt bald, als Nachfolger des grosen Bonifacius, hervorstechendes Ansehn und starken Einfluß auf die Königswahl und die Regierung des Reichs.

Unter diesen Bischöfen standen nicht nur die Pfarrer in den Städten und Dörfern, welche bei einem sehr mäßigen, oft kümmerlichen Unterhalte, die wichtigen Arbeiten der Volkslehrer betreiben mußten, sondern auch die Klöster mit ihren Pröpsten und Aebten. Daneben erhoben sich jezt auch die Domstifte. Sie entstanden anfänglich aus

Geistlichen, welche sich entschlossen, gemeinschaftlich bei einer Kirche zu wohnen, um darin den Gottesdienst zu besorgen, sich andern Uebungen der, damals vermeintlichen, Frömmigkeit zu widmen und auch öffentlichen Schulunterricht zu geben. Dieses regelmäßige Leben gab ihnen den Namen Canonici. Sie standen unter dem Bischofe und wurden von demselben unterhalten. Nachher suchten sie sich von dieser Aufsicht loszumachen und eigene Güter zu erwerben. Das letztere mußte in diesen, für die Geistlichkeit günstigen Zeiten wohl gelingen, das erstere fand aber Widerstand und wurde eine Quelle zerrüttender Fehden zwischen den Bischöfen und ihren Domstiften. Bei dem Anfange dieses Zeitraums fingen die Canonici in einigen Stiften schon an, die Gemeinschaft und das Regular-Leben aufzuheben. Ihr Probst erhielt neben dem Bischofe eine Art Gewalt in rechtlichen und öconomischen Sachen. Und so wie die Bischöfe mit ihren Gütern von der Gerichtsbarkeit der Grafen befreiet wurden; so suchten auch sie sich solche Exemtionen zu verschaffen und sich unabhängig zu machen. Anstatt den Zweck ihrer Stiftung zu verfolgen, dem Bischofe gehorsam zu seyn und den Unterricht der Jugend in den Domschulen zu besorgen, erwarben sie Land uud Leute, Vasallen und eigene Gerichtsbarkeit, theilten ihre Güter, so daß jeder Domherr für sich leben konnte, und wählten ihre Obere, Pröpste und Scholaster selbst. Ob zu dieser Zeit ihre Zahl schon geschlossen gewesen,

und wann und wie es zugegangen sey, daß sich auch Adeliche in diese Pfründen eindrängten, ist hier nicht auszumachen. Gewiß ist, daß die Domherren schon anfingen, ein ausschweifendes Leben zu führen, sich der Jagd und Fischerei zu ergeben. „Sie häufen, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, Schätze auf Schätze, Präbenden auf Präbenden, Aecker auf Aecker, bekümmern sich aber nicht um die Kirche, noch weniger um die armen Seelen." Sie und die Klöster wetteiferten, Güter auf jede Art zu erwerben. Die Leichtgläubigkeit und die Seelenangst der Laien wußten sie treflich zu benutzen; die Kreutzzüge krönten das Werk. Den Dienst an der Kirche ließen sie durch Miethlinge Vicarios, versehen, unterdessen sie dem Wohlleben und Müssiggange nachhingen.

Ueberhaupt wurden jetzt die Kirchengüter immer mehr ein wichtiger Gegenstand in der deutschen Verfassung. Ob sie gleich schon überflüßig hinreichten, die Gotteshäuser und Priester zu unterhalten, so daß selbst die Weltlichen anfingen, den dabei obwaltenden Unfug einzusehen und den Geistlichen das, was sie nicht mit dem besten Rechte an sich gebracht hatten, wieder abzunehmen trachteten; so war doch jetzt die wahre Aerndte der Diener der Religion auf der Erde. Es entstand gleichsam ein Wetteifer in Absicht des Gebens und Schenkens. Man gab Städte, Dörfer, ganze Provinzen, den Zehnten der Früchte aus großen Landschaften. Und damit diese Schenkungen den Kirchen, Klöstern, Stiften und Pfaf-

sen in Ewigkeit gesichert seyn mögten, wurden die Schenkungsbriefe mit Fluch und Bann gegen die, welche sie etwa antasten würden, versehen, die Einwilligung und Bestätigung des Kaisers, und, als man diese in der Folge nicht hinreichend hielt, des Papstes eingeholt. Indessen blieben diese Güter doch unter der Aufsicht der Kaiser und dem Reiche verbindlich. Die Besitzer derselben, Bischöfe, Stifte, Klöster, selbst die gemeine Geistlichkeit, mußten fortwährend die Abgaben und Pflichten leisten, welche darauf hafteten. Daher sah man diese geistlichen Herren damals oft in den Waffen bei den Kriegsheeren, wozu sie die auf den Gütern klebende Heersfolge verband.

Um sich aber diesen Dienst zu erleichtern, als auch zu ihrem Schutze, nahmen sie Kirchenvögte an. Anfänglich waren diese Vögte (Advocaten) Beamte der Kirchen, welche in ihrem Namen die Gerechtigkeitspflege verwalten und für die Einhebung der Einkünfte sorgen mußten. Dafür erhielten sie entweder einen Theil derselben, oder gewisse Lehne. Einige Kirchen warfen sich bei bedrängten Umständen mächtigen Schirmvögten in die Arme. Da auch diese Würde erblich, oder ein Familienlehen wurde! so hatten in der Folge die Kirchen von ihren Vögten selbst vieles Ungemach zu erdulden, wo diese sich mehr Gewalt und Einfluß anmaßten.

Im Anfange dieses Zeitraums sprach man in in Deutschland überhaupt noch nicht so laut von

Kirchenfreiheit, als nachher, da durch die hierarchische Allgewalt des Papstes die Macht und Unabhängigkeit der Geistlichen einen höhern Schwung erhielt. Da erst wurde Kirchenfreiheit — ein Zauberwort, das man glauben, dem Alles gehorchen mußte, ohne es zu verstehen. Man hätte Unabhängigkeit der Deutschen in Religionssachen von auswärtigem Einfluße, sowohl des Papstes, als der Concilien, Freiheit der Religionsübung und Denkfreiheit darunter verstehen sollen. Aber die deutsche Geistlichkeit verstand darunter, Freiheit von der Gerichtsbarkeit der Grafen, Freiheit von den Lehnspflichten gegen den Kaiser, Freiheit sich zu erheben, sich zu bereichern wo und wie sie wollte. Der Papst verstand darunter unabhängige Papstwahl durch römische Geistliche, die Freiheit seine Herrschaft nach Gefallen zu vermehren, zu verschenken, was ihm nicht gehörte, zu bestätigen, was dessen nicht bedurfte, zu Boden zu treten, was seinem Zwecke im Wege stand; kurz, was nur irgend der Geistlichkeit zum Vortheile gereichte, mußte der Kirche und der Kirchenfreiheit zum Opfer gebracht werden.

Während die Geistlichen überall für diese Freiheit kämpften, wurden sie selbst Sclaven des römischen Bischofs. Dieser trachtete, sie völlig von sich allein abhängig zu machen, um durch sie die Welt zu beherrschen. Da bis jetzt noch viele Geistliche, besonders die Pfarrer, zu heirathen pflegten, welches ihnen weder durch ihre

Religion, noch durch ein allgemeines Gesetz verboten war, obgleich einige schon freiwillig, aus dem Wahne, daß der Ehestand ein Hinderniß der höhern christlichen Tugend sey, das ehelose Leben ihnen aber einen größern Schein von Heiligkeit verschaffe, sich der schönsten Pflicht entzogen hatten; so fing Gregor VII. an, allen Geistlichen den ehelosen Stand mit Gewalt aufzudringen, um sie gänzlich von der bürgerlichen Gesellschaft und aller Verbindung mit den weltlichen Regierungen zu trennen. Nirgends fand dieses tyrannische und unmenschliche Beginnen stärkern Widerstand, als bei den Deutschen. Auf den Synoden zu Erfurt und Maynz erklärten die Pfarrer den Papst für den Antichrist und einen Ketzer, und bewiesen ihre Freiheit in Ansehung des ehelichen Standes aus der heiligen Schrift. Viele wollten lieber ihre Priesterschaft, als ihre Gattinnen verlieren; „Da sie Menschen wären, versetzten sie: so möge der Papst sorgen, wie er Engel an ihrer Stelle herbeischaffe." Allein der Kampf dieser guten Leute war zu schwach gegen die fürchterliche Uebermacht des römischen Stuhls. Sie unterlagen endlich, und mußten ihre Menschenrechte der auf Aberglauben und Bosheit gegründeten Herrschsucht aufopfern.

# Begebenheiten der Deutschen unter den schwäbisch=hohenstauffenschen Kaisern.

Weil die Fürsten meinten, daß Lothar der Sachse die kaiserliche Gewalt wieder zu weit ausgedehnt habe, und da sie die durch ihn zu sehr erhöhete Macht seines Hauses, an dessen Spitze sein Schwiegersohn und Erbe, der Herzog von Baiern und Sachsen, Heinrich aus dem welfischen Stamme, stand, fürchteten; so giengen sie von demselben ab und hoben den Herzog von Franken Konrad, aus dem schwäbischen Geschlechte Hohenstauffen (Stauffen) auf den Thron. 1138. Hierdurch entstanden zwei große Partheien, die sächsisch=baiersche, oder welfische, und die kaiserliche, von dem schwäbischen Orte Waiblingen, das zu den Stammgütern der Stauffen gehörte, die gibellinische, besonders nach italischer Aussprache genannt, welche Deutschland theilten und auf lange Zeit zerrütteten. Die letztere suchte hauptsächlich die Erbfolge und Alleinherrschaft der Kaiser aus dem stauffenschen Geschlechte über Deutschland und Italien zu erringen, die erstere wollte ihr aber, unter

dem Vorwande, die deutsche Freiheit zu bewahren, entgegen wirken, und sich vielmehr selbst erheben, und nie hat in Deutschland der politische Partheigeist im Fürstenschlosse sowol, als in der Hütte des Landmanns ärger gewüthet. — Heinrich widersetzte sich aus allen Kräften der Wahl Konrads und hielt, da er selbst Anspruch auf die Krone machte, die Kleinode zurück. Aber die Fürsten scheueten den stolzen Mann, sie erklärten ihn in die Acht, wodurch er der vom Reiche inhabenden Würden und Länder verlustig wurde. Er starb während des Kampfs und hinterließ einen minderjährigen Sohn, den nachher so berühmt und mächtig gewordenen Heinrich den Löwen. Sein Bruder Welf setzte zwar den Streit fort, um für den jungen Heinrich die väterlichen Güter zu behaupten, wurde aber vom Kaiser geschlagen und in Weinsberg belagert, wo ihn kaum die List und Treue seiner Gemahlin rettete.

Unterdessen schien sich in Italien ein neues Schauspiel eröfnen zu wollen. Die Römer, der Herrschaft des Papstes müde, faßten den Vorsatz, ihre ehemalige Verfassung herzustellen. Sie vertrieben den Papst und luden Konraden ein, bei ihnen seine Residenz zu nehmen und sein kaiserliches Recht auszuüben. Der Kaiser kannte aber schon die Schwäche und den Wankelmuth dieser Römlinge. Er ließ sich hingegen in eine Angelegenheit verwickeln, die ihm und der Christenheit, deren Haupt und Beschützer er seyn sollte, wichtiger schien.

Etwa funfzig Jahre vorher hatten die abendländischen Christen, auf Antrieb des Papstes, vornehmlich gerührt durch die Erzählungen des Einsiedlers Peter von den Bedrückungen und Gefahren, welche die Pilgrimme auf ihren Wallfahrten nach Jerusalem dulden mußten, unternommen, das sogenannte heilige Land seinen jezigen Besitzern, den seldschiukischen Türken und Arabern wieder zu entreißen, damit die Wallfahrer freien Zugang nach Jerusalem hätten und die heiligen Oerter nicht in den Händen der Ungläubigen blieben. Es eilten sogleich aus allen Ländern Europa's unzählbare Schaaren, die mit einem Kreutze auf der Schulter bezeichnet waren, dahin. Diese Kreutzfahrer fingen ihren Haß gegen die angeblichen Christenfeinde dadurch zu beweisen an, daß sie in Deutschland eine Menge Juden beraubten und ermordeten. Obgleich diese ohne Anordnung und geschickte Anführung zusammengelauffenen Schwärme größtentheils auf dem Wege durch Hunger, Elend und feindliche Angriffe zu Grunde giengen, so eroberte doch der tapfere Ritter Gottfried von Bouillon Jerusalem (1099) und stiftete daselbst ein christliches Königreich, worinn aber auch sogleich die europäische Lehnsverfassung mit allen ihren Mängeln eingeführt wurde und das daher im beständigen Kampfe mit sich selbst und auch mit den angrenzenden Völkern blieb. Der Kaiser Konrad empfand anfänglich keine Neigung zu einem solchen Kreutzzuge, da er bei der in seiner Jugend

nach Palästina gemachten Wallfahrt (denn es war nun herrschende Meinung, daß jeder Christ in seinem Leben wenigstens einmal dorthin wallen, die Steine des angeblichen Grabes Christi und den Berg Tabor küssen, zugleich aber auch die dasige Geistlichkeit reichlich beschenken müsse, wenn er Vergebung seiner Sünden und Eingang zu den Heiligen des Himmels erlangen wolle) genug bemerkt hatte, daß wegen des zügellosen Lebens der Kreuzfahrer, wegen der Uneinigkeit und des innerlichen Kampfes der verschiedenen Partheien in Jerusalem, der Vasallen, der Geistlichkeit und der Ordensleute gegen die Macht der auswärtigen Feinde nichts ausgerichtet werden könne. Als aber jetzt Jerusalem selbst durch den Sultan Sanguin von Aleppo bedrohet wurde, gerieth die ganze Christenheit abermals in Bewegung. Papst Eugen III. bediente sich nun wegen seiner Wundergaben und Heiligkeit in ungemeiner Verehrung stehenden Abts von Clairvaux Bernhard, das Kreuz predigen zu lassen. Dieser Schwärmer setzte, indem er das Ende der Welt ankündigte, durch seine Ueberredungen die herbeiströmenden Zuhörer in solche Furcht und Hitze, daß er sogar einmal nicht Kreutze genug hatte, dem Volke aufzuheften, sondern seine Kleider zu diesem Behuf zerreißen mußte. Durch seine Predigt zu Speier wurde denn auch Konrad endlich gerührt. Sogleich überreichte ihm Bernhard die geweihete Fahne vom Altare, um damit gegen die Ungläubigen zu ziehen. Nun geschahen unermäßliche Zu-

Zurüstungen. Alle andre Kriege und Fehden wurden eingestellt, so gar liessen sich die Deutschen gefallen, daß ihnen das Waffentragen verboten wurde, damit diese heilige Unternehmung nur nicht gestört würde. In dem Heere befanden sich über siebenzigtausend bepanzerte Streiter und wo der Zug durchging, strömten noch unzählbare Schaaren hinzu. Konnte auch der Räuber und Mörder seiner Strafe leichter entgehn, der Schuldner schneller bezahlen, als wenn er nach Palästina zog? Konnte ein Kloster sich leichter eines ergiebigen Zehntens, dieser Pfaff sich behender jenes schönen Ackers bemächtigen, als wenn dem Besitzer das Kreutz aufgeheftet wurde und man allenfalls für ihn unterdessen zu beten versprach? Deutsche von jedem Alter und Stande verließen ihren Heerd und ihr Liebstes, um das allen Christen gemeinschaftliche Erbe zu retten. Dennoch begleitete sie auch dieses Mal das Glück nicht, weil kein fester Plan gemacht und befolgt wurde. Man sorgte nicht einmal für den nöthigen Unterhalt. Das Heer litt schon merklich in den ungerischen Steppen von den herumschwärmenden Bulgaren angegriffen, aber jenseits Constantinopel schmolz es, theils durch die Treulosigkeit der Griechen, welche, da sie nicht gern sahen, daß sich die Abendländer in Asien festsetzten, ihm vergiftetes Brodt und falsche Münze gaben, theils durch die Anfälle der Türken, vornehmlich aber durch die Beschwerlichkeiten des Weges und des ungewohnten Himmelstrichs der-

maßen zusammen, daß Konrad mit den übrig-gebliebenen Häuflein ans Meer umkehren und zu Schiffe nach Pallästina überfahren mußte. Hier wurde nun wegen der Uneinigkeiten, welche die Kreutzfahrer aus ihrem Vaterlande mitbrachten und fortsetzten, fast nichts ausgerichtet. Konrad ging zurück und starb bald nachher. Deutschland hatte von diesen Zügen nur jetzt den Vortheil, daß es von einer Menge Krieger, Ritter und Edelleute die sich sonst aufs Rauben und Fehden würden gelegt haben und dadurch der Nation zur Last, der Aufnahme der Handlung und der Gewerbe hinderlich gewesen wäre, auf eine Zeit befreiet wurde. Entsetzlich waren aber die Zerrüttungen, welche in den Familien und Gütern dadurch entstanden. Gewöhnlich beerbten die Geistlichen die umgekommenen Kreutzfahrer, und trösteten das Volk, wenn es über den unglücklichen Ausgang so frommer Unternehmungen, die doch nach seiner Meinung vom Himmel besonders begünstiget zu werden verdienten, betroffen wurde, damit, daß die Kreutzzüge, wenn sie nicht zur zeitllichen Wohlfahrt ausfielen, desto-mehr zum Seelenheile gereichten. —

Deutschland kam wirklich in Gefahr, durch diese ausländischen Unternehmungen, den dadurch in seinem Innern veranlaßten Verwirrungen entvölkert und zertrümmert zu werden, jetzt schon völlig unter die Herrschaft der Geistlichkeit zu gerathen und in seine vorige Wildheit zurückzustür-

zen, wenn nicht nach Konrads Tode (1152) dessen Brudersssohn Friedrich, Herzog von Schwaben, der unter den Kaisern den Namen Friedrich der Erste und auch der Rothbart führt, ein Mann von großen Fähigkeiten, zur Regierung gelangt wäre, die er auch beinahe 40 Jahre mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit und Muthe zur Behauptung des Ansehns des Reichs und der Würde der Nation so führte, daß er mit Recht den Namen: Vater des Vaterlandes verdiente. Glücklicher Weise war er mit den beiden Partheien, den Gibellinen und Welfen, welche Deutschland entzweieten, verwandt und daher gelang es ihm, unter ihnen 1156 einen Vergleich zu stiften, wodurch der Welf, Heinrich der Löwe von Sachsen sein väterliches Herzogthum in Baiern wieder erhielt, wovon jedoch die Markgrafschaft Oesterreich getrennt und zu einem Herzogthume mit sehr begünstigenden Vorrechten erhoben wurde. Friedrich behauptete auch nicht nur die Lehnsherrschaft der Deutschen über Dännemark und Polen, sondern er fing auch an seine Kaiserrechte bei den Bischofswahlen wieder auszuüben, Bischöfe und Aebte einzusetzen, oder wenn sie ihre Pflichten nicht erfüllten, abzusetzen und gebot den päpstlichen Gesandten, welche ihn darin hindern wollten, den deutschen Boden zu räumen. Den Papst selbst nöthigte er, die Behauptung: daß die deutschen Könige das Reich als ein Lehn vom römischen Stuhle empfangen müßten, worüber der Pfalzgraf

Otto, welcher dem Kaiser das entblößte Schwert vortrug, dem päpstlichen Legaten den Kopf spalten wollte, zu widerrufen. Und ungeachtet ein folgender Papst den Kaiser mit dem Banne belegte und dessen Unterthanen vom Eide lossprach, so fuhr er doch standhaft fort, die Herrschaft der Deutschen in Italien, wo jetzt die Normänner das Königreich Sicilien unter der Begünstigung des römischen Hofes errichtet hatten, wo die Päpste sich zu Herren Roms und der umliegenden Länder zu machen, und wo die durch Handel und Bündnisse reichen und mächtigen Städte in der Lombardei völlig unabhängig zu werden trachteten, wieder herzustellen. Er verrichtete verschiedene Züge dahin so glüklich, daß er seinen Zweck beinahe erreichte. Er eroberte das stolze Mailand, dessen unbiegsame Einwohner sich genöthigt sahen, mit Stricken am Halse und Schwertern auf dem Rücken, demüthig sich ihm zu Füßen zu werfen; auch legte er in Rom eine deutsche Besazzung. Auch da noch, als Italien, das Grab fremder Völker, durch seine Seuchen das Heer Friedrichs aufrieb, und die Deutschen, theils aus Abscheu vor diesen so oft vergeblichen und gefährlichen Zügen, theils aus Furcht und Ergebenheit gegen den Papst, ihn nicht mehr gehörig unterstützten, und als er nach dem unglücklichen Gefechte bei Lignano viele errungene Vortheile zwar wieder aufgeben mußte, und sich genöthigt sah, den von ihm verworfenen Papst Alexander III. anzuerkennen und demselben auf dem Markte zu Venedig

die Füsse zu küssen, behauptete er dennoch seine Würde und eine nicht geringe Gewalt über die Lombardei. — Weil ihn Heinrich der Löwe, der mächtigste deutsche Fürst, dessen Besitzungen sich von Italien aus bis an die Ostsee erstreckten, vornehmlich zulezt in diesem Kampfe und in diesen Gefahren, selbst da er ihn fußfällig um Beistand anflehte, verlassen, und unterdessen nur an eigener Vergrößerung gearbeitet, dadurch aber auch die Eifersucht seiner Mitfürsten aufs Höchste gereitzt hatte; so nahm sich Friedrich vor, denselben destomehr zu erniedrigen. Nach verschiedenen Tagefahrten, wo viele Fürsten, besonders geistlichen Standes, deren eingebildete Hoheit Heinrich nicht sehr achtete, sondern in seinen eroberten wendischen Staaten selbst Bischöfe ein- und absetzte, die bittersten Beschwerden gegen den Herzog anbrachten, und als derselbe nicht erschien, um sich zu verantworten, sondern fortfuhr, mit Löwenmuthe gegen seine Gegner zu kämpfen, wurde er 1180 in die Reichsacht, der Herzogthümer Sachsen und Baiern verlustig erklärt und verurtheilt, auf drei Jahre den deutschen Boden zu verlassen Er gieng nach England zu seinem Schwiegervater, König Heinrich II., wo sein Sohn Wilhelm, der Stammvater des jetzt blühenden braunschweigischen Hauses in dem Schatten des Throns gebohren wurde, den seine Nachkommen ruhmvoll besitzen. Ihm wurden nur seine mütterlichen Erbgüter, Braunschweig und Lüneburg gelassen, in seinen übrigen Ländern und

Würden theilten sich die Nachbaren; die blühendsten Städte seiner Herrschaft Regensburg und Lübeck wurden zu Kaisersstädten gemacht, und so wurde das welfische Haus von seiner drohenden Höhe hinabgestürzt.

Ueberhaupt beeiferte sich Friedrich Deutschlands Verfassung und Ruhe zu befestigen. Zu diesem Ende verpflichtete er nicht nur die Stände zur Haltung des Landfriedens, gab Verordnung zur Dämpfung des Fehdegeistes, zerstörte eine Menge Schlösser des räuberischen Adels und wachte für die Ausübung der vorhandenen Gesetze, sondern begünstigte und beförderte auch bei den Deutschen das Erlernen der römischen Rechtswissenschaft, welche um diese Zeit in Italien aus der Vergessenheit wieder hervorgezogen war, die auch, ob sie gleich zum Theil aus Spitzfündigkeiten bestand und wenig auf die Verfassung und Denkungsart der Deutschen paßte, doch den herrschenden Hang zu Gewaltthätigkeiten bändigen und die Nation an sanftere Gefühle gewöhnen half. Unter seinem Schutze giengen nun schon junge Deutsche nach Italien, um zu Bologna zu studiren. Gelehrte und Künstler aller Art wurden von ihm geachtet und an seinem Hofe gern aufgenommen. Besonders liebte er deutsche Dichter. Aufgemuntert durch ihn, da er selbst in der Dichtkunst und in schriftlichen Aufsätzen in deutscher Sprache Versuche machte, fingen nun die Deutschen, besonders die Schwaben, des Kaisers Landsleute, wieder an, ihre Mutter-

sprache zu schätzen, zu reden und zu schreiben. Sie ahmten in ihren ersten Versuchen vornehmlich den Franzosen nach. Liebe und Krieg, besonders jener in der Liebe, Tapferkeit und Tugend schwärmerische Rittergeist, waren die Gegenstände ihrer Lieder; daher sie auch den Namen Minnesinger bekamen und sich vorzüglich in der Gesellschaft der Ritter aufhielten

Noch in seinem siebenzigsten Jahre ließ sich Friedrich zu einem Kreutzzuge bewegen, um dem Königreiche Jerusalem, dem jetzt von dem ägyptischen Sultan Salatin der Untergang gedrohet wurde, wieder aufzuhelfen. Er machte wirklich vortrefliche Anstalten, auch diese Unternehmung glücklicher auszuführen, als seine Vorgänger. Es durfte Niemand mitgehn, der nicht drei Mark baaren Geldes bei sich hatte; er sorgte für Lebensmittel, und verschafte sich freien Durchzug durch das Gebiet der Türken in Kleinasien. An der Spitze von 150,000 Mann drang er, indem er alle von Seiten der Griechen erregte Hindernisse überwand, bis in Armenien vor, wo aber der heldenmüthige Fürst, als er sich durch das Baden in einem Flusse erquickte, sein thatenreiches und wohlthätiges Leben verlohr.

## Heinrich VI

sein Sohn, folgte ihm auf dem Kaiserthrone, und brachte auch das Königreich Sicilien durch seine Gemahlin Constantia, einzige Tochter und Erbin des letzten Sicilianischen Königs Wilhelm aus

den normanischen Geschlechte, erblich an sich. Jedoch konnte er nur nach vielem Kampfe zum Besitz dieses Reichs gelangen. Besonders war ihm der Papst, der jetzt selbst sich eine gewisse Herrschaft über dasselbe anmaßte und in Italien den Herrn allein spielen wollte, daher die Vereinigung Siciliens mit Deutschland seinen herrschsüchtigen Absichten sehr hinderlich fand, entgegen. Heinrich mußte oft große Strenge anwenden, um sich dort zu behaupten, wodurch er sich den Namen des Grausamen zuzog. Verschiedene vorhergehende Kaiser haben sich durch Gewalt über Deutschland souverain machen wollen, Heinrich versuchte es durch Unterhandlung. Auf dem Reichstage zu Worms 1196 that er den versammelten Ständen den Vorschlag, daß er sein Erbreich Sicilien völlig mit Deutschland vereinigen wolle, wenn die Deutschen seinem Hause die Erbfolge zugeständen. Da aber Heinrichs Besitz jenes Landes selbst noch schwankend und den Fürsten die Erhaltung ihrer Freiheit zu theuer war, so kam das Vorhaben nicht zu Stande.

Weil bei seinem Tode sein Sohn Friedrich noch unmündig war; so übernahm sein Bruder Philipp die Vormundschaft nebst der Regierung der hohenstauffenschen Länder und ließ sich auch zum deutschen Könige wählen, damit die Krone nicht in fremde Hände käme. Aber jetzt schien es dem päpstlichen Stuhle, auf dem Innozenz III, einer der schlauesten und kühnsten Päpste saß, die rechte Zeit, das verhaßte hohen=

staufffensche Haus zu stürzen. Auf seinen Antrieb wählten einige Fürsten einen Welfen, den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, zum Kaiser. Beide demüthigten sich vor dem Papste, der sich auch bald zum Richter aufwarf und Philippen mit dem Banne belegte. Das Vaterland wurde über zehn Jahre durch den Kampf dieser beiden Nebenbuhler in seinem Innern mit allen den Greueln, welche aus dem vergifteten Boden eines Bürgerkrieges hervorwachsen, zerrüttet und verwüstet, bis endlich Philipp meuchelmörderischer Weise von dem Grafen Otto von Wittelsbach getödtet wurde. 1208.

Als nun Otto IV. zum Besitz des Throns gelangte, war er kühn genug, nach dem Beispiele seiner Vorfahren aus dem sächsischen Geschlechte, das kaiserliche Ansehn gegen den Papst herstellen zu wollen. Er behauptete freimüthig, daß der deutsche König das Recht habe, die geistlichen Aemter in seinem Reiche mit ihm gefälligen und tauglichen Personen zu besetzen, die Einkünfte während der Vakanz zu genießen, die Allodien der Bischöfe zu erben, und dann endlich auch die mathildischen Güter in Italien wieder an das Reich zu ziehen. Da aber diese Sätze den Absichten des Papstes, der während des gedachten Kronstreits besonders seine Herrschaft über die Stadt Rom, wo bisher die deutschen Könige noch immer eine gewisse Gerichtsbarkeit ausübten, befestiget und verschiedene Landschaften in mittlern Italien, woraus mit der Zeit der Kirchen-

staat, oder das weltliche Fürstenthum der Päpste gebildet ist, unter seine Botmäßigkeit gerissen hatte, entgegen waren; da die deutsche Geistlichkeit lediglich dem römischen Stuhle verbindlich seyn sollte, so warf Innozenz nicht nur den Bannstrahl gegen den Kaiser, sondern veranstaltete es auch, daß ein Theil der deutschen Fürsten K. Heinrichs VI Sohn, den jungen Erbkönig von Sicilien, Friedrich zum Gegenkaiser wählte. Dieser suchte auch sogleich des Throns seiner Väter sich zu versichern, und zu dem Ende, die deutschen Fürsten durch Geld aus seinen sicilianischen Schätzen, vorzüglich aber auch durch Ertheilung und Versprechung großer Freiheiten von Seiten des Reichs, und durch Beschenkung mit königlichen Kammergütern, auf seine Seite zu ziehen. Otto mußte nun aus Italien, wo er nicht unglücklich gegen die Anhänger des Papstes und gegen die Feinde der deutschen Herrschaft gekämpft hatte, zurückeilen. Er fand Deutschland in der heftigsten Gährung. Die Parthei seines Gegners vermehrte sich täglich. Schon brach in vielen Gegenden der Bürgerkrieg abermals aus. Vielleicht hätte sich Otto dennoch behaupten können, da ihm seine Sachsen treu blieben und es ihm nicht an Tapferkeit fehlte; aber er ließ sich unglücklicher Weise in ein Bündniß mit England gegen Frankreich ein. Die Könige dieser Reiche wollten sich wechselseitig ihre Kronen rauben und ihre Völker zu Grunde richten. Etwa hundert und zwanzig Jahre zuvor hatte ein französischer Vasall, Wilhelm, Her-

zog in der Normandie, als glücklicher Eroberer sich des englischen Throns bemächtigt, nachdem er den Besitzer desselben erschlagen hatte. Daneben suchte er und seine Nachkommenschaft die Besitzungen in Frankreich nicht nur beizubehalten, sondern auch noch zu vergrößern. Die französischen Könige trachteten aber, diese ihrem Reiche gefährliche Nachbarschaft zu vernichten; und machten auch selbst Ansprüche auf England. Hieraus entstand der Krieg, welcher bis in das funfzehnte Jahrhundert fast ununterbrochen zwischen England und Frankreich geführt wurde und einen unversöhnlichen Haß zwischen beiden Nationen erzeugte. — Jetzt hatte Philipp August von Frankreich die Engländer aus der Normandie vertrieben. Er wollte nun seinen Sohn Ludwig, auf den englischen Thron setzen. Friedrich von Sicilien verschafte sich die Gunst des mächtigen Frankreichs, um die deutsche Kaiserkrone zu erlangen; Otto trat hingegen auf die Seite seines Vetters, des Königs Johann von England; um sie zu behaupten, auch um sich an Philipp August, der ihn persönlich verachtet hatte, zu rächen und gegen ihn die Herrschaft der Engländer in Frankreich wieder herstellen zu helfen. Er warb sogar für englisches Gold ein deutsches Kriegsheer und führte es, den Engländern zur Hülfe nach Flandern, wo sich die Franzosen bei dem Dorfe Boivines ohnfern Dornick gelagert hatten. Hier sollte der Besitz der schönsten Kronen Europa's entschieden werden. Es

wurde die merkwürdigste Schlacht dieses Jahrhunderts geliefert. Man erblickt hier die Kriegskunst und Rüstungsart der damaligen Zeit in ihrem ganzen Wesen. Die Feldherren und Großen waren gleichsam in Stahl und Eisen eingemauert. Ein Graf war besser bewaffnet als ein Ritter; der Ritter besser, als ein Reuter; dieser besser als ein Fußknecht, der fast ganz ohne Vertheidigungswaffen war. Jeder Graf und Vasall hatte den Haufen seiner Lehnsleute und Knechte besonders um sich her. Und so kämpften sie Mann gegen Mann. Die beiderseitigen Streiter strengten alle ihre Kräfte an, da sie ihre Nationalehre aufs Spiel gesetzt glaubten. Das verbundene Heer war in drei Haufen getheilt. Die Engländer und Flandrer, welche den ersten ausmachten, und die Brabanter, woraus der zweite bestand, wurden von den Franzosen beim ersten Angriff geworfen und zerstreut. Nun mußte Otto mit seinen Deutschen allein gegen die ganze französische Macht kämpfen. Der König von Frankreich wurde vom Pferde geworfen und man ritt über ihn weg; aber seine Rüstung war so undurchdringlich, daß man nicht dazu kommen konnte, ihn umzubringen. Der Kaiser gerieth fast in die nehmliche Gefahr, als er an der Spitze seiner deutschen Ritter tief in den Feind hineindrang und weidlich um sich stach. Beide Monarchen hatten besonders gewisse Leute bestellt, die dem Gegner nach der Gurgel trachten sollten. Endlich entschied die Uebermacht und Gewandheit

der französischen Reuterei den Streit. Otto entkam kaum der Gefangenschaft. Die Seinigen wurden getrennt und niedergehauen. Die Niederlage war vollkommen. Viele deutsche Fürsten, Grafen und Ritter wurden gefangen und mit Ketten gefesselt nach Frankreich geführt. Otto's kaiserliche Fahne, die aus einem Mastbaume, auf welchem oben ein Adler schwebte, bestand, und der auf einem Schlitten, der einem Schiffe glich, von Ochsen gezogen wurde, fiel den Franzosen in die Hände, welche sie an Friedrich von Sicilien auslieferten. Nach dieser unglücklichen Begebenheit konnte sich Otto nicht wieder erholen. Man machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er Deutsche um fremden Sold verkauft habe. Er verlohr die Zuneigung der Nation und zog sich in seine Erbstaaten zurück, wo er zu Harzburg unter der Bezeugung einer großen Reue sein Leben endigte, welches, da es beständig mit Unruhe und Kampf verknüpft gewesen war, für das Wohl Deutschlands keine Früchte tragen konnte.

Friedrich II. welcher nun (1218) zum völligen Besitz der Kaiserkrone kam, hatte alle Fähigkeiten, die von seinem Großvater angefangenen Entwürfe auszuführen, und die Deutschen endlich einmal in einen ruhigern und blühendern Zustand zu versetzen. Er schätzte nicht nur Wissenschaften und Künste, sondern bearbeitete sie auch selbst nicht ohne Erfolg. Er verstand und redete fast alle europäische Sprachen. Es fehlte ihm so wenig an Klugheit, Unternehmungen zu entwerfen, als an Muth und Standhaftigkeit, sie

auszuführen, und sein Leben beweist, daß ihm die Mittel, wodurch die Ruhe und das Ansehn seiner Reiche, die Wohlfahrt und Aufklärung der Völker befördert werden könnten, bekannt waren. Aber eben diese Eigenschaften des Kaisers und sein Besitz von Sicilien machten ihn den Päpsten, welche keinen Selbstdenker auf dem Throne dulden wollten, verhaßt. Um ihn zu schwächen, oder um ihn gänzlich aufzuopfern, hatte man ihn zu Rom zu einem Kreutzzuge verpflichtet. Da Friedrich aber bald einsah, wie verderblich und unnütz diese Züge waren, daß hingegen seine Gegenwart in seinen Staaten nothwendiger sey, so verschob er denselben. Er suchte hingegen nicht nur in Deutschland kräftige Vorkehrungen zur Erhaltung des Landfriedens, der öffentlichen Sicherheit und zu einer bessern Gerechtigskeitspflege zu treffen, sondern auch den Italiänern diese Wohlthaten angedeihen zu lassen. Um das letztere zu erreichen, schien es ihm nothwendig, das kaiserliche Ansehn daselbst, besonders über Rom, die Quelle des Unheils, das die Ruhe der Nation vergiftete, wieder herzustellen. Dieses reitzte aber den päbstlichen Stuhl gegen ihn. Honorius machte nicht nur mit verschiedenen italiänischen Städten, z. B. Mailand, Bologna, Mantua, Turin, Vincenza ein enges Trutzbündniß gegen den Kaiser, sondern wollte ihn auch nun durch die Androhung des Banns zum Kreutzzuge zwingen. Hierdurch wurde ein heftiger Federkrieg, der erste dieser Art, welcher zwischen großen Herren geführt ist, veranlaßt. Friedrich ließ

durch seine deutschen Gelehrtren die Mängel und Schandthaten des römischen Hofes aufdecken, wodurch schon damals vielen Leuten die Augen über die Verfassung des Religionswesen und der Priesterschaft geöffnet wurden. Dadurch beförderte er aber noch mehr den Bannstrahl gegen sich. Und ob er gleich endlich doch nach Pallästina ging, daselbst, wider den Wunsch des Papstes, glücklich stritt und den Christen dort nicht unwichtige Vortheile verschafte, verfolgte ihn doch die Wirkung des Banns dahin. Was er, als ein von der Kirche Verfluchter und Ausgeworfener, that, sollte nicht gelten, den christlichen Rittern wurde verboten, unter ihm zu fechten, er selbst sollte den Sarazenen verrathen werden. Als er zurückkehrte, sah er sich sogar gezwungen, sich mit vielen Aufopferungen, unter andern durch Erlegung von 120,000 Unzen Gold vom Banne loszukaufen. Darauf grif er aber, die gegen ihn verbündeten päpstlichen Anhänger, welche man, weil sie mit einem Schlüssel, dem Zeichen der päpstlichen Gewalt, bezeichnet waren, Schlüsselsoldaten nannte, an, schlug sie, eroberte Mailand und Sardinien und ging dann auf Rom los. Nun ließ der Papst gegen ihn, als gegen einen Feind der Kirche und des Glaubens in Deutschland und Italien das Kreutz predigen, erklärte ihn seiner Würden verlustig, ließ durch einige geistliche Fürsten den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspo, zum Gegenkaiser wählen, und verleitete sogar Friedrichs Sohn,

Heinrich, zur Untreue und zum Aufruhr gegen den Vater. Jetzt sah man Deutsche, verblendet durch den Aberglauben und ihre Priester, mit dem Kreuze bezeichnet, gegen ihren rechtmäßigen König zu Felde ziehen und ihr Vaterland auf das grausamste verwüsten und zerrütten. Friedrich bewies aber bei diesen Verfolgungen seine angebohrne Standhaftigkeit; er gab damals allen Christen ein Beispiel und auch Ermahnungen, sich der geistlichen Tyrannei Roms zu widersetzen. Als er erfuhr, daß er seiner Reiche verlustig erklärt sey, ließ er sich seine Krone bringen und setzte sie mit diesen Worten auf: „Noch bin ich König der Deutschen und weder der Papst, noch eine Kirchenversammlung können noch sollen mir meine Ehre rauben!" Dieser Grundsätze wegen, und weil Friedrich in vielen Stücken freier und aufgeklärter dachte, als seine Zeitgenossen, und als es die geistliche Staatsklugheit verstatten zu dürfen glaubte, und besonders weil er eigenes Nachdenken in der Religion liebte und beförderte, wurde er für einen Freigeist ausgegeben. —

Um Deutschland machte er sich vornehmlich auch als Gesetzgeber verdient. Er bemühete sich eifrigst, dem Faustrechte, oder der eigenmächtigenmächtigen Rechtshülfe, vermöge welcher Jeder seinen Gegner, wenn er ihn allenfalls drei Tage zuvor gewarnt hatte, anfallen, einfangen, in dem scheußlichsten Kerker an Ketten schmieden, zu einer Loskaufung zwingen, ermorden, oder nach Gefallen und wie er sich Genugthuung ver-

schaffen zu müssen glaubte, mißhandeln durfte, Grenzen zu setzen. Friedrich befahl deßhalben, daß die Fürsten und Grafen in den ihnen untergeordneten Gerichtskreisen die Gerichte nach den Landesgewohnheiten und Gesetzen selbst halten sollten; er selbst saß monatlich vier Mal im höchsten Reichsgerichte und ließ auch außerdem täglich durch seinen königlichen Hofrichter Rechtsurtheile fällen. — Die Wissenschaften und Künste schätzte er wegen des Einflusses, den sie auf die Ausbildung und Wohlfahrt des Volks haben können, so sehr, daß er, gegen das Vorurtheil seines Zeitalters mit nichtchristlichen Gelehrten und Künstlern Umgang hatte und selbst geschickte Araber an seinen Hof zog. Er ließ die Schriften des Aristoteles, welche er auf seiner Reise nach dem Orient kennen lernte, in die lateinische Sprache übersetzen, und gab dadurch Anlaß, daß die peripatetische Philosophie der Griechen in Deutschland bekannt wurde, wodurch das Licht der Aufklärung, welche uns jetzt beglückt, zuerst angezündet ist; auch hatte die Arzneiwissenschaft und Sternkunde an ihm einen warmen Freund. Besonders ist ihm aber auch die deutsche Sprache einen großen Theil ihrer Beförderung schuldig. Er unterhielt nicht nur an seinem Hofe eine Anzahl deutscher Dichter, die öfter mit ihren Gesängen einen Wettstreit anstellten, woran der Kaiser selbst Theil nahm und wodurch er auch andre Große Deutschlands zu ähnlichen dichterischen Spielen reitzte, sondern unter seiner

Regierung wurde auch der Anfang gemacht, die deutschen Reichsschlüsse und andere öffentliche Schriften in der Mutterspeache abzufassen. Hätte Friedrich nicht so unüberwindliche Hindernisse angetroffen, oder hätte er länger gelebt; so würde Deutschland seine Cultur früher beschleunigt haben. Wahr ist es aber, daß nicht jedes Jahrhundert einen Friedrich II. hervorbringt! —

Um den hartnäckigen Streit zwischen den Welfen und Gibelinen in Deutschland zur Ruhe zu bringen, trug sehr vieles bei, daß Friedrich für die Nachkommen Heinrich des Löwen auf dem Reichstage zu Maynz 1235, das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg errichtete, indem er seine Ansprüche auf Braunschweig aufgab, wogegen Herzog Otto I. seine Braunschweigischen Güter vom Kaiser und Reiche als Lehn für seine männlichen und weiblichen Erben annahm

Es ist zu beklagen, daß Deutschland von den vortreflichen Eigenschaften dieses verständigen Fürsten, der mitten im Streite mit dem Papste und im Kampfe für die Wahrheit, für seine Würde und Menschenrechte, vielleicht von Gifte, 1251 das Leben verlohr, nur wenige Vortheile ziehen konnte, da die fast allmächtige geistliche Gewalt und der Rittergeist, die in der Finsterniß und Gesetzlosigkeit ihr Heil suchten, seinen wohlthätigen Absichten entgegen arbeiteten, und daß es nach seinem Tode in die vorige Zerrüttung und

eine fast noch größere Barbarei zurückstürzte. Sein Sohn, Konrad IV. bestrebte sich zwar, in des Vaters Fußstapfen zu treten, starb aber schon 1252. Der Haß Roms gegen das stauffensche Geschlecht war nun so gereizt, daß er nicht besänftigt werden, in seiner Rache keine Grenzen annehmen konnte. Papst Urban IV, eines Schusters Sohn, verbot nicht nur den Deutschen bei Strafe des Banns, den jungen Konrad, den die Italiäner Conradino nannten, zum Könige zu wählen, sondern er bot sogar dessen Erbreich Sicilien, als eine feile Waare, als ein Geschenk des heiligen Stuhls aus. Lange zwar fand er keinen Liebhaber, endlich nahm es doch der französische Prinz, Karl von Anjou, Bruder des Königs an, und setzte sich an der Spitze von französischen Rittern und Abendteuern wirklich darin fest. Konradin wurde ausgeschlossen; er, der Erbe so großer Monarchen, sollte sich an den geringen Ueberbleibseln des stauffenschen Hauses in Schwaben begnügen. Sogar veranlaßte der römische Oberpriester, daß derselbe, als er im sechzehnten Jahre nach Italien ging, um sein ihm entrissenes Eigenthum wieder zu fordern, aber gefangen in die Hände Karls fiel, in seiner Hauptstadt Neapel nebst seinem Freunde, dem Prinzen Friedrich von Oesterreich und vielen andern Deutschen, öffentlich 1268. enthauptet wurde, wodurch das hohenstauffensche Geschlecht, welches dem Throne thätige und helldenkende Fürsten geben und für das Ansehn und das Wohl

der Deutschen wirklich viel gekämpft und geleistet hatte, zu Grunde ging.

Diese grausame Begebenheit machte in Deutschland damals wenigen Eindruck, theils weil sie mit der Einwilligung der Kirche, der ja alles erlaubt seyn mußte, geschah, theils weil unter den Deutschen jetzt die Verwilderung durch die eingerissenen Gewalttbätigkeiten, Fehden und Räubereien so überhand genommen hatten, daß Jeder, vom Größten bis zum Kleinsten, nur auf seine eigene Erhaltung und Rettung denken, das Gefühl für fremde Leiden aber völlig abgestumpft werden werden mußte. Es herrschte nunmehr die vollkommenste Anarchie im Reiche. Der Regierung war weder Ansehn noch Kraft übrig geblieben. Zwar war der Graf von Holland, Wilhelm, schon bei Friedrichs II. Lebzeiten durch des Papstes Anstiften zum Könige gewählt und mit Gelde und einem Kreutzheere gegen Friedrichen ausgerüstet, wurde aber von demselben zurückgetrieben und schon 1257 von den Friesen, als er sie im Winter mit Krieg überzog, um ihnen ihre Freiheiten zu rauben, auf dem Eise bei Medemblick erschlagen. Es versammelten sich zwar auch nachher die Wahlfürsten und Erzbeamte, besonders die geistlichen Kurfürsten, auf welche jetzt bei der Kaiserwahl das Meiste ankam, zu Frankfurt, um der Christenheit und dem deutschen Reiche ein neues Oberhaupt zu geben, aber theils bezeigte kein Deutscher Verlangen zu der herabgewürdigten und mit so schreckhaften Gefah-

ren verbundenen Kaiserkrone, theils gönnte sie kein Großer dem andern, weil sie alle an Rechten und Würden gleich seyn, alle jezt nach Freiheit und Gleichheit streben, daher Niemanden aus ihrer Mitte Gelegenheit geben wollten, sich durch die Erlangung des kaiserlichen Namens, mit dem man doch noch immer eine große Hoheit in der Einbildung verband, über die übrigen zu erheben. Sie wollten nur lieber einen Ausländer, dessen Macht ihrer Freiheit und Unabhängigkeit am wenigsten hinderlich wäre. Es wurden also von den beiden Partheien, worin sich die Wahlfürsten theilten, zwei auswärtige Prinzen, der Graf von Wallis Richard, Bruder des Königs Heinrichs III in England, dem vom Papste vorher schon das Königreich Sicilien angeboten war, und der bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders bei dem Kreutzzuge, Muth und Klugheit gezeigt hatte, der auch, welches man vorzüglich bei der Wahl in Erwägung zog, große Reichthümer besaß, und Alphons, König von Castilien in Spanien, welcher sich mit ausnehmenden Eifer auf die Sternkunde und Sterndeuterei legte und dadurch den Namen des Weisen bekommen hatte, zugleich gewählt. Beide erhielten jedoch nur so viel Beifall, Ansehn und Gewalt in Deutschland, als sie mit Gelde erkaufen und bezahlen konnten, und weil der Engländer Richard es darin, indem er an der Spitze von zwei und dreißig mit Gelde beladenen Wagen in Deutschland erschien, seinem Gegner, der ein den

Wissenschaften gewidmetes Leben höher schätzte, zuvorthat; so besaß er gewisser Maßen eine Zeitlang die kaiserliche Herrschaft. Er mußte aber die Stimme eines jeden Kurfürsten besonders kaufen. Der von Cöln, sein vorzüglicher Beförderer, erhielt zwölftausend Mark (die Mark zu 16 Loth reinen Silbers gerechnet); den Maynzer mußte er aus der Gefangenschaft, worin der Herzog Albrecht von Braunschweig denselben hielt, mit fünftausend Mark ranzioniren und ihm dazu noch dreitausend geben. Der Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Baiern, Ludwig, erhielt von ihm für seine beiden Stimmen 18000 Pfund Sterlinge. Eben solche Summen bot der Kurfürst von Trier in Alponsens Namen aus. Ueberhaupt durfte Richards Herrschaft nur darin bestehen, daß er überall, wohin er kam, den Fürsten, dem Adel, den Städten und der Geistlichkeit Freiheiten und Vorrechte einräumen und bestätigen, Geldsummen, Zölle und Güter schenken, Gefangene loskaufen, begnadigen und erhöhen, aber keines Weges die Vorrechte und Pflichten des Throns in der unpartheiischen Ausübung der Gerechtigkeit geltend machen sollte. Die deutschen Fürsten hatten gleichsam den Grundsatz angenommen, daß sie keinen für ihren Herrn anerkennen wollten, der sie nicht dafür bezahlte; dem Grafen von Wirtemberg mußten für seine Unterwerfung allein 1000 Mark gegeben werden. Sobald nun Richards Schätze vergeudet waren, hatte auch seine Herrschaft ihr Ende.

Hierzu kam noch, daß in England große Unruhen ausbrachen. Die dasigen Edelleute schrieben ihrem Könige Gesetze vor, die er beschwören mußte. Als er nachher den Eid brach, kam es zum Kriege. Richard wollte seinem Bruder beistehen. Sie wurden geschlagen und der deutsche Kaiser wurde von einigen englischen Baronen ein Jahr lang gefangen gehalten. — Der damalige Papst Clemens IV, welcher aus einem geschickten Advokaten Oberseelsorger der Christenheit geworden war, versäumte nicht, diese Umstände für die Verherrlichung seines Stuhls zu benutzen. Er warf sich nicht nur überhaupt, als Richter auf, sondern als ein guter Rechtsgelehrter setzte er auch verschiedene Gerichtstage an, wozu er die beiden angeblichen deutschen Könige zitirte, um sich über die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche auf den Kaiserthron vernehmen zu lassen, ihre Einreden zu Protokoll zu geben und dann endlich zu erwarten, was Rechtens. — Alphons und Richard waren auch schwach genug, diesem abgeschmackten Verfahren sich zu fügen — und die Deutschen waren so tief gesunken, diese Schmach nicht zu fühlen und zu rächen.

---

Aber es war ja nun in Deutschland die Zeit gekommen, daß Niemand wußte, was er thun oder lassen müsse. Die Nation, welche sonst durch ihre Größe und Kraft, durch Gesetze, welche aus der gesunden Vernunft und dem unverderbten

Gefühle der Menschheit und Freiheit hergenommen waren, durch ihre Volksgebräuche, väterliche Herkommen und Gewohnheiten, verbunden mit dem Urtheile und der Leitung ihrer erfahrnen und rechtschaffenen, von reiner Vaterlandsliebe belebten Aeltesten, Gerechtigkeit gehandhabt, Ruhe und Zufriedenheit im Innern, Ansehn und Würde von Außen erhalten und behauptet hatte, war jetzt durch unzählbare kleine und größere, mächtige und schwächere, geistliche und weltliche Herrscherlinge zerrissen und getheilt, von welchen Jeder nur für sich, aber keines Weges für das Beste des Volks, noch weniger für die allgemeine Wohlfahrt sorgte. Die Nationalmacht und Vaterlandssinn der Deutschen war vernichtet; in jedem Gau hatte sich ein eigner Egoismus gebildet. — Alle Gesetze waren ohne Kraft; nur das Faustrecht galt, das Schwert entschied. Die Verwilderung der Sitten und die Verwirrung in den Begriffen waren zu der Höhe gestiegen, daß man sogar mit der Ausübung der Stärke und der Gewaltthätigkeit, Ehre, Ruhm und Rechtmäßigkeit verband. Der Sieger hatte Recht; der glückliche Räuber wurde bewundert und gepriesen. Wer sich also nur des andern bemeistern konnte, sey es, aus welcher Ursache und auf welche Art es wolle, verfuhr mit dessen Leben und Gütern nach Willkühr. Und diese Eigenwilligkeit erstreckte sich vom vornehmsten Erzbischofe des Reichs an bis auf den winzigen Edelmann, der nur sein Haus befestigen, seine Bauern

zwingen konnte, mit ihm gegen seinen Nachbar in die Fehde zu gehn, oder auf den Raub zu ziehen, und der nur in seiner Burg Kerker hatte, die Gefangenen einzusperren, Höhlen, das Geraubte zu verbergen. Eine Menge Ritter und Rittermannen lebten lediglich vom Stegreife, indem sie im Lande herumstreiften, um zu plündern. Man hielt oft unschuldige Reisende an und legte sie fest, um von ihnen ein Lösegeld zu erpressen. Aus dieser Absicht wurde sogar der Bischof von Lunden in Schweden, auf seiner Rückreise von Rom, zu Diedenhofen eingefangen. Auch der König Richard von England wurde, als er aus Palästina zurückkehrte, von dem Herzoge von Oesterreich, unter dem Vorwande eines dort vorgefallenen Zwistes, angehalten, und mußte so lange in einem Thurme schmachten, bis ihn seine Unterthanen mit großen Aufopferungen erlösen konnten. Wenn man sieht, daß die Häupter der Nation so gewaltsam und widerrechtlich verfahren, daß selbst der Erzbischof und Kurfürst von Trier mit seinen Burgmannen des Kaisers Leute unverwarnter Weise zu Coblenz überfällt und niedermacht, daß der Erzbischof und Kurfürst von Cöln den Kaiser selbst in seinem Pallaste zu Neuß zu verbrennen trachtet, daß ein Graf, der doch seines Amts und seiner Pflicht eingedenk über die Ausübung der Gerechtigkeit hätte wachen sollen, sogar die Kaiserin auf öffentlicher Straße niederwirft und plündert, daß überhaupt kein Fürst, Bischof, Graf noch Prälat sich scheuet, seinem

Nachbar, mit dem er gestern Frieden geschlossen und beschworen hatte, morgen mit seinen Knechten ins Land zu fallen, Schlösser niederzureissen, Städte und Dörfer auszubrennen, die Viehheerden wegzutreiben, und endlich so viel Menschen zusammen zu fangen, als nur thunlich war, um sie so lange einzusperren, bis sie sich durch schweres Lösegeld, oder mit Verpfändung ihrer Freiheit und Güter wieder loskaufen; so kann man leicht schließen, welchen Unfug sich der übrige, auf dem Lande zerstreuete und durch unablässige Bürgerkriege, Fehden, Ritterzüge und Heersfolge verwilderte Adel, dem jetzt die Fürsten und die Geistlichkeit, damit sie ihre eigenen erlangten Gerechtsame behaupten könnten, oft schmeicheln und nachgeben mußten, erlaubt habe.

Bei diesem wurde in diesem Zeitraume, ausser dem herrschenden Vorurtheile, daß sein Stand ihn blos zu den Waffen bestimme, hingegen der Anbau und der Gebrauch der Geisteskräfte und eine milde Lebensart unter seiner eingebildeten Würde sey, die Kriegslust noch durch andre hinzukommende Umstände vergrößert. Jetzt hatten nemlich die Tourniere, eine Ausbildung der vom König Heinrich I. eingeführten Waffenübungen, bei den Deutschen den größten Beifall erlangt. Man stellte nun sehr häufig diese Kampfspiele, welche von den Franzosen gewisse Regeln und den Namen erhielten, zum Vergnügen bei fröhlichen Begebenheiten, und als Vorbereitung zum Kriege an. Unter der Leitung erfahrner

Kampfrichter übten sich die bepanzerten Ritter, durch hurtige und geschickte Wendungen ihren Gegner mit der Lanze aus dem Sattel zu werfen, selbst aber dem Stiche desselben auszuweichen, oder den feindlichen Stoß mit dem Schilde aufzufangen, um als Sieger erklärt zu werden und einen Sold aus den Händen einer Schönen zu verdienen. Man verfuhr dabei aber auch oft so ernsthaft, daß nicht selten einige todt aus den Schranken getragen wurden. Die Bekehrung heidnischer Völker zum Christenthume durch das Schwert, die bewaffneten Wallfahrten, die Kreutzzüge, die Beschüzung der Kirchen und der Priester im Namen und zur Ehre der Religion heiligten gleichsam den Krieg und den Gebrauch der Waffen.

Hierdurch bildete sich vornehmlich der Ritterstand, bei welchem erwiesene Tapferkeit, Redlichkeit, Ehrliebe, Gottesfurcht und Eifer für den Glauben vereiniget seyn sollten. Sie entstanden aus den Vasallen, die ihrem Lehnsherrn zu Pferde dienten. Um diesen Dienst zu lernen, übten sie sich von Jugend auf in den Waffen und lebten gleichsam auf dem Pferde. Ihr Wunsch war Krieg und kühne Thaten. Bisweilen wurden ihnen von ihren Herren auch andre Verrichtungen, vornehmlich das Richteramt aufgetragen. Es gehörte jetzt zu dem Begriffe eines vollkommenen Ritters, stets bereit zu seyn, die unterdrückte Unschuld zu erretten, Wittwen und Waisen zu vertheidigen, für den Glauben und für die Diener der Kirche das Schwert zu ziehen und das Leben aufzuopfern. Besonders war sein

Dienst auch dem wehrlosen Frauenzimmer, das an seiner Ehre, oder an seinen Gütern litt, gewidmet, welches desto verdienstlicher schien, je weniger diese schöne Hälfte des menschlichen Geschlechts in diesen gesetzlosen Zeiten Recht und Schutz erlangen konnte, und diese Sitte wurde so herrschend, daß selbst ein Kaiser die in Verdacht gerathene Unschuld seiner Tochter durch einen Ritter vertheidigen ließ. — Edle Ritter drängten sich hinzu, unter den Augen einer Schönen herzhafte Thaten zu verrichten, um die Zuneigung und Belohnung derselben zu verdienen. Indem dieser Gebrauch durch religiöse Schwärmerei, durch Erzählungen von den wunderbaren Thaten der Kreutzfahrer, durch die feurigen Gesänge der Dichter aus der romanischen, provenzalischen und schwäbischen Schule, genährt wurde, fanden sich viele Ritter, welche unter mancherlei Gestalt und Namen, die Welt nach Abenteuren durchzogen, und nebst der vorgeblichen Ausübung von Gerechtigkeit viele Thorheiten und Grausamkeiten beginnen. Außer daß sie eine gewisse Verbindung, die aus ihrer Absicht und Landsmannschaft entsprang, mit einander hatten, entstanden jetzt auch bei Gelegenheit der Kreutzzüge noch besondere Ritterorden, die nach Art der Mönchsorden eingerichtet, von den Päpsten und Fürsten begünstigt und zu eigenen Entzwecken bestimmt wurden. Ein andächtiger Deutscher, der sich zu Jerusalem häuslich niedergelassen hatte, bauete daselbst ein Hospital nebst einer kleinen Kirche zur Ehre der

Mutter Christi, oder wie er sie nannte, der Mutter Gottes, um darin seine kranken Landsleute zu verpflegen. Diese Stiftung wurde von Kaufleuten aus Bremen und Lübeck, welche mit ihren Kriegs- und Handelsschiffen nach Pallästina kamen, unterstützt und vergrößert, und es begaben sich nachher immer mehr dazu, nicht nur diesen Liebesdienst zu verrichten, sondern auch diese fromme Anstalt zu beschützen, und Jerusalem überhaupt gegen die Anfälle der Serazenen vertheidigen zu helfen. Papst Cölestin III. verwandelte darauf diese Brüderschaft in einen Orden, der die von dem heiligen Augustin den Mönchen vorgeschriebene Lebensregeln annahm, in der Person Heinrichs von Walpot sein erstes Oberhaupt 1191 wählte, sich durch Tapferkeit so auszeichnete, daß ihm nicht nur für die der Kirche und der Religion erwiesenen Dienste in Deutschland viele Güter und Einkünfte geschenkt wurden, sondern der, als ihn der Herzog von Masovien gegen die heidnischen Preußen zu Hülfe rief, in der Folge durch mörderische Kriege ganz Preußen unter sich brachte, und unter dem Namen: deutsche Ritter (Kreutzherrn, Marianer) fast noch fortdauert. So entstanden auch die Johanniter-Ritter, und Tempelherren. —

Ungeachtet mit diesem gesammten Ritterwesen viele Mißbräuche und Vorurtheile schon damals verknüpft waren, so daß ein gleichzeitiger Schriftsteller davon sagt: "Der Ritterorden be-

steht jetzt darin, sich an gar keine Ordnung zu binden; die Ritter drükken und plündern ihre Bauern, und quälen die ohnehin geplagten Leute, unbarmherzig, damit sie durch fremden Schmerz, durch andrer Menschen Fleiß und Arbeit ihre unerlaubten Lüste stillen und im Müssiggange wohlleben können;" so schätzte man es doch für eine sehr große Ehre, als Ritter aufgenommen zu werden. Der Ritterschlag, welcher eine Nachahmung und Erinnerung an die Schläge und die Beschimpfung, welche Christo vor dem Hohenpriester wiederfuhren, seyn sollte, und wobei dem neuen Ritter eingeprägt wurde, „Christi Kreuz auf sich zu nehmen und dessen Tod zu rächen" wurde gewöhnlich mit vielem Gepränge begleitet, und entweder nach einem erfochtenen Siege, oder bei andern höchst feierlichen und merkwürdigen Begebenheiten von den Ordensobern, oder von Fürsten, die zugleich Ritter waren, vollzögen. Ueberhaupt war der Jubel, wenn ein Prinz wehrhaft gemacht, wenn er für waffenfähig und tüchtig zum Kriege erklärt wurde, oft größer, als bei seiner Geburt. Ganze Provinzen mußten beisteuren, die Kosten dieser Feierlichkeit zu bestreiten.

Dieß war auch noch der Zeitpunkt, worin sich vornehmlich der jetzige Adel bildete, indem er sich von den übrigen Ständen trennte, denn äußere Ehre und Vorzüge mußten unter diesen Umständen leicht an diejenigen übergehen, die entweder Leibeskräfte, oder Reichthümer, um

sich einen Anhang machen zu können, besaßen, und man dachte bald auf Mittel, jene Vortheile in der bürgerlichen Gesellschaft, gewisse Vorrechte und Freiheiten, der nun emporgekommenen Volkskaste allein zuzueignen und zu erhalten. Daher wollten die Tournierfähigen sich nur mit ihres Gleichen schlagen, die Domfähigen nur mit ihres Gleichen singen und beten, die Ritterfähigen nur mit ihres Gleichen in die Fehde ziehen. Daneben behielt der Adel auch noch die Freiheit, Handwerke, Handlung, und andre Nahrungszweige zu treiben. Er war damals so zahlreich in Deutschland, daß ein großer Theil desselben in auswärtigen Diensten sein Brod suchen mußte. Viele gingen nach Constantinopel, um dem griechischen Kaiser für Sold zu dienen; andre begaben sich nach Ungarn, wo sie eine Leibwache des Königs ausmachten. Und hätten die Kreuzzüge nicht von Zeit zu Zeit Deutschland von diesen kriegerischen Schwärmen, die sich Arbeit zur Schande, das Rauben, Gewaltthätigkeit und Müßiggang aber zur Ehre anrechneten, befreiet; so würden sie bei ihrer außerordentlichen Vervielfältigung sich unter einander aufgerieben, oder dem Bürger und Landmann zu noch größerer Last, als schon geschah, gefallen seyn. Der niedere Adel nahm nun auch nach dem Beispiele des höhern, der Grafen, Fürsten und Bischöfe, welche sich nach den Landschaften und Oertern, über welche sie gesetzt waren, nannten, Geschlechtsnamen, die größtentheils von ihren Geburtsörtern hergeleitet sind,

an, und legte sich eigene Wapen, oder Kennzeichen bei. Schon die alten Deutschen pflegten zwar Thiere und andre Bilder auf ihre Schilde und Waffen zu malen, um dadurch ihre Thaten anzuzeigen. Bei den Tournieren und in den Kreutzzügen wurde es aber nothwendig, daß die vom Kopfe bis zum Fuße bepanzerten Ritter sich durch Zeichen unterschieden, und nun war bald kein Raubthier sicher, entweder ganz, oder zum Theil in die Wapenschilde und Siegel gesetzt zu werden; und die Beinamen, der Löwe, der Bär, u. d. g. die sich die deutschen Großen beilegen ließen, sollten vornehmlich die Eigenschaften ihrer Inhaber ausdrücken.

Da durch alles dieses der Geist der Nation noch immer so heftig in dem Hange zum Kriege, Gewaltthätigkeiten und Selbsthülfe genährt, in der Rohheit und Barbarei bestärkt wurde; so war es wirklich ein Glück, daß jetzt die Gesetze der alten Römer, welche ein deutscher Gelehrter, Namens Werner, auf der hohen Schule zu Bologna in Italien, schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wieder aus der Vergessenheit ans Licht zog und lehrte, und welche bald selbst an den Kaisern, weil die Aussprüche derselben der Aufrechthaltung ihrer Macht günstig schienen, Beförderer fanden, nun schon hier und da in Deutschland bekannt, geschätzt und angewandt wurden. Bisher war die Verwaltung der Gerechtigkeit in Entscheidung der Streitfragen sehr willkührlich und ungewiß gewesen. Die

von den Königen gegebene Gesetze und willkührlichen Verordnungen standen oft mit den alten Volksherkommen und den Gesetzen der Kirche im Widerspruch, waren zu dunkel, oder wurden nicht allgemein auf gleiche Art erklärt, angenommen und befolgt. In dieser Verwirrung, welche dadurch, daß in den Gerichtshöfen nichts schriftlich verzeichnet wurde, noch vermehrt ward, nahm man seine Zuflucht zu dem Wunderbaren. Man wollte der Gottheit selbst das Urtheil überlassen. Man schlug blindlings die Bibel auf und wandte den Spruch, auf welchen der Finger zuerst traf, zur Entscheidung der vorliegenden Rechtsfrage an. Die Foderungen an die Allmacht gingen noch weiter. Sie mußte bei Zweikämpfen entscheiden, daß der Sieger Recht, daß derjenige, welcher die Wasser- oder Feuer-Probe nicht bestand, Unrecht habe, indem man schloß, daß die Gottheit den Unschuldigen nicht leiden lassen würde, ohne daß man bedachte, daß es Mittel gäbe, mit deren Hülfe man ein glühendes Eisen angreifen, oder auf demselben baarfuß gehen, und auf dem Wasser, ohne unterzusinken, schwimmen könne. Jedoch man empfand das Unzulängliche und Unnatürliche dieser Verfahrungsart endlich, und man griff daher begierig nach dem justinianischen Gesetzbuche, als einem durch Alterthum und Ansehn ehrwürdigen Orakel, welches doch über verworrene Fälle gewisse Aussprüche enthielt, das Eigenthum begünstigte und sicher stellte, auch sowohl den Kaisern, als der Nation Hülfsmittel

gegen die Anmaßungen des Papstes an die Hand gab.

Außer diesen ausländischen Gesetzen war auch das geistliche Recht der Päpste in Deutschland eingeführt. Dies bestand aus einer Sammlung von päpstlichen Bullen, öffentlichen, mit einem Siegel versehenen Briefen und Rathschlüssen der Kirchenversammlungen, wonach man sich in allen Sachen, welche die Kirche und Geistlichkeit betrafen, richten sollte. Ein großer Theil dieser Gesetze war aber nicht nur erdichtet und untergeschoben, sondern wurde auch zum Nachtheil des Volks gemißbraucht, indem er vorzüglich dahin zielte, die Prozesse zu vervielfältigen, die Entscheidung derselben nach Rom zu ziehen und die Alleinherrschaft des Papstes zu befestigen. Daneben galten bei den Deutschen auch ihre alten Rechtsgewohnheiten und Volksherkommen sowol bei Entscheidung entstandener Streitigkeiten über Eigenthum und Gerechtsame, als bei Bestrafung der Verbrecher. Aus denselben wurden am Ende dieses Zeitraums zwei große Sammlungen von vaterländischen Gesezzen veranstaltet, welche unter dem Namen, Franken- oder Schwaben- und Sachsen-Spiegel bekannt sind, von welchen besonders der letztere, für dessen Urheber Epko von Repkan gehalten wird, so großes Ansehn erlangte, daß auch ausländische Völker ihn annahmen und ihre Streitigkeiten dem Ausspruche der Schöppen, oder Beisizzer des Gerichtshofes zu Magdeburg, den man da-

mals Dingstuhl nannte, unterwarfen, wo die in diesem Spiegel enthaltenen Gesetze durch zwar ungelehrte, aber mit gesunden Menschenverstande und Erfahrung begabte Bürger, erklärt und angewandt wurden, bei welcher kurzen und einfachen Verfahrungsart sich die Nation nicht übel befand.

Eine andre Schutzwehre gegen jenen verwüstenden Rittergeist war auch noch die vermehrte Aufnahme der Städte, welche jetzt durch die erweiterte Handlung, auch dadurch, daß die wehrlosen Landleute, Künstler, Handwerker und Gelehrte in ihren Mauern Schutz suchten, bevölkerter, reicher und blühender wurden. Die Bürgerschaft wählte sich nun Bürgermeister und Räthe (Consules.) Sie machte sich selbst waffenfähig, theilte sich in Fahnen und übte sich in den Waffen, so daß, wenn bei hereinbrechender Gefahr die Sturmglocke schlug, bald ein kleines Heer geharnischter und bewaffneter Männer an den Thoren stand, um ihre Mauern und Freiheit zu schützen. Dadurch waren die Städte im Stande, zumal wenn sie, wie oft geschah, mit einander in Verbindung traten, die Großen und den unruhigen Adel im Zaume zu halten. Während diese durch ihre unabläßigen Fehden das Land verwüsteten und namenloses Elend verbreiteten, während die unwissende und habsüchtige Geistlichkeit die Religion und nützliche Kenntnisse zu Füßen trat und jedem Lichtstrahle der Vernunft entgegen kämpfte, nützten die Bürger in den

Städ-

Städten wirklich dem Vaterlande, indem sie die innere Ruhe beförderten, die Erzeugnisse des deutschen Bodens und des Kunstfleißes vermehrten, verfeinerten und vortheilhaft an Ausländer, besonders im Norden Europa's nach den britischen Inseln, nach Norwegen, Schweden, Preußen, Polen und Rußland größtentheils auf eigenen Schiffen ausführten und dagegen andre Bedürfnisse einbrachten. Die so verderblichen und verabscheuungswerthen Kreutzzüge brachten doch den Nutzen hervor, daß die Deutschen, indem sie, gleich den Italiänern, die Kreutzheere mit ihren Schiffen begleiteten, die Unternehmungen derselben zur See unterstützten, ihnen Lebensmittel zuführten, bei dieser Gelegenheit mit dem Seewesen bekannter, in der Schiffahrt kühner und unternehmender wurden, und auch viele Handelswaaren, überhaupt den Handel besser kennen und treiben lernten. Jetzt gingen zahlreiche Flotten aus den Mündungen der Weser, Elbe und Trave nach den syrischen und ägyptischen Küsten. Lissabon, das durch sie den Sarazenen entrissen wurde, war ihr Sammelplatz. Die Bremer thaten bei der Eroberung Jerusalems sowol zu Lande, als zu Wasser, große Dienste, und erhielten dafür 1111 vom Kaiser Heinrich V. das Vorrecht, daß ihre Consuln und Anführer auf den Kleidern und Mänteln Gold und Grauwerk tragen durften.

Bisher hatten in dem nördlichen Deutschland die Slaven an der Ostsee den größten Handel getrieben, selbst ostindische Waaren durch Rußland über Novograd an sich gezogen, wodurch

ihre Städte Wisbi und Julin in den blühendsten Zustand gekommen waren. „Julin, sagt Adam von Bremen, ist die größte Stadt Europa's, sie ist mit Constantinopel zu vergleichen." Die Deutschen hierüber eifersüchtig, gebrauchten die Religion zum Vorwande, ihnen diese Vortheile zu rauben. Nach langwierigen, mörderischen Kriegen wurde die slavische Nation, da sie sich nicht bekehren, oder vielmehr der habsüchtigen christlichen Geistlichkeit sich nicht unterwerfen wollte, fast ganz ausgerottet, in die Sclaverei geschleppt, ihre Städte zertrümmert, ihr Gut Fremdlingen gegeben und ihr Handel nach deutschen Städten, besonders nach Lübeck gezogen. —

Diese Vorfälle begünstigten und hoben die Städte, und Handlung. Nun fingen die deutschen Kaufleute an, unter sich gesellschaftliche Verbindungen, die sie Gilden, und Hanse nannten, worinn man nur des Handels-kundige und keiner Verbrechen schuldige Leute, als gültige Genossen aufnahm, zu stiften. Die Kaiser bestätigten diese Einrichtung, nicht sowohl aus dem Grunde, um den Handel und die Gewerbe zu befördern, sondern um an den Städten ein Gegengewicht gegen die anwachsende Macht der Stände zu haben. Jede kaufmännische Landsmannschaft wählte sich ihren eigenen Vorsteher und einen Richter, welcher an einigen Oertern Hansgraf hieß, der die aus der Handlung entspringenden Zwistigkeiten schlichten sollte. Die Städte erwarben sich Zollfreiheiten, Geleite und Schutz

in den Ländern verschiedener Fürsten, theils für Geld, theils gegen andre Vortheile; entzogen sich der Gerichtsbarkeit der Grafen und Vögte und richteten eine eigene Bürgerregierung, nach der Art der italiänischen Handelsrepubliken auf. Um diese Vortheile mit desto größerm Nachdruck verfolgen, und um sich desto kräftiger gegen einheimische und auswärtige Räubereien und Bedrückungen vertheidigen zu können, traten im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Lübeck und Bremen in ein Bündniß, in welches auch bald Hamburg und Braunschweig, das schon damals große Niederlagen von italiänischen und deutschen Waaren hatte, und in der Folge noch mehr Städte des nördlichen Deutschlands, aufgenommen wurden. Dieser städtische Handelsverein, den man vorzüglich die Hanse hieß, erhob Deutschland zu dem größten handeltreibenden Staate dieser Zeit. Er wurde so mächtig, daß er eigene Kriegsheere und Flotten unterhielt, Könige zum Frieden zwang, den Fürsten Ruhe gebot, die Landstraßen und die Seefahrt sicher stellte. Die Hanse hatte nicht nur fast in allen Städten Europa's ihre eigene Niederlagen und Handelsgeschäftshäuser, sondern legte auch in vielen nördlichen Ländern, z. B. Norwegen, Rußland, Livland und Preußen deutsche Pflanzstädte an.

Dieser regen Thätigkeit des Bürgerstandes haben die Deutschen einen Theil der Erhaltung ihrer Nationalfreiheit, die Aufnahme des Kunstfleißes und die Ausbildung der Sitten zu einer

ruhigern und feinern Lebensart vornehmlich zu danken, so wie sie besonders den Wohlstand und die Macht der Städte bewirkte. In vielen Städten wurden nun schon Jahr- und Wochenmärkte unter obrigkeitlicher Aufsicht und Schutze gehalten. Cöln hatte von der Römer Zeit her um Ostern einen freien Markt (Messe), der stark besucht wurde; es hielt Flotten im Ozean, sein Gewicht und Maaß galt durch die ganze Handelswelt. Auch wurden die Märkte zu Magdeburg. Halle, besonders zu Bardowik, Soest und Braunschweig, welches vom Kaiser Otto IV durch ganz Deutschland zollfrei gemacht wurde, häufig besucht. Goslar, reich durch den Segen des Bergbaues und als kaiserlicher Wohnort begünstigt, konnte sich sogar mit gedachtem Kaiser in eine Fehde einlassen. Als es erobert wurde, gebrauchte man acht Tage, um das vorräthige Silber, Metall und andre kostbare Waaren auf einer, aus der ganzen Gegend zusammengeschaften Menge Wagen wegzufahren. Unter Friedrich II. kam auch die Messe zu Frankfurt am Mayn schon in Aufnahme.

Unter die glücklichen Wirkungen des Handels gehört auch vornehmlich die Vermehrung und Verbesserung des Ackerbaues der Deutschen. Zwar erhielten die hohenstauffenschen Kaiser noch den landwirthschaftlichen Geist der Franken. Friedrich I. reitzte durch sein Beispiel, indem er in seinen Ländern am Rheine Landhäuser bauete, Meiereien, Fischteiche, Thiergarten und Weinberge anlegte. Friedrich II. nahm

durch ein Reichsgesetz die Bauern in seinen kaiserlichen Schutz, befahl den Gutsbesitzern, die Landleute nicht zu drücken, ihre Hütten, Getraide und Geräthschaften nicht zu beschädigen, ihnen einen Theil der gehäuften Abgaben zu erlassen und brach dadurch die Bahn zu der Aufhebung der Leibeigenschaft. Als aber der Absatz deutscher Erzeugnisse nach dem Auslande vortheilhaft vermehrt wurde, beeiferten sich unsre Landleute besonders, immer mehr wüstes Land zu Fruchtfeldern urbar zu machen und größere Sorgfalt auf die Viehzucht zu wenden. Auch erwarben sich einige Klöster das Verdienst, daß sie sich von den Landesherren unbebauete Haiden und rauhe Waldungen einräumen ließen, um sie in Fruchtboden, Fluren und Weinberge zu verwandeln, und die Oekonomien dieser Klöster dienten gewöhnlich den übrigen Landwirthen zum Muster. Andre Geistliche, und auch Adliche, munterten den Landmann zur Vermehrung und Verbesserung des Feldbaues darum auf, um desto reichere Zehnten ziehen zu können. Zuweilen gab es auch schon Fürsten in Deutschland, welche den Werth dieser Geschäfte erkannten. Heinrich der Löwe machte nicht nur nützliche Vorkehrungen zur Vermehrung und Sicherung des Handels seiner Staaten und zur Begünstigung der Gewerbe in seinen Städten Braunschweig, Lübeck, Regensburg und Lüneburg, sondern er zog auch viele fremde Feldbauer in die durch den Krieg verödeten Länder und stiftete im Wendlande, in Holstein, Meklenburg und Nordsachsen zahlreiche Anpflanzungen. Albrecht

der Bär versetzte eine große Anzahl Niederländer aus Holland, Seeland und Flandern, weil diese Leute einen sumpfigten und waldigten Boden zu behandlen und nutzbar zu machen wußten, nach der Mark Brandenburg, nach Pommern, Nauemburg und in die goldne Au, wo sie die sogenannten Holländereien, Landwirthschaften, nach holländischer Art anlegten.

Nun fing man in Deutschland an, außer dem zum Lebensunterhalte nöthigen Getraidearten und Gartenfrüchten, Waid, Kermes und Hopfen zu bauen. Schon im neunten Jahrhunderte wurde deutsches Bier nach fremden Ländern ausgeführt. Der verbesserte Landbau verursachte hauptsächlich, daß am Ende des dreizehnten Jahrhunderts alle Lebensmittel außerordentlich wohlfeil wurden. 1275 kostete der Scheffel Rocken in Sachsen einen Schilling, der Scheffel Hafer acht Pfennige. Man kaufte sieben Eier für einen Heller, ein Huhn für zwei Pfennige und zu Strasburg für einen Pfennig acht Häringe. Der Häringsfang war damals größtentheils in den Händen der Deutschen, und an einigen Oertern trieben besonders die Edelleute den Handel mit den Häringen ausschließlich. Ihr Zug ging bis ins dreizehnte Jahrhundert nach der pommerschen Küste, wo sie sich oft so drängten, daß man sie mit den Händen auffangen konnte, und ein Wagen voll frischer Häringe nur wenige Groschen galt. — Dabei waren die Abgaben noch sehr gering und einfach. Im nördlichen Deutschlande entrichtete der Colonist seinem Gutsherrn, dem

Fürsten, der Kirche, oder dem Kloster von einer Hufe Akkerfelds jährlich einen Pfennig nebst dem Zehnten von den Früchten und Viehe, von einem Kalbe, oder Fohlen einen halben Pfennig. Ueberhaupt war der Bauernstand, obgleich oft Bauern und arme Leute für gleichbedeutende Wörter genommen wurden, das allgemeine Elend, welches aus dem Ritter- und Fehde-Geiste und dem verderbten Religionswesen entsprang, abgerechnet, damals so sehr gedrückt und verzweiflungsvoll nicht. Er war doch schon, da der Adel sich das Kriegshandwerk allein zueignete, von der Werbung befreiet. Und wurden ihm die Plackereien der Gutsbesitzer und die Fehden zu lästig; so konnte er sich in den Schutz der Geistlichkeit werfen, oder Beschirmung in den Städten suchen, wo er, als Pfahlbürger und Aussenbürger gegen ein gewisses Schutzgeld aufgenommen wurde, wodurch er die Gutsherren oft nöthigte, mit ihm säuberlich zu verfahren.

Die Aufnahme der Städte, der Handlung und des Ackerbaues beförderte den Kunstfleiß unter den Deutschen. Nachdem die Handwerker, welche vorher auf dem Lande, als Leibeigene für ihre Herren arbeiten mußten, ihre Zuflucht in die Städte genommmen hatten und daselbst Freiheit für ihre Person und Gewerbe fanden, legten sie sich mit desto größerm Fleiße auf ihre Geschäfte, je mehr diese nun für sie selbst Gewinn einbrachten. Nun fingen die Münzer, welchen von den Städten, denen die Kaiser das Münzrecht ertheilt hatten, die Ausübung dieses

Rechts übertragen war, wogegen sie für den Werth der Münzen haften mußten, Münzbürger und Münzjunker hießen, die Schmiede, Weber, Tuchscheerer, Kirschner und Metzger an, ihre Arbeiten in einer gewissen Ordnung und nach bestimmten Vorschriften zu erlernen und zu treiben. Sie vereinigten sich zu Gesellschaften, Innungen, wählten Vorsteher und Altermänner, welche über die, zu einem Gewerke gehörigen Mitglieder die Aufsicht führen und die Arbeiten schätzen sollten; machten für sich eigene Gesetze, legten Gildehäuser an, wo sie ihre Zusammenkünfte hielten, und übten unter sich sogar ein gewisses Strafrecht aus. Die jungen Handwerker gingen, wie die jungen Glehrten, in die Fremde, um noch mehr zu lernen, und weil diese Wanderungen, wegen der Räubereien auf den Straßen, mit Gefahren verbunden waren, bewaffneten sie sich. Sie führten gewisse Losungsworte, Zeichen und Grüße, die sie von den wandernden Geistlichen entlehnten, ein, um sich einander kenntlich machen zu können und bei ihren Handwerksgenossen Aufnahme zu finden. Da es noch fast durchgehends an Wirthshäusern mangelte, der reisende Geistliche nur bei seinem Amtsbruder, oder in einem Kloster, übernachten, der reisende Ritter nur in eine Burg einkehren, oder die Nacht unter freiem Himmel hinbringen, Jeder aber seine Lebensmittel gewöhnlich bei sich führen mußte; so legten die Handwerker besondre Herbergen an, wo ihre Wandrer, nachdem sie sich gehörig beglaubiget hatten, aufgenommen

und beschenkt wurden. Nun stieg ihre Ehre. Einige Kaiser und Fürsten bestättigten die Gilden. Sie ertheilten ihnen das Vorrecht, daß diese Gesellschaften mit den damals gerade dazu gehörenden Gliedern geschlossen seyn und sie nur allein in ihrer Stadt die Marktfreiheit genießen sollten. Man nahm sie in die Bürgerschaft auf, und bald erhielten sie an verschiedenen Oertern den größten Antheil an der Stadtregierung, an der Wahl der Obrigkeiten und andrer öffentlichen Beamten. Auch gab man den Handwerkern den Titel, der nur den Besizzern der freien Künste gebührte, indem man sie Meister (Magistri) nannte. Und mit vielem Rechte konnten sie sich diesen Namen zueignen. Sie zeichneten sich schon durch Geschiklichkeit und Fleiß sehr aus. Besondees wurden die Arbeiten der deutschen Schmiede in ganz Europa geschätzt. Unsre Weber thaten es allen zuvor. Deutsche Leiwand und deutsche Tücher wurden überall gesucht, und daher schon häufig ausgeführt. Um einen Begriff von dem deutschen Kunstfleiße dieses Zeitalters zu erlangen, blicke man nur auf die Ueberbleibsel desselben, auf die Altäre der Kirchen, Reliquienkasten, Monstranzen, Becher und Kelche, auf die mit Elfenbein, Glase, Crystall und Agath ausgelegten, getriebenen, geschnitzten und durchgearbeiteten Sachen! Jene Denkmähler der Baukunst an den Tempeln, Klöstern und Schlössern, vereinigen Dauerhaftigkeit, Kühnheit und Pracht. Jene Mauerwerke trotzen der Zeit. Gewiß brach-

ten die Deutschen den Styl der gothischen Kunst aufs Höchste.

Schon zeigte sich auch der deutsche Erfindungsgeist. Die Deutschen bereicherten nicht nur alle Zweige der Handwerke mit neuen Hülfsmitteln und Werkzeugen, sondern durch ihre Entdeckungen thaten sie es jetzt allen andern Völkern im Fabrikwesen, besonders bei den Salzwerken und beim Bergbau zuvor. Heinrich der Löwe gebrauchte schon bei seinen Belagerungen goslarische Bergleute zum Miniren, und man fuhr nach ihm fort, diese Kunst, unterirdische Gänge anzulegen, häufig anzuwenden. Sein Sohn, der Pfalzgraf Heinrich, bediente sich im Jahre 1200 gegen die Mauren der Festung Throthi im Orient einer Art Pulvers, welches man lange vorher in den Rammelsbergischen Gruben zum Zersprengen der Wände gebraucht hatte. Wahrscheinlich sind die Schiffbrücken, obgleich Richard von England sich derselben 1202 zuerst bedient haben soll, gleichfalls eine deutsche Erfindung, so wie es der Dribock, eine Art Mauerbrecher, zuverläßig ist. Auf solche Entdeckungen mußten die Deutschen vorzüglich zuerst fallen, da sie unabläßig Krieg führten, stets auf Waffen und Zerstörung sannen. — Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts fing man aber auch schon in Deutschland an, steinerne Brücken zu bauen. Der sarazenische König zu Cordua in Spanien, Aldaraman II. ließ zuerst den Boden seiner Städte pflastern. Ihm folgte hierinn Philipp von Frankreich 1185 zu Paris nach, und

von da breitete sich dieser gute Gebrauch bald nach Deutschland aus, wo man in den Niederlanden, wegen des sumpfigten Bodens, zuerst Stadtpflaster, Röhrbrunnen, Steinwege und Dammstraßen anlegte. Die deutschen Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts reden von Spiegeln aus geblasenem Glase, als von einer bekannten Sache. Der Minnesinger Konrad von Würzburg sagt sogar, daß man sie aus Asche verfertige. Es ist also falsch, daß die Venetianer allein die Glasmacherkunst in dieser Zeit besessen hätten. Besonders verdankt das Seewesen den Deutschen viele Verbesserungen. Fast alle dabei gebräuchliche Kunstwörter, wie auch die Namen der Winde, stammen aus unsrer Muttersprache her. In diesem Zeitraume unternahmen die Deutschen schon kühne Seefahrten. Unter Kaiser Heinrich III. beschifften die Friesen die Orkeneyinseln, kamen nach Island, besuchten Grönland, die Lappen und drangen unter dem Nordpol ins Eismeer.

Hätten die Mächtigen der Nation, der Adel und die Geistlichkeit in der Uebung und im Gebrauch der Geisteskräfte, in der Vermehrung der Kenntnisse und Begünstigung nützlicher Gewerbe, in der Ausbildung der Sitten, überhaupt in der Benutzung der Mittel, welche Ruhe und Wohlstand in der Gesellschaft hervorbringen, mit dem Bürgerstande und dem übrigen Theile des Volks gleichen Schritt gehalten; so würden die Deutschen schon damals eine höhere Stufe der Kultur bestiegen haben, sie würden schon damals ei-

ne große Aufklärung des Geistes zum richtigern Denken und richtigern Handeln, dadurch also wahres Glück unter sich haben verbreiten können. Aber sie blieben zurück, indem sie die Ausübung ihrer vermeintlichen Vorrechte, Gewaltthätigkeiten zu begehen, Kriege und Fehden zu führen und ihre Untergebene zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht zu gebrauchen, nicht fahren lassen wollten. Besonders muß man es der Geistlichkeit auf den Kopf beschuldigen, daß sie die Bildung und Aufklärung der Nation nicht befördert, sondern aufgehalten habe. Denn sie allein war gleichsam privilegirt zu den Wissenschaften; sie allein kannte Bücher, von ihr foderte man Nachdenken und Gebrauch der Vernunft. Warum nützte sie ihre Muße und ihr Vermögen nicht, bessere Einsichten und mildere Sitten hervorzubringen und auszubreiten? Aber, leider, hatte sie den Grundsatz angenommen: „Der Geistliche sey schon vollkommen, er sey beser, als der Laie; wer der Kirche diene, habe Vorzüge vor andern Menschen, wäre der Gottheit angenehmer und näher; daher müsse der Geistliche den Weltlichen beherrschen, dürfte ihn gebrauchen und auch wohl berücken." Was gegen diese Meinung stritt, wurde, als Ketzerei, verdammt. Denn damals wurden nicht sowohl diejenigen, welche in Glaubenslehren irrten, oder vielmehr richtiger, als das eingeführte Lehrgebäude enthielt, dachten, sondern vornehmlich die, welche jene Grundsätze bezweifelten, für Ketzer gehalten. Weil Hein-

rich IV. Friedrich II. und ihre Freunde nicht an die Unfehlbarkeit und Allgewalt des Papstes glauben wollten, so brandmarkte man sie mit diesem Namen. So nannte man auch die Schüler des am Ende des zwölften Jahrhunderts zu Lion lebenden Kaufmanns Peter Waldus, der sich bemühete, die Verfassung und Lehre der christlichen Kirche nach dem Inhalte der Bibel zu verbessern und der von keinem Papste noch Bischofe, nichts von Vergebung der Sünden durch Menschen, nichts vom Fegfeuer und andern Irrthümern wissen wollte. Ueberhaupt wurden endlich alle jene Freunde der Wahrheit und Vernunft, welche die Freiheit und Würde der Menschen gegen die Tyrannei des Papstes vertheidigten, die sich den Kelch beim Abendmahl, den Gebrauch der Bibel nicht rauben lassen, die Ehelosigkeit der Geistlichen nicht billigen wollten, für Ketzer gehalten. Sie sollten nicht geduldet, sondern von der Erde vertilget werden. Man verfolgte sie. Es wurde die Inquisition erfunden. Besonders erhielt der von dem Spanier Dominikus Guzman 1216 gestiftete Orden von Bettelmönchen den Auftrag, Ketzer auszuspüren und auszurotten. Mit der äußersten Geschäftigkeit erfüllten diese Blutmenschen ihre Sendung. "Die Kirche, sagten sie, hat lange genug Geduld bewiesen, nun muß sie Ernst zeigen." Sie schlugen zuerst in dem südlichen Europa ihre grausamen Glaubensgerichte auf; bald drangen sie aber auch in unser Vaterland. Schon 1231 kam Konrad von Marburg als päpst-

licher Bevollmächtigter, um sie einzuführen. Die Verfahrungsart dieses Gerichts war sehr kurz. Wenn Jemand, auch abwesend, als Ketzer angegeben wurde; so war dawider kein Rettungsmittel. Er mußte sich, als schuldig bekennen und dann durch Abschneidung der Haare und andre harte Büßungen das Leben lösen, oder sich verbrennen lassen. Mit den Bauern und Bürgern wurde der Anfang gemacht. Darauf giengs an den Adel und die Grafen. Konrad ließ auf einmal 100 Edelleute bei Speier verbrennen; bald nachher zu Maynz 34. „Die Deutschen rasen!" rief selbst der Papst aus, als er dieß hörte. Aber die Deutschen raseten nicht lange; die Ketzerrichter wurden vertrieben, Konrad todtgeschlagen und seit der Zeit hat die Inquisition nicht wieder Fuß auf deutschen Boden fassen können.

Trefliche Gelehrte, die durch ihre Schriften jenem unmenschlichen Unwesen hätten entgegen kämpfen, dagegen die Bildung und Aufklärung des Volks hätten befördern können, waren bei den Deutschen noch eine Seltenheit. Ihre Geschichtschreiber liefern nur trockene Sammlungen von Begebenheiten. Da es Geistliche waren; so sind sie nicht ohne Partheilichkeit, und gewöhnlich nur dann in ihrer Erzählung genau, wenn es zu ihrem Vortheile gereicht. Erziehung der Jugend kannte man nicht einmal dem Namen nach; Niemand bemühete sich, für die Verfeinerung und Veredlung der Sitten zu wirken. Daher behielten die Deutschen in allen Ständen noch immer viel rohes in ihrer Lebensart und Umgange. Nur

ein Paar Züge davon! Der Erzbischoff Konrad von Salzburg predigte öffentlich und heimlich gegen den Eid, welchen die Bischöfe dem Kaiser leisten sollten; er behauptete, daß es ein Gottesraub sey, wenn geweihete Hände in blutige gelegt würden. Als ihn nun der Herzog Berthold von Zähringen auf dem Reichstage zu Regensburg in Gegenwart des Kaisers, den Eid zu leisten, ermahnte, antwortete er: „Sehet, Herr Herzog! ihr seyd so voreilig, daß wenn ihr ein Wagen wäret, ihr vor den Ochsen herlaufen würdet; die Sache wird, ohne eure Sorge, zwischen mir und unserm Herrn, dem Könige ausgemacht werden.“ Und damit der Erzbischof durch eine etwa hart ausfallende Antwort nicht noch mehr aufgebracht würde, lief der Kaiser geschwind herbei und drückte dem Herzoge dem Mund zu, daß er nicht reden konnte. — Kaiser Otto IV. lud seine besten Freunde auf das Pfingstfest zu sich nach Braunschweig. Es fanden sich viele Fürsten, Grafen, Ritter, Bischöfe und Erzbischöfe ein, welche alle aus der königlichen Küche bewirthet wurden. Als sie einstens aus den Fenstern vom Mosthause auf den Löwen sahen, welchen Heinrich der Löwe auf dem Burgplatze hatte aufrichten lassen, sagte der Herzog Bernhard von Sachsen zu demselben: „was geinest du viel gegen Aufgang? Wende dich nach Norden; denn du hast, was du begehrest!“ Dieser Einfall wurde von allen Anwesenden herzlich belacht. — Bei eben diesem Feste wollte der Erzbischof Albrecht von Magdeburg nicht eher die Messe lesen, warum ihn die ganze Gesellschaft ersucht hatte, wenn nicht vorher der Markgraf Dietrich von Meissen, mit dem er einem Zwist hatte, aus der Kirche ginge. Damit nun der Markgraf nicht zu sehr verhöhnet würde, ging der König selbst mit demselben hinaus.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Indem also in Deutschland Rohheit und Cultur, Freiheit und Sclaverei, Vernunft und Geisteszwang, Licht und Finsterniß, Kunstfleiß, Trägheit, Zerstörungswuth, Gewaltthätigkeit und Gerechtigkeit miteinander kämpften, fühlten die Deutschen, daß sie ihren Kaiserthron, nachdem er nach Richards Tode einige Jahre ledig geblieben war, wieder besetzen müßten, zumal der Papst drohete, ihnen ein Oberhaupt zu geben — und sie fühlten, daß sie ihn mit einem klugen, thätigen und muthigen Manne besezzen müßten, welcher der herrschenden Eigenwilligkeit steuern und Mittel vorkehren könne, Ruhe und Zufriedenheit zurückzuführen, um das Vaterland zu retten. — Und sie trafen den rechten, den einzigen Mann, den Grafen Rudolf von Habsburg! Nur ein Graf — sollte er Deutschlands innere und äußere Feinde bekämpfen, sollte Fürsten, die mit Königen weteiferten, dem Gesetze, dem Ansehn des Throns unterwerfen, sollte, statt einer, aus wenigen Burgen bestehenden Grafschaft, nun das große, zerrüttete, verwilderte und aufrührische Deutschland regieren! Hat man je von einem Fürsten so viel gefodert? — Rudolph nahm 1273 die Krone an, und erfüllte die Erwartung. Mit Geistesgegenwart ließ er die Fürsten den Eid der Treue und Folgsamkeit schwören, mit Entschlossenheit und Tapferkeit zwang er seinen härtesten Gegner, den König Ottokar von Böhmen, dem er vorher gedient hatte, sich zu unterwerfen, und die von Deutschland abgerissenen Länder wieder herauszugeben. Seinen einzigen Reichthum, vier wohlgezogene Töchter, wandte er an, Freunde zu erwerben, indem er sie an mächtige Fürsten des Reichs, auf deren Beistand er sich verlassen konnte, verheirathete. Er zerstörte in wenigen Monaten einige hundert Raubschlösser, strafte die Ruhestörer streng, führte durch thätigen Eifer und Redlichkeit Eintracht und Frieden zurück. Er giebt uns Hofnung, nun endlich einmal Gerechtigkeit in Deutschland wiederkehren und für die gebesserten Nachkommen wirksam zu sehn! —

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlenkert, Friedrich Christian,

Deutschland ein historisches Gemälde

Bd.: 1,1

Frankfurt u.a. 1804

Germ.g. 423 i-1,1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017089-4